Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Erster Band.

Vollständige Original-Ausgabe in 8 Bänden.

Aarau 1858.
Druck und Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.
Frankfurt am Main,
Johann David Sauerländer.

Vorrede

zu den ersten Ausgaben.

Ich war in den Palästen der Großen, in den Feldlagern der Kriegsheere, in den Werkstätten friedlicher Bürger, in den Hütten der Armuth. Ueberall fand ich Gemüther, bereit und geneigt zu heiligen Unterhaltungen; überall Sehnsucht zur Besserung des Herzens, Hinstreben einer bekümmerten Seele zur Versöhnung mit sich selbst, zur Vereinigung mit Gott; überall das ewige laute Bedürfniß, nicht dieser Welt allein, sondern auch den Tagen einer künftigen Welt zu leben, welche unfehlbar uns erwartet nach den großen Verwandlungen, die wir in der Todesstunde erleiden.

Aber jene Sehnsucht der Menschen war leider nur Sehnsucht und Bedürfniß des Augenblicks. Es kam ein zweiter Augenblick, und die heiligen Entschlüsse waren im Gedränge anderer Umstände und Zerstreuungen verloren und vernichtet. Ein anderes Herz schien oft der Mensch in seiner Brust zu tragen, wenn er im Tempel sich vor dem Allerheiligsten beugte; ein anderes, wenn er aus den Pforten der Kirche in das Geräusch des alltäglichen Lebens hinaustrat.

Ich fand überall zwar Religion, aber selten Religiosität; Gottesfurcht, aber selten Gottesliebe; heiligen Vorsatz, selten heilige That; Christi öffentliche Bekenner, selten Christi Jünger und Nachfolger.

Nicht vergebens erheben sich tausend Stimmen klagend über den Verfall des Christenthums in unsern Tagen. — Sie klagen mit Recht. — Ich sehe von der einen Seite nur Leichtsinn, Gespött, Eigendünkel und seltsames Bemühen, die warnende Stimme des innern Richters durch schlaue Entschuldigungen zu entkräften, oder in Lustbarkeiten und Tändeleien zu verscherzen; — von der andern Seite Jünglinge und Männer und Greise, von bangen Zweifeln über Gott und Ewigkeit, über das einstige Loos ihrer Seelen, über die Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes

gequält. Und schauderhafte Verkettung öffentlichen und bürgerlichen Elendes, geheimer Ruin manchen Familienglücks, ist die Folge dieser Umstände.

Viel mögen zum Verfalle des wahren Christenthums und zur Zerstörung sittlicher Ordnung die Kriege letzter Zeiten gewirkt haben; — viel manche Schriften mit oberflächlicher Weisheit hingeschrieben, und mit oberflächlichem Verstande gelesen. Aber noch hundert andere Quellen liegen verborgen, aus denen unser Elend strömte. Ich werde sie nicht nennen; ich will Niemanden kränken. Mein Zweck ist ein anderer und schönerer, und mit Freudigkeit will ich im Arme des Todes einst mein Auge schließen, wenn ich auch nur einen geringen Theil meines Ziels erreicht haben werde. Und dieses Ziel ist: Beförderung des wahren Christenthums durch Wiederbelebung häuslicher Andacht und Frömmigkeit.

Denn nichts stimmt unser Herz so sehr zu bleibenden frommen Gesinnungen, zu schönen und christlichen Thaten, als Unterhaltungen mit Gott in einer Stunde der Einsamkeit, wo die Seele, losgehoben von allen Sorgen, allen Zerstreuungen des Lebens, ihrem ewigen Vater zukehrt und ihm allein angehört; nichts vermehrt so sehr häusliche Glückseligkeit, als wenn der Vater oder die Mutter im Kreise der lieben Ihrigen sich mit den erhabensten Gegenständen, mit dem Heiligthume jeder Seele, mit Gott und seinen Schöpfungen, mit den Wahrheiten der Religion Jesu Christi, mit der Ewigkeit und den Erwartungen des für die Ewigkeit erschaffenen Geistes unterhalten. Ein stiller Friede verbreitet sich nach solchen Unterredungen über die Gemüther der Familie, — eine Thräne der Rührung versiegelt oft den Bund der hier vereinten Herzen: göttlich auf Erden zu handeln, um ewig Gottes würdig zu sein. Wer diese Seligkeit schon empfunden hat, fühlt die Wahrheit meines Wortes; — und wer sie nie empfand, warum strebt er, der nach allerlei Glück dürstet, nicht nach dem Einen, was ihm kein Uebel des Lebens rauben, sondern nur erhöhen kann?

Zur Beförderung solcher Stunden stiller Andacht und häuslichen Glückes will ich durch diese Blätter versuchen beizutragen.

Sie sollen euch geweiht sein, Jünglinge und Mädchen, die ihr, mit frohen und bangen Ahnungen in die Welt hinaustretend,

euerm bessern Selbst noch nicht treulos geworden seid. Mögen sie euch stille Würde bewahren in den Freuden des Glücks, religiösen Muth in der Stunde des Kummers.

Sie sind euch geweiht, Gatten, die ihr vereint des Lebens Bahn hinabgeht, eure Seelen gemeinschaftlich zu Gott erhebet, und eure Kinder in christlicher Einfalt auferzieht, eine Gabe Gottes, sie Gott wieder zuzuführen.

Sie sind dir geweiht, Greis, der am Abend seines irdischen Lebens den Blick zum Morgenroth eines ewigen Lebens emporhebt über die verschwindende Erdenwelt.

Vorrede

vom Zwecke und Gebrauche dieses Andachtsbuches.

Als Gott in den Tagen furchtbarer Schickungen und Trübsale, unter vieljährigen Kriegsstürmen, zu den Völkern der Erde sprach, und seine Stimme mächtiger, denn einst in den Donnern und Blitzen auf Sinai, scholl: „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein!“ (2. Mos. 19, 6), da fühlte sich der Verfasser dieses Werks ergriffen, und er schrieb dasselbe zur Erweckung der Andacht, zur Erhebung der Gebeugten, zur Belehrung der Irrenden. Es erschien damals als Wochenblatt in einer Zeitfolge von acht Jahren*). Nachdem er seine Arbeit geendet hatte, wurden auch von dem Wochenblatt neue Auflagen veranstaltet, ungeachtet ein Werk in solcher Form viel Unbequemes für die Leser haben und mancherlei enthalten mußte, was unter veränderten Zeitumständen nicht mehr verständlich oder passend war.

Dies hat ihn bewogen, dem Werk eine zweckmäßigere Gestalt und Eintheilung zu geben, sowohl um vielen Haushaltungen und Einzelnen die Anschaffung zu erleichtern, als auch um das Ganze an sich für einzelne Stände brauchbarer zu machen. Daher sammelte er aus den acht Jahrgängen diejenigen darin zerstreuten Be-

*) Nämlich in den Jahren 1809 bis 1816.

trachtungen, welche für christliche Haushaltungen im Allgemeinen erbaulich sein konnten; und wieder besonders, was für den Jüngling und die Jungfrau in ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen, — oder für den frommen Betrachter der Natur, — oder für den Leidenden, welcher seinen Blick auf die Ewigkeit richtet, — oder für den lehrreich sein konnte, welcher sein Gemüth in der Betrachtung von den Schicksalen der Religion Jesu Christi erheben und heiligen wollte. Er ließ Wiederholungen hinweg, welche in der Art, wie das Werk zuerst erschien, unvermeidlich eintreten mußten; ließ Anspielungen auf die Tage und Umstände hinweg, in denen ehemals die Blätter wöchentlich ausgegeben wurden, und fügte Manches hinzu, wo sich Lücken darzustellen schienen.

So ward denn auch das gegenwärtige Andachtsbuch für eine christliche Haushaltung gebildet. Es ist recht absichtlich geschehen, daß darin die Betrachtungen in mannigfaltiger Abwechselung unter einander stehen, und nicht in strenger Ordnung und Folge eines Lehrbuches der Christenpflichten. Eben dieser Wechsel ist für das Gemüth des Lesers erfrischend; und eben das oft Unerwartete wirkt mächtiger, zumal wenn der Inhalt desselben mit seinem Seelenzustande mehr oder weniger zusammenklingt.

Freilich kann es geschehen, daß in demjenigen, was du, mein christlicher Leser, zu deiner Erbauung, Belehrung oder Beruhigung zu lesen empfängst, nicht immer ganz dasjenige enthalten ist, was für deine augenblickliche Gemüthsstimmung paßt. Aber selbst dies kann nur Gewinn für dich sein, niemals Verlust. Es ist immer vortheilhaft, wenn unsere Seele plötzlich zur Aufmerksamkeit auf Dinge hingeleitet wird, an die sie im gegenwärtigen Augenblicke am wenigsten dachte. Vielleicht ist es ein Gegenstand, der längst vergessen und versäumt war; — desto nützlicher wird uns die Erinnerung daran. Vielleicht wo unser Gemüth durch irgend ein Unglück am tiefsten betrübt ist, wird es zur Betrachtung der Größe und Majestät Gottes aufgefordert; es wird eben darin den vollsten Trost finden. Vielleicht, wo wir bei angenehmen Vorfällen uns der unbefangensten Freude überlassen hatten, wird unsere Andacht zur Hinfälligkeit des Irdischen aufgerufen. Wo könnten wir besser lernen mit Mäßigkeit Freude zu genießen?

Nicht das Wort, was diese Betrachtungen dir sagen, mein Christ, sondern die Art und Weise, wie du es in den verschiedensten Lagen deines Lebens liesest, und was du dabei denkest und empfindest, — das kann deine Weisheit, dein Lebensglück befördern.

In einer christlichen Haushaltung soll Christus Jesus der erste Hausfreund sein. Sein Wort, sein Rath soll unsern Geist in den Geschäften des alltäglichen Lebens leiten. Wie lieblich ist es in dem Hause wohnen, wo der Gedanke an Gott und das Göttliche die Tagewerke eröffnet und beschließt! Wie schön ist der Anblick der Familie, in welcher der ehrwürdige Hausvater, die fromme Hausmutter, umringt von den Kindern, Hausgenossen und treuen Dienstboten, Gottes Wort lehret und ausspricht! Wie viel Gutes, Segenbringendes wird da erweckt, wie viel Sündliches, Unheilvolles wird da im Stillen, und ohne daß es ein Anderer ahnet, unterdrückt!

Nicht wird damit gesagt, daß man sich tagtäglich zu einer feierlichen Stunde der Andacht im Hause versammele. Das Schönste wird durch Alltäglichkeit ermüdend und gemein; das Rührendste verliert durch Gewohnheit die Gewalt. Aber immer wird sich doch im Laufe der Woche wenigstens eine Stunde finden, wo ihr in der Einsamkeit euch selber angehören dürfet. Dies sei die Stunde eurer geheimen Andacht. Da vereiniget euch zur ernsten Selbstbetrachtung; — da ergreifet diese eurer Erhebung geweihten Betrachtungen, oder jedes andere, zur Religiosität begeisternde Buch, und bereitet euch durch dasselbe zum Gespräch mit Gott, zur Selbstprüfung eurer reinen oder unreinen Neigungen, zur Auswahl künftiger Grundsätze, nach denen ihr handeln wollet.

Es ist wohl möglich, daß man nicht zu allen Zeiten aufgelegt ist, sich mit den ernsthaften Gegenständen der Religion zu beschäftigen. Du hast angenehme und unangenehme Ereignisse in der Familie, die dich zerstreuen; du denkst an verschiedene Unternehmungen und Entwürfe, die sich jetzt deiner ganzen Seele bemächtigt haben; du hast gewisse Arbeiten vor, welche dir alle Zeit rauben, dich zu sehr ermüden oder deine Aufmerksamkeit verschlingen.

Doch, Lieber, täusche dich nicht selbst! — Wahr ist's, die Neigung mag dir fehlen, dich mit religiösen Gegenständen zu beschäftigen. Aber sollen deine Neigungen dich beherrschen, oder sollst du Meister derselben sein? — Du hast vielleicht keine Neigung, einen König oder Fürsten, oder jeden andern deiner achtungswürdigen Obern zu sprechen. Aber wenn er vor dir steht, wirst du darum nicht mit ganzem Gemüth und mit aller Ehrfurcht vor ihm erscheinen? — Gott, der Allmachtvolle, steht vor dir jeden Augenblick deines Daseins; die Ewigkeit umfaßt dich in jedem Augenblick deines Denkens und Wollens. Kannst du vor ihm nicht, was du jederzeit vor jeglichem deiner Vorgesetzten kannst? — Nein, diese erhabenern Beschäftigungen soll man nie aufschieben, wenn man nicht endlich Wohlgefallen an dem Allerniedrigsten finden will. Der Gedanke an Gott, und daran, daß du seiner würdig sein sollst, muß dir zur Gewohnheit, zum unentbehrlichsten Bedürfnisse werden; außerdem wirst du nie die Palme der innern Vollendung gewinnen. Religion und Tugend müssen deiner Seele so unentbehrliche Bedürfnisse sein, als Speise und Trank es für deinen Leib sind. Außerdem ist dein Christenthum Scheinheiligkeit; dein Gebet, in welchem du dich Gott zu weihen glaubst, äußeres Zeremoniel.

Darum überlasse die Wahl der Stunden, in welchen du dich allein oder mit deinen Lebensgenossen göttlichen Betrachtungen weihen willst, keineswegs ganz dem Zufalle, der Gelegenheit oder deiner besondern Neigung. Diese Stunden möchten sonst seltener schlagen, als deinem Herzen wohlthätig wäre. Du gehst ja auch zu einer bestimmten Stunde an deine häuslichen und Berufsgeschäfte, ohne dich zu fragen, ob du große Lust zur Arbeit habest. Kannst du dies nun für dein Brod, für deinen irdischen Erwerb thun: warum willst du dem Edlern in dir, deinem unsterblichen Geiste, weniger dienen? Verschiebe die Stunde heiliger Betrachtungen nicht auf eine Zeit hinaus, wo du nichts Besseres zu thun weißt. Ach, der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Bestimmung der Seele ist nicht geschaffen, nur die Langeweile zu verkürzen, oder uns in einem müßigen Augenblicke zu unterhalten.

Wähle die Zeit, da du, von übrigen Geschäften los, dir selbst

überlassen sein kannst — dir selbst in tiefer Einsamkeit, oder umgeben von deinen Hausgenossen, deinen Kindern, die zu der gleichen Absicht versammelt sind. Stelle, wenn es sein kann, sogar die Stunde fest unter deinen andern Beschäftigungen; denn schon die Gewohnheit hat eine große Macht über das Gemüth und erleichtert uns Vieles. Am vortrefflichsten ist dazu der Sonntag geeignet, dieser allgemeine feierliche Ruhetag der christlichen Welt. Er gehört der Stille, der Andacht, der Ueberlegung. Man sieht an ihm auf das Tagewerk der vergangenen Woche gern mit prüfenden Augen zurück, und nimmt für die bevorstehende Woche neue Beschlüsse und Vorsätze. Da ist's, wo die Seele am unwillkürlichsten zum Lenker des Schicksals, zum großen Anordner unsers Wohls emporblickt. Vernachlässige den schönen Zweck dieses Tages nicht; unterlaß es nicht, eine Stunde der Andacht deinem Gemüthe zu gönnen. Denn vielleicht wird dir durch eben diese Stunde eine Wahrheit vor die Seele gehalten, die auf dein Glück in der Woche unvermuthet den wichtigsten Einfluß haben dürfte.

Was du aber liesest oder lesen hörst: gewöhne dich nie, dabei an Andere zu denken, sondern wende Alles auf dich selbst an. Stelle Vergleichungen an zwischen dem, was da gesagt worden ist, mit dem Zustande, worin du dich befindest, oder mit deiner Denkart, mit deiner Handlungsweise. Dann wirst du bald wahrnehmen, wie weit es mit dir gekommen sei, und wie viel dir noch fehlt, um ein ächter Jünger Jesu, ein würdiges Kind Gottes zu sein, um glückselig zu leben, und gelassen einst zu sterben.

Diejenigen Stellen aber, welche dich ganz vorzüglich trafen, welche gleichsam ganz besonders für dich dazustehen schienen, diese bezeichne vor allen andern. Es sind die auserwählten Worte an dein Herz. Mache ihren Inhalt zum bleibenden Schatz deines Gemüthes, zur Richtschnur für die ganze künftige Woche, und wo möglich fürs Leben.

Aber freilich, das Gedächtniß ist oft treulos. Man erinnert sich nicht jedesmal des Guten wieder, wenn es nöthig wäre. Geschäfte und Verdrießlichkeiten, Sorgen oder Lustbarkeiten im Laufe der Woche verdrängen den schönen Gedanken des Sonntags, den

heiligen Entschluß, welcher im Schoose der Einsamkeit und Ueberlegung gewonnen worden ist. Darum komme dir selbst zu Hilfe. Nimm jene auserwählten Stellen, die dich vorzüglich trafen oder rührten, jeden Tag einmal zur Hand; lies sie noch einmal in der Morgenstunde, wenn du dein Lager verlässest, und ehe du zur Arbeit des Tages gehest. Solch ein, in dir erneuerter, Gedanke wird gleichsam zum guten, freundlichen Schutzengel deiner Seele werden, und sie bei Anlässen, wo sie sonst ihrer selbst vergäße, an ihren eigenen Werth erinnern; wird dich bewahren vor Uebereilungen und nachtheiligen Schritten; wird dir eine Erhabenheit und Kraft geben, welche endlich zur Gewohnheit der Tugend und zum bleibenden Seelenadel führen.

Denn woher kommt es, wenn wir so viel Vortreffliches anhören oder lesen — daß wir oft in frommen Augenblicken so göttliche Vorsätze fassen können, und dann nach einigen Tagen und Wochen wieder so schlecht und schwach einherwandeln, als wäre alles Vergangene niemals geschehen? Man sagt dann wohl: es fehlt uns an Kraft; oder: der Mensch bleibt immerdar sündig; oder: die Gnade ist noch nicht wirksam in uns; — und tröstet sich also über seine eigene Unwürdigkeit, die man dann wieder vor Gott bereuet; tröstet sich über Vergehungen, die man oft schwer zu büßen hat; oder verzweifelt wohl gar an der Möglichkeit, überhaupt so gut zu werden, als man zu sein wünschen möchte. — Nein, unsere meiste Fahrlässigkeit und die Unfruchtbarkeit guter Vorsätze entspringt aus der Schwäche unsers Gedächtnisses, und daß wir uns nach einer gewissen Zeit das Gute, das wir lasen, hörten oder uns vornahmen, nicht mehr lebhaft genug vergegenwärtigen können. Daher dient die Auszeichnung vorzüglich wichtiger Stellen, und ihr öfteres Wiederzurhandnehmen und Wiederlesen zur Erhaltung in edeln Entschlüssen und zu einem großen, heiligen Leben.

Soll euer Wohnzimmer zum Gottestempel sich verwandeln, soll eure Hausgenossenschaft eine Versammlung aufrichtiger Gottesverehrer sein; soll häuslicher Friede, häusliche Liebe bei euch einkehren, und Christi Wort erfüllt werden: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da werde ich mitten

unter ihnen sein; — so leget, was ihr gelesen habet, nicht zuletzt mit einem todten Lobspruche bei Seite, oder mit einem Ausrufe: Diese Betrachtung war schön und gut! wenn die Macht des göttlichen Wortes an euer Herz schlug. Nein, denket über die Empfindungen nach, die es in euch erweckt hat; machet diese Empfindungen deutlicher. Oder wenn eure unerwachsenen Kinder zugegen sind, fraget sie über das, was sie beim Vorlesen angehört haben; erklärt ihnen einfach, ohne Schmuck der Rede, was ihnen allenfalls unverständlich gewesen ist. Lasset sie einen gelegentlich eingestreuten, für ihre Seele passenden Vers auswendig lernen; nicht aber, um ihnen daraus ein Gebet zu machen, welches ihnen durch öftere Wiederholung endlich alltäglich und gleichgültig werden muß, sondern weil es jederzeit für junge Leute vortheilhaft ist, wenn sie eine gute Lehre dem Gedächtnisse einprägen. Oft, wenn im Augenblick der nahen Verführung ihr Herz schlummert, wacht ihr Gedächtniß noch, und weckt ihr Herz wieder und rettet es!

So lebet denn wohl, ihr meine Leser, ihr Geliebten! Mit euch sei Gott! Vielleicht gehört es zu den Seligkeiten eines künftigen Seins, daß uns Gottes Huld gewährt, lichtvoll über das Ehemalige hinzublicken und zu erkennen, welches die Folgen und Wirkungen des Guten waren, so wir zu thun liebten. Vielleicht erkenne ich auch dann Diejenigen, bei denen ich nicht vergebens war. Vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Mühseligen und Gebeugten, denen in einer schweren Stunde durch meine Worte Erquickung und Trost von Gott kam; vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Theuern, die ihr in gefahrvollen Augenblicken, da ihr zwischen Sünde und Tugend wanktet, durch die Leitung der ewigen Vorsehung herbeigeführt wurdet, und in diesen Betrachtungen einen neuen Reiz fandet, die Welt mit ihrer Lust zu vergessen und Gottes heiligen Willen zu halten. Vielleicht erkenne ich dann Diejenigen, für die ich ein Werkzeug des Herrn wurde, sie des Bessern in Zweifeln zu belehren, damit sie auf den rechten Weg

des Lebens zurückkehrten, und sie dem ewigen Vater wieder zugeführt würden.

Lebet wohl, ihr meine Brüder, meine Schwestern! In Gott sind und bleiben wir vereint; in Gott finden wir uns wieder.

Und Du, o mein Gott, mein Vater, segne sie mit Deiner Gnade! Sei mit ihnen, so lange sie auf Erden wallen! Erfülle sie mit der Kraft Deines heiligen Geistes! Ziehe sie zu Dir, durch die Offenbarung Deines ewigen Sohnes! Sei ihr Trost, sei ihr Leben!

Und ist das, was ich zur Verbreitung Deines heiligen Reiches zu wirken trachtete, auch mangelhaft und unvollkommen gewesen: ach, wie gern hätte ich wohl Besseres geleistet! wie heiß war meine Sehnsucht, das auf eine würdige Weise auszusprechen, was mein ganzes Inneres mit heiliger Glut erfüllte! — Aber Du, vor dem nichts groß und nichts gering ist, der aus dem Nichts Welten hervorruft, und mit dem Kleinsten die erstaunenswürdigsten Werke bewirkt; Du, in dem Schwachen Mächtiger, kannst und wirst auch in dem, was ich nach Kräften leistete, für manche Seele mächtig sein. Mein war dabei wohl der Wille, denn Du gabst mir Freiheit des Wollens, aber die That ist Dein! Ich habe nichts gethan. Der gewisseste Segen meiner Bemühungen war für mich selber meine eigene Besserung, meine eigene erhöhtere Liebe zu Dir, meine eigene Stärkung im Kampf gegen die Sünde!

Und die Geliebten, nahe und fern, für die Du mich erkoren hast, ihnen ein Verkünder Deines beseligenden Willens zu sein — o, noch einmal: segne sie! Vater, ihr und mein Vater, segne sie! Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

1.
Erste Neujahrsbetrachtung.

Philipp. 4, 4—7.

Wenn Andre sanken, stand ich doch;
Des Todes Hand schlug meine Brüder,
Ich aber bin, ich lebe noch,
Und freue mich des Daseins wieder.
Wer bin ich? wozu aufgespart? —
Der Du, o Gott, mein Schicksal lenkest,
Und mich so wundervoll bewahrt:
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest?

Nichts bin ich; — Alles, Alles Du! —
Werthlos bewohnt' ich Deine Erde.
Ach, decke, was ich lebte, zu;
Regiere, was ich leben werde.
Dies neue Jahr — Dir will ich's weih'n,
Nie handeln, ohn' auf Dich zu blicken;
Will nur des Guten Samen streu'n,
Das Edle nur soll mich entzücken.

Sei, was du willst, o fremdes Jahr:
Gott wacht um mich und meine Lieben.
Rauscht in der Zukunft mir Gefahr?
Wird Kummer meine Stunden trüben?
Wie, oder strahlt mein beff'rer Stern?
Wird mich des Glückes Zufall heben?
Gleichviel! Ihr Sorgen, bleibet fern!
Was gut ist, wird mein Gott mir geben.

Etwas ungewöhnlich Feierliches liegt für uns in dem Beginn jedes neuen Jahres. Es ist gleichsam der Festtag, den wir unsern stillen Hoffnungen, unsern geheimsten Wünschen weihen. Hier verkündet der Glocken feierlicher Frühklang den Anfang des Zeitraums, dort begrüßen Posaunen und Trompeten und heilige Gesänge den ersten Morgen des Jahres. Frohlockend jauchzt die muntere Schaar der Jugend ihm entgegen. Freunde und Bekannte wünschen sich liebreich Glück. Fromme Kinder beten lauter für das Heil ihrer Aeltern, Leidende für das Leben ihrer Wohlthäter, Völker in den Tempeln für ihre Regenten.

Allen ist die Grenzscheide zweier Jahre wichtig: dem Könige auf dem Throne, wie dem Bettler unter dem Strohdache; dem fleißigen Hausvater in der Mitte seiner Arbeiter, wie der Mutter

neben ihren Kindern; dem Greise auf seinem Ruhesitze, wie dem Jüngling, der erwartungsvoll in die stürmische Welt hinauseilen will.

Wie ein großer Traum steht hinter uns das vergangene Leben; wie undurchforschlicher Nebel über ein nie gesehenes Land ruht der Rest unserer Tage vor uns. Den Schwermüthigen quälen bangere Sorgen, den Frohmüthigen umschwärmen schönere Hoffnungen. Jeder richtet den Blick auf das Loos, welches ihm die nächsten Tage und Monate bringen sollen; Jeder möchte von seinen Schicksalen etwas errathen, die noch in der finstern Zukunft verborgen, wie die Saaten jetzt im winterlichen, verschlossenen Schoos der Erde, keimen.

Mit ungewissen Erwartungen und Besorgnissen nimmt Jeder seine Geschäfte wieder vor, und macht seine Entwürfe und Plane. Auch der Christ erneuert seinen Lauf; auch ihn umspielen Furcht und Hoffnungen. Aber mit welchen Gesinnungen tritt er beim Anfang des neuen Jahres der finstern Zukunft und seinen unbekannten Schicksalen entgegen?

Er sucht einen Augenblick der Einsamkeit, in welchem seine Seele sich selbst angehört. Er erhebt seinen Geist im stillen Gebet zu dem allmächtigen Vater und zu seiner unendlichen Liebe. Sein Mund stammelt den Dank seines Herzens. Er spricht: Ich bin nicht werth all der Barmherzigkeit, Liebe und Treue, die Du mir erwiesen hast. Denn daß ich bin, und was ich habe, es kommt durch Dich! — Du hast mich durch tausend Gefahren geleitet, die ich alle nicht einmal kannte. Du warst gegenwärtig, wenn meine Noth und Verlegenheit am größten war. Du wachtest über mich und die Meinigen, wenn wir schliefen. Wir sahen Deine warnende Hand, wenn wir fehlten. Und was mir geschah im vergangenen Jahr, ich fühle es, das geschah zu meinem Wohlergehen; und was ich jetzt noch nicht einsehe, daß es also zu meinem wahren Besten kam, ich werde es in der Folge begreifen lernen. Denn diese heilige Ordnung, in der Du die Welt regierst, ist weise, wunderbar, und auf die höhere Seligkeit derer gerichtet, die Du hast erschaffen wollen. — Ja, auch ich gehöre zu dieser heiligen Weltordnung, die ewig und unzerstörbar

ist, wie Du; auch ich bin von Dir als Glied in dieselbe gezählt. Und selbst die traurigen Schicksale, wenn ich sie mir auch nicht durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, Schicksale, die ich nicht verwehren konnte, Schicksale, unter denen mein Herz geblutet hat — selbst sie waren in Deine Weltordnung von Ewigkeit her eingerechnet. Und was Du thust, das ist wohlgethan.

Ach Gott, mein Gott, voll unerschöpflicher Gnade! ach Vater, mein Vater, voll namenloser, unaussprechlicher Güte, verlaß mich nie! Verlaß mich nie, und die lieben Meinigen! Verlaß uns nie, auch wenn wir fehlen sollten. Deine Kinder irren; weinend kehren sie immer wieder zu Deiner Barmherzigkeit zurück.

Ja, Herr, mein Gott, bis hieher hast Du mir geholfen; Du wirst auch ferner helfen. Siehe, vertrauensvoll richte ich meine Blicke nach Dir. Wie ein schwaches Kind sich voller Liebe und inniger Zuversicht an die Hand seines Vaters und seiner Mutter hängt, so hänge ich mich an Dich. Ich will den Lehren Deines heiligen Sohnes, den Lehren meines Erlösers Jesu Christi, folgen, denn es ist Dein Wort, das er uns gebracht hat: und dann mit stiller Ergebung das Verhängniß erwarten, wie Du es mir und den Meinigen im künftigen Jahre bereitet hast.

Dir vertraue ich, darum wage ich auch keine Bitte zu Dir. Du allein weißt es, was mir und den lieben Meinigen heilsam ist, und Du wirst uns geben und begegnen lassen, was uns wohlthätig werden kann.

Freilich, o mein Gott, o Du Allwissender! mancher heiße, innige Wunsch bewegt mein Herz, mancher kleine stille Wunsch, welchen ich fast Niemanden entdecken möchte, um nicht verkannt zu werden; mancher Wunsch, den ich laut und mit Thränen ausrufen möchte; ach! wenn dieser mir erfüllt würde! O Du kennst ihn; ich darf ihn Dir nicht nennen; — ach, es wäre mein höchstes Glück.

Nein, nein! was habe ich gesprochen? Bin ich denn weiser, als die ewige Weisheit? Kann ich voraus wissen, was mein Glück sein würde, der ich nicht einmal kenne, was in den nächsten Tagen geschehen wird? Nein, nein, allweiser, liebender Vater, ich stammle Dir, wie ein unwissendes Kind, meine Wünsche vor; Du

aber wirst nur diejenigen endlich in Erfüllung gehen lassen, die mir wahrhaft nützlich sein können. In Deine treuen Vaterhände gebe ich mich hin, und alle die Meinigen, Alle, die meinem Herzen lieb und theuer sind. Wir gehören Dir; nur Du — Du bist unser Gott!

Wohlan denn, mein Herz, entferne die vergeblichen Sorgen, und alle eiteln Hoffnungen, und erwarte mit stillem Vertrauen die Gaben der freundlichen Vorsehung, welche über dich und die Deinigen wacht.

Fürchte von der Zukunft nicht zu viel, und hoffe von ihr nicht zu viel! Beides kann dir gleich schädlich werden, und auf die Vorsätze, auf die Plane, die du dir machst, allzugroßen und verderblichen Einfluß haben.

Hoffe nicht zu viel! Das eben führt den Menschen in unangenehme Lagen, daß er sich allzuvertrauensvoll seinen Erwartungen überläßt; daß er gar nicht zweifelt, Dieses oder Jenes, was er wünscht, werde auch wirklich geschehen, weil vielleicht einige Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Er richtet sein ganzes Betragen allzuvoreilig darnach ein; er macht darnach schon alle Entwürfe, und läßt sich, von seinen Hoffnungen geblendet, zu thörichten Unternehmungen verführen. Was das Herz wünscht, das hofft es; es erinnert sich nicht mehr, wie oft es schon in Erwartungen betrogen wurde.

Hoffe nicht zu viel! Denn es wird dich verstimmen und deinen Muth allzusehr niederschlagen, wenn es nicht erfüllt wird. Du bereitest dir damit selbst nur bittere Augenblicke vor, die du hättest vermeiden können. Verfehlte Hoffnungen lassen immer einen Schmerz zurück, der uns ungerecht gegen Mitbrüder, ungerecht gegen die Vorsehung machen kann. Und wen sollen wir denn anklagen, als uns selbst, die wir uns mit vergeblichen, thörichten Träumereien schmeichelten und eitle Luftschlösser bauten?

Hoffe nicht zu viel! Denn dies macht dich gegen allerlei mögliche Unglücksfälle unvorbereitet, die dich doch auch treffen könnten. Wer seine Seele mit allzuschönen Erwartungen liebkoset, macht sie gleichsam weichlich; er verzärtelt sie, daß sie den Sturm nicht ertragen kann, wenn er unversehens von allen Seiten ein-

bricht. Der Weise, das heißt der Christ, geht, auf Alles gefaßt, bewaffnet mit Ruhe und Ergebung, in die dunkle Zukunft hinein, wie der Soldat gegen den unbekannten Feind. Den Blick gen Himmel gerichtet, nimmt er sein Schicksal, das Gute wie das Böse, von der Hand des ewigen Weltregierers dankbar an. Ob der nächste Monat ihm einen Kranz von unerwarteten Freuden windet, oder ob er ihm einen Sarg zeigt, worin ein geliebter Todter schlafen wird: er erwartet Beides mit christlicher Fassung.

Hoffe nur so viel, als du dir Angenehmes durch einen gerechten, tugendhaften Wandel erwerben kannst. Diese Hoffnung wird dir selten fehlschlagen. Die Tugenden, welche du übst, bringen auch schon in dieser Welt ihre Freuden. Die übeln Gewohnheiten, die Fehler, welche du ablegst, werden Diejenigen mit dir versöhnen, welche dich jetzt verachten oder hassen. Die guten Eigenschaften, welche du annimmst; dein freundliches Wesen; deine Begierde, Andern ohne Eigennutz zu dienen; dein Bestreben, von Andern immer das Beste zu reden; dein Eifer in den Geschäften, die dir anvertraut sind; deine Entfernung von allen unanständigen Dingen — werden Jeden für dich mit Liebe einnehmen, der jetzt noch gleichgültig auf dich hinschaut. Denn worin besteht doch zuletzt das dauerhafte Glück des Menschen? Darin, daß man zufrieden mit sich selbst, zufrieden mit seinem Betragen sein kann, und die Hochachtung und Freundschaft aller guten Menschen gewinnt. Bist du noch nicht glücklich: wer hindert dich denn, es zu sein? Warum willst du nicht manchen Fehler ablegen, den du wohl an dir kennst, womit du Andere von dir zurückstößest, und womit du dir selbst die Ruhe des Gemüths, den stillen Frieden Gottes raubst? Warum hoffest du thörichter Weise von Andern her ein Glück, das du besser und dauerhafter mit eigenen Händen schaffen kannst? Es wird dir vielleicht zu schwer, dich in diesen und jenen Stücken zu ändern; du hast nicht den Muth, damit anzufangen. Nun, so beklage dich nicht länger; du hast nicht den Muth, glücklich zu sein.

Hoffe nur so viel Ansehen oder Wohlstand, als du dir durch eigenen Fleiß und eigene Arbeit verschaffen kannst. Zähle überall nur auf dich selbst und auf

Gottes Segen; nicht auf den Beistand anderer Menschen, nicht auf glücklichen Zufall, nicht auf blindes Ungefähr, das dich wie eine unvermuthete Erbschaft, ein Loos in der Lotterie, mit Reichthum überschüttet. Je mehr der Mensch sich auf sich selbst verlassen kann, je weniger er von andern Menschen und ihrer Gnade abhängt, desto größer ist er, desto freier, desto edler und desto fähiger zu allem Guten. Warum hoffest du denn so gerne auf ein höheres Ansehen unter den Menschen, oder auf Erwerb großen Reichthums? Ist es nicht darum, weil es deiner Eitelkeit schmeichelt? Wie, du Unwürdiger, deinem heimlichen Stolze zu Gefallen soll Gott Wunder thun, und die Schicksale der Welt darnach ordnen? — Wer nicht glücklich und zufrieden werden kann durch das, was er mit eigenem Fleiße und freudiger Arbeit erwerben kann, wahrlich der ist keiner größern Glücksgüter werth!

Hoffe nur so viel Freuden in der Welt, als du dir durch deine Klugheit im menschlichen Leben vorbereiten kannst. Immer weise ich dich auf dich selbst zurück. Du sollst der Schöpfer deines Glückes sein; darum rüstete dich Gott mit Vernunft und Verstand aus. Vermeide mit Klugheit alle gefährlichen und gewagten Unternehmungen, richte dein Hauswesen mit Klugheit ein, wähle mit Klugheit deine Freunde, benutze mit Klugheit und Eifer jeden Anlaß, dein Gewerbe auf rechtliche Weise zu verbessern; betrage dich mit Klugheit gegen Menschen von anderer Denkungsart und von andern Ständen; so wirst du dir unzählig viel traurige Stunden ersparen, und dir in deinem Lebenskreise, worin du jetzt stehest, ein stilles Paradies bauen, das dich mehr entzücken wird, als alle Traumbilder deiner Hoffnungen.

Betrachte die Zeit als ein leeres Feld, worauf weder Glück noch Unglück von selbst wachsen. Du mußt es erst mit eigener Hand bestellen und anbauen. Was du in diesem Felde säest, das wirst du dann auch ärnten. In diesem Felde bete, in diesem Felde arbeite, und der himmlische Segen wird sich zu der Mühe gesellen.

Fällt dir dann ein unverhofftes Glück zu, eine Freude, die du nicht erwarten konntest: wohl, desto anmuthiger wird sie dich

überraschen, desto mehr dich beseligen. Ach, wie reich ist Gott, wie überschwenglich seine Güte! Auch im künftigen Jahre wird er dir ohne dein Erwarten und Bitten der unvermutheten Freuden viele senden.

Fürchte nicht zu viel! Die Furcht vor den Uebeln der Zukunft ist selbst schon das größte Uebel. Du leidest schon durch die Furcht jetzt mehr, als von dem Unglück, wenn es einmal da ist. Du vergiftest damit deine Gesundheit, und tödtest damit manche kleine Lust, die dir auch jetzt noch gern entgegenblüht. Furcht ist bei verschiedenen Menschen nur zu oft eine üble Gewohnheit. Sie mögen gern beständig klagen, und über alle Dinge sich Besorgnisse erwecken. Sie foltern sich selbst, und zerstören, wie im Wahnsinn, die wirklichen Freuden der Gegenwart.

Fürchte nicht zu viel! Denn es macht dich muthlos, und gerade dadurch wirst du zu einer falschen Handlungsweise verleitet. Rechne dir deine Angst, deine Besorgnisse nicht für Wirkungen deiner Klugheit an; denn die Klugheit hat ein gelassenes Gemüth, sie genießt mit Unbefangenheit den gegenwärtigen frohen Augenblick, tödtet die überhandnehmende Furcht mit der Hoffnung des Bessern, und äußert sich endlich, wenn die drohende Stunde des Leidens kommt, durch besonnenes Thun und Handeln, um die Größe des Uebels zu verringern. — Ruhig schwebt der Schiffer auf den Wellen des Meeres, und erfreut sich des günstigen Windes und des heitern Sonnenscheins. Soll er Stürme befürchten und Schiffbruch ahnen, während es ihm wohlgeht? Aber der Himmel bewölkt sich, und ein wüthender Sturm empört das Weltmeer, zerreißt seine Segel, droht mit schrecklichem Untergang. Furcht und Muthlosigkeit würden diesen Untergang noch schneller herbeiführen. Aber getrost auf Gott vertrauend, der ihn auch in den Stürmen über das einsame Meer begleitet, sammelt der Seemann die letzten Kräfte, eilt hin, wo Hilfe noth ist, und ringt mit Wind und Wellen, und rettet sich mit Klugheit aus der Gefahr.

Fürchte nicht zu viel! Sondern denke, wenn du bisher nicht ganz glücklich warst, es ändert sich Alles. Bist du

jetzt in einer trostlosen Lage: fasse Muth, es bleibt gewiß nicht, wie es ist. Kennst du aus deinen Erfahrungen noch nicht den ewigen Wechsel der Dinge? Ist es jetzt finster um dich: sei getrost, es wird heller werden nach wenigen Tagen; hienieden hat das Unglück keinen langen Bestand, so wenig als das Glück. Warum sollen wir verzweifeln, wenn eine Sonne untergeht? Lächelt nicht jenseits der Nacht uns wieder ein Tag? — Ueberdenke den ganzen Umfang deiner gegenwärtigen bösen Lage, deiner Widerwärtigkeiten, und sage dir selbst: hast du denn Alles verloren? — Nein! Und hättest du Alles verloren, du hast doch Gott nicht verloren! Warum willst du verzweifeln? (Hebr. 13, 5. 6.)

Fürchte nicht zu viel! Denn Gott geht mit dir durch jede Zukunft. Und wenn dich alle Hoffnungen, alle Lebensfreuden verlassen hätten: du bist noch nicht ganz verarmt, denn die unerschöpfliche Quelle aller Freuden, aller guten Gaben, die Güte Gottes ist noch nicht aus der Welt gewichen. Hat die Hand des Todes dir einen Schatz geraubt, einen Liebling deines Herzens, einen Freund, eine Freundin — warum soll dein Herz vergeblich und immer über dem Grabe des geliebten Todten bluten? Wanderer zur Ewigkeit! du wandelst an Gottes Hand dem Liebling wieder entgegen, den du hier verlorst. Hat dich irgend menschliche Ungerechtigkeit gekränkt, hast du durch Bosheit roher Seelen, hast du durch das Verderben des Krieges Vieles von deinem Vermögen, vielleicht Alles eingebüßt: richte dich muthig empor, ein Vergelter richtet über den Sternen, und auch deine Thränen sind von ihm gezählt.

Fürchte nicht zu viel, und denke, die Leiden, welche dich im vorigen Jahre trafen, und dir jetzt den Muth und die Hoffnung für bessere Tage nehmen, — denke, sie waren eine Prüfung deines Christenthums, Prüfung und Weisung, wie du dich bei künftigen Unfällen benehmen sollst. Du bist für eine andere Welt geboren, nicht für diesen vorübergehenden Traum des Erdenlebens. Nur durch reife Tugend, durch geprüfte Weisheit, durch Seelengröße wirst du einst der würdige Genosse einer bessern Welt. Darum sind die Uebel vorhanden, daß wir die Kraft unseres Gemüthes daran üben und stärken sollen. (2. Kor. 4, 17. 18.) Du hast

gelitten; wohlan denn, wo ist deine Stärke, deine Uebung? Was hast du in der Schule deines Leidens erlernt? Bist du der bessere Mensch geworden? — Bist du es, so zagst du vor keiner Zukunft, vor keinem Verlust mehr; du rufst mit freudigem Vertrauen gen Himmel: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gebenedeiet sei sein herrlicher Name!

Fürchte nichts, als was du dir Böses durch dein eigenes Verschulden zuziehen kannst. Nur jeder Mensch ist sich durch seine Fehler, durch seine Unklugheit, durch seine Leidenschaften am meisten furchtbar. Fürchte dich also nicht vor deiner Zukunft, sondern vor dir selbst. Die Zukunft sendet Gott, die meisten Unglücksfälle und mißvergnügten Stunden sendet sich der Mensch. Lebe christlich, und was dir auch begegnen mag, du wirst glücklich leben!

Fürchte nichts, wenn du dich selbst nicht zu befürchten hast. Arbeite dich mit männlichem Christensinne aus deinen gegenwärtigen kummervollen Verhältnissen hervor, die dir vielleicht drückend sind. Ueberlege reiflich deine gesammten Umstände, denke über die besten Mittel nach, die dir helfen können; fasse Muth genug, um sie auch mit ganzem Ernst und mit ganzer Klugheit anzuwenden. Und wohin zuletzt deine Kräfte nicht reichen, und was du nicht thun kannst, das wird Gott thun!

Ja, das wirst Du thun, göttlicher Vater, der Du auch den kleinsten Wurm im Staube versorgst und bedenkst. Vertrauensvoll will ich mich Dir hingeben, und was mir auch in diesem Jahre begegne, nichts soll mich abwendig machen von meinem Vertrauen und von Jesu, Deines Sohnes, heiligem Wort! Welche Zukunft kann mich schrecken, wenn ich Dich darin finde? Welcher Verlust kann mich muthlos machen, wenn ich Dich nicht verliere?

Frommer, edler, vorsichtiger, als im vergangenen Jahre, will ich in dem künftigen Jahre vor Dir wandeln, und mit dem neuen Jahre ein neues Leben anfangen. Und kostete es mich dann auch noch so viel Mühe, noch so viel Ueberwindung: ich will meine Fehler, meine lasterhaften Neigungen, die mich heimlich verderben, ablegen.

Und — sollte ich dieses Jahr nicht überleben, wäre es mein Todesjahr, — ach, daß dann auch mit den Thränen meiner

Freunde und Freundinnen auf meinem Grabe ein frohes Gewissen mir gutes Zeugniß von Dir gäbe! — Ich will mich darauf vorbereiten. Ist dies mein Todesjahr, so ist es auch mein Geburtsjahr für eine bessere Welt. Lächelnd und selig in Dir, mein Gott, möchte ich einst sterben, und lächelnd in die Ewigkeit eintreten, wo neue Seligkeiten Deiner wundervollen, unendlichen Schöpfung meiner harren.

2.

Die häusliche Andacht.

Ephes. 5, 15—21.

Erhab'ner Gott, den tausend Welten preisen,
Und dessen Ruhm der Wurm des Staubes singt;
Um dessen Thron des Himmels Sonnen kreisen,
Vor dem der Seraph betend niedersinkt:
Auch meine Hütte will ich, Herr, Dir weih'n,
Sie soll Dein Heiligthum und Tempel sein.

Und Deine Gegenwart wird sie verklären;
Wer mit mir wohnt, der soll Dein Priester sein.
Aus unsern Herzen flammt, statt von Altären,
Der Andacht Feuer hoch empor und rein.
Dem strahlt schon hier des Himmels Seligkeit,
Der Deinem Dienst sein ganzes Leben weiht.

Es ist ein rührender, herzerhebender Anblick, in dem Kreise einer frommen Familie zu stehen, wenn sie sich mit dem Heiligsten und Erhabensten, was die Welt hat, mit der Gottheit, unterhält. Wen läßt die Thräne unbewegt, welche in dem zum Himmel gewandten Blicke einer Mutter zittert, wenn sie für das Leben, für die Gesundheit, für die Unschuld, für das Wohlergehen ihrer theuern Kinder betet? Wer kann gleichgültig bleiben, wenn ein ehrwürdiger Vater, umgeben von seinen Hausgenossen, das Haupt entblößt, und nun, flehend für das Glück seines Hauses, sich zu dem König der Könige, dem allmächtigen Gott, wendet? Wem bebt in seiner Brust nicht die schönste aller Empfindungen, wenn ein unschuldvolles, aufblühendes Kind mit gefalteten Händen zu dem unsichtbaren, ewigen Vater ein Gebet für seine Aeltern, für seine Geschwister, für seine Gespielen stammelt?

Ehemals — wer wird, wer kann es läugnen? — war in den fürstlichen wie in den bürgerlichen Familien noch mehr häusliche Andacht zu finden, als gegenwärtig. Aber es läßt sich auch nicht läugnen, ehemals war auch mehr männliche Kraft, Rechtlichkeit und Großsinn; es war im Leben weniger Tändelei, weniger Leichtsinn, gehässiger Umtrieb und widerliche Selbstsucht; aber mehr stilles, häusliches Glück, froher Muth, Lust zu großen und gemeinnützigen Dingen.

Mit der sogenannten Verfeinerung der Sitten verschwand aus vielen Familien der schöne religiöse Sinn der Aeltern; man wählte wilde Zerstreuungen an die Stelle des ächten Lebensgenusses. Man jagte nach Glück in Außendingen, und hatte es schon in seiner eigenen Brust verloren. Man wollte mit unverständigem Wesen eine gewisse Geistesgröße zeigen, und verachtete, wenigstens öffentlich, seine religiösen Gefühle zu äußern. Man schämte sich nicht, bei unanständigen, ausschweifenden Gesellschaften gewesen zu sein, wohl aber im Tempel Gottes gesehen zu werden; man schämte sich nicht, schlüpfrige, Geist und Sitten verderbende Bücher gelesen zu haben, wohl aber beim Lesen eines Andachtsbuches, eines moralischen Werkes oder der heiligen Schrift ertappt zu werden. So verwilderte allmälig manches Herz, indem es sich zu veredeln wähnte; es trachtete nach dem Umgang mit Großen und Vornehmen, aber schien sich des Umgangs mit Gott zu schämen; es schloß sich an Dinge, welchen sich auch das vernunftlose Thier anschließt, und vergaß, daß der Mensch auch Bürger der Geisterwelt sei, und sich nur durch Verbindung mit Gott, dem höchsten aller Geister, veredle.

Aber der Leichtsinn und die Unsittlichkeit vieler Hausväter und die Thorheit vieler Mütter hat inzwischen das Glück, den Frieden und den Wohlstand angesehener Familien zerstört. Viele werden vorsichtig zu der einfachen Lebensart der Väter zurückkehren: möchten sie doch auch zu deren Tugenden zurückkommen! —

Auch die von Vielen vergessene häusliche Andacht wird dann wieder in den Kreis guter Familien zurückgeführt werden, und häuslichen Frieden, Trost im Unglück, und Frohsinn über jedes Tagewerk verbreiten.

Zwar hat die öffentliche Gottesverehrung in den Tempeln ihren hohen Werth; aber wie bald wird sie oft zur todten Gewohnheitssache, weil in den Zerstreuungen des alltäglichen Lebens das Herz endlich erkaltet, das sich außerdem nicht mit dem höchsten Wesen beschäftigt! Wie bald verfliegen die schönen Eindrücke, welche ein göttliches Wort auf unser Gemüth macht! Wie bald sind die heiligsten Gelübde vergessen und die Thränen, welche sie begleiten, wenn man aus der Kirche wieder in die alten Verhältnisse, wie in eine ganz andere Welt, zurücktritt, und eine lange Woche hindurch nicht mehr daran denken kann und mag? Wie? sollen wir denn nur am Sonntage Christen sein? Ist nicht ein jeder Wochentag ein Tag Gottes, ein Feiertag?

Doch weichen wir mit Vorsicht jedem Mißverständnisse, jeder falschen Deutung aus, wenn wir von der häuslichen Gottesverehrung reden! Es ist und soll nie damit auf Stiftung größerer oder kleinerer Zusammenkünfte verschiedener Personen und Familien abgesehen sein, welche gemeinschaftlich einen häuslichen Gottesdienst verrichten. Denn wiewohl dergleichen Zusammenkünfte an sich keineswegs tadelnswürdig und unerlaubt sind, führen sie doch gar oft in der bürgerlichen Gesellschaft üble Folgen mit sich, denen der Christ, als Bürger des Staates, ausweichen soll.

Der Christ muß die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ehren, und das Urtheil und Gefühl derer schonen, mit welchen er Verbindung zu haben genöthigt ist. Nie findet die Welt, nie auch der roheste Mensch, die Verehrung Gottes anstößig, wohl aber oft die Art, wie sie geübt wird. Das Ungewöhnliche, Ausgezeichnete, erregt Aufsehen, und oft den Argwohn. Christliche Demuth will ihre Gefühle nicht kund werden lassen vor Jedermann. Einsam steht sie im Winkel des Tempels, während der Pharisäer Aufsehen erregt durch sein Gebet an den Ecken der Straßen. (Matth. 6, 6.)

Wie schön, harmlos und jedes Vorwurfs frei ist dagegen die tägliche Andacht im engern Kreise jeder einzelnen Familie! Hier wird der Vater des Hauses, hier wird die fromme Mutter Priester und Priesterin des Allerhöchsten; und dasselbe Zimmer, in welchem wir die Gaben des ewigen Vaters genießen, dasselbe

Zimmer, welches unsere Thränen, unsere frohen Stunden sieht, dasselbe Zimmer, in welchem wir den Wechsel der Krankheit und Gesundheit empfanden, und das vielleicht einst unser Sterbebett enthält, wird ein Tempel des Allerhöchsten.

Hier versammelt sich die kleine, durch die heiligsten Bande des Blutes vereinte Gesellschaft, wenn ein süßer Schlaf der Nacht ihre Gebeine erquickt hat. Sie bringt in goldener Morgenstunde dem gütigen Schöpfer das Opfer ihres Dankes im leisen Gebet; oder sie tritt noch am Abend zusammen, ihres vollbrachten Tagewerks froh und der Ruhe bedürftig. Ihr letzter Blick ist auf den erhabenen Beschirmer ihres Daseins gerichtet, und während am nächtlichen Himmel tausend entfernte Sonnen als glimmende Sterne die Herrlichkeit Gottes verkünden, während vielleicht in tausend uns fremden Welten sein heiliger Name gefeiert wird, steigt auch unser Gebet durch die Stille der Nacht empor zu ihm, und er vernimmt's!

Diese Stunden der Andacht wirken selbst auf das Herz des unmündigen Kindes, wenn es Zeuge derselben wird. Es kennt noch keinen höhern Gebieter, als seine Aeltern, und sieht dieselben voll demüthiger Ehrfurcht beim Namen des unsichtbaren Gottes. Die gleiche Ehrfurcht durchdringt sein Herz, und die Gewalt des Beispiels impft seiner Brust religiöse Gefühle ein, ehe sein Verstand fähig ist, sich von den Bewegungen Rechenschaft zu geben, die in ihm vorgehen. Daher gewöhne man auch die Unmündigen frühe zur Ehrfurcht im Aeußern während des Gebets. Denn es ist eine Rede zum unsichtbaren Schöpfer und Erhalter alles Lebens. Das Kind begreift vielleicht noch nicht den Inhalt des Gebetes, aber den Sinn, welchen die ehrerbietige Stellung ausdrückt. Nur durch das Aeußere und Sinnliche wirkst du zuerst auf das zarte kindliche Gemüth. Es wird schon die süßen Gefühle der Gottesliebe kennen, wenn sein nachmals erwachender Verstand erst die Ursachen und die Wichtigkeit der Religion Jesu Christi erfährt.

Soll das Gebet fruchtbar auf die Herzen wirken, so sei es nicht immer und jeden Tag das nämliche Gebet. Nie muß dasselbe ein Spiel des Gedächtnisses werden, sondern aus dem Her-

zen und aus dem vollen Bewußtsein entstammen. Was aber das Gedächtniß einmal ergriffen, das kann der Mund leicht hersprechen, ohne daß der Geist dabei gegenwärtig ist.

Wie? und heißt es nicht Gottes spotten, wenn du ihn anredest, ohne an ihn zu denken? Die Andacht verschwindet, wenn das Gemüth zerstreut ist, und die Zerstreung findet sich oft wider unsern Willen ein, wenn der Geist nicht zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit gelockt wird. Lieber ein einziger, inniger Gedanke an Gott, lieber ein stummer Seufzer zu ihm, als ein andachtloses Gebet.

Ist der Vater oder die Mutter nicht immer fähig oder gestimmt, ein Gebet aus dem Herzen zu sprechen, wie es ihre jedesmaligen Empfindungen mit sich bringen, so fehlt es nicht an trefflichen Gebetbüchern, von würdigen, frommen, geistvollen Männern geschrieben. Diese erleichtern und verschönern durch die Anmuth und Kraft ihrer Gedanken unsere Andacht. Ihre Empfindungen werden zu unsern Empfindungen, ihre Gedanken zu unsern Gedanken. Das gemeinschaftliche Gebet in dem Kreise unserer Verwandten und Hausgenossen läßt in der Seele einen schönen Nachklang zurück. Auch einsam werden wir für uns in der Stille noch manche einzelne leise Bitte dem allwissenden Gott vortragen, der den Zustand unsers Herzens und die Angelegenheit desselben kennt.

Eben deswegen ist es schön, wenn fromme Mütter früh anfangen, ihre Kinder zu lehren, einige Worte des Gebetes aus freiem Herzen zu Gott zu sprechen; nicht etwa eine auswendig gelernte Rede, sondern den Ausdruck einer eigenen Empfindung. Nichts kann einer Mutter, nichts einem Vater rührender sein, als wenn ihr Kind am Abend auch nur eine einzelne Bitte zu Gott stammelt; wenn es mit gefalteten Händen zu seinem himmlischen Vater nur wenige Worte spricht.

Doch nicht aufs Gebet allein beschränkt sich die häusliche Andacht christlicher Familien; es gibt unzählige Anläße, Gottesverehrung in lieblicher Einfalt zu üben. Es ist zu dem Ende nicht nöthig, daß man den Namen Gottes beständig und bei jeder Gelegenheit im Munde führe. Dies Herr! Herr! sagen kann zuletzt, wie Alles, Gewohnheitssache werden, die immer schädlich

ist. Bei der Arbeit sollen wir ganz der Arbeit, bei unsern Geschäften und Verrichtungen, inner oder außer dem Hause, sollen wir ganz diesen, aber beim Gebete auch nur ganz dem Gebete angehören. Der menschliche Geist ist zu beschränkt; er kann sich im gleichen Augenblick nicht vervielfältigen, und während er die häuslichen Geschäfte betreibt, kann er sich nicht den überirdischen weihen.

Das beständige Immundeführen des göttlichen Namens ist gewissermaßen eine Entweihung desselben. Zartfühlende Christen pflegen dies eben so sehr zu vermeiden, als die Juden ihrerseits den Namen Jehova's viel zu heilig halten, um ihn durch das Aussprechen mit irdischen Lippen zu entweihen. Statt Gottes preisen wir die Natur oder die ewige Vorsehung. Und wen denken wir unter Natur, Vorsehung, Schicksal und Verhängniß anders, als immer nur Gott?

Wenn mit dumpfen Tönen die Sterbeglocken hallen, und der Leichnam eines Nachbars vor unserer Wohnung vorübergetragen wird, drückt der fromme Gatte des frommen Weibes Hand mit wehmüthiger Ahnung, und der Gedanke an die Ewigkeit umfängt beide lebhafter. Ihr Glaube, ihre Hoffnung erhebt sich zur allwaltenden Vorsehung empor — hier ist häusliche Andacht! —

Der Frühling streuet seine tausend Blüthen über die Welt; Lerchen singen über den Wolken, Nachtigallen in dunkeln Gebüschen, und eine wunderbare Verklärung glänzt durch die ganze Landschaft. Der entzückte Vater deutet dem horchenden Sohne die Wunder der Schöpfung an, und erklärt ihm die Spuren höchster Weisheit, und wie die Natur Alles so gütig geordnet. Ein frohes und heiliges Gefühl ergreift im Anblick dieser Wunder die Seelen von den Werken der Allmacht gerührt — — hier ist häusliche Gottesverehrung!

Wie manche einsame Stunde genießt die Familie unter sich! Schön ist es, sie mit frohen Unterhaltungen zu versüßen, aber auch schön, sie zuweilen zu höhern und ernstern Dingen zu benutzen. Ein gutes Andachts- oder Predigtbuch, eine erbauliche Schrift, zur Verbesserung des Herzens und der Sitten geschrieben, oder allgemein verständliche Stellen aus der Bibel, oder

Psalmen des königlichen Dichters, oder eine der Lebensbeschreibungen Jesu Christi werden vorgelesen. Horchend umgibt die Familie den Vorleser, und die Andacht Aller wird entzündet, der Verstand eines Jeden belehrt; die Tugend erscheint in ihrer Schönheit, die Thorheit in ihrer Lächerlichkeit — wir werden besser, indem wir hören und lernen; wir treten im Herzen der Gottheit näher — – hier ist häuslicher Gottesdienst!

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie mannigfaltig die Anlässe sind zur häuslichen Gottesverehrung. Darum aber ist es nicht nothwendig, immerdar zu ermahnen, zu lernen, zu erbauen, zum Guten aufzumuntern. Auch dies kann durch Einerlei und Uebertreibung ermüden. Nein, o Vater, nein, o Mutter, und ihr Alle, denen Religion und Gottesliebe heilig ist, die schönste Lehre, die wirksamste Predigt ist in jeder Stunde — euer Lebenslauf; — euer Beispiel wird mächtiger sein, als euer Wort; eure That fruchtbarer, als eure Lehre. (Koloss. 3, 17.)

Der fleißige, ordnungsliebende, zärtliche Hausvater; die treue, sorgfältige, freundlich-ernste Hausmutter; die gehorsamen, edelmüthigen Kinder; die arbeitsamen, getreuen Dienstboten: diese sind beständige Priester und Priesterinnen Gottes. Ihr ganzer Wandel ist offen und rechtlich, und eine Frucht der innern Gottesverehrung. Die Andacht ihrer Seelen glänzt aus ihren Thaten, wie von einem Spiegel, zurück. Wenn in andern Menschen längst im Getümmel des Lebens jene heiligen Empfindungen verdrängt sind, welche der öffentliche Gottesdienst am Sonntage gab, dauern sie bei uns in stiller häuslicher Andacht fort. Wenn leichtsinnig ein Anderer selbst die großen Entschließungen, die edeln Vorsätze wieder vergißt, welche er mitten unter Unglücksfällen faßte, pflanzen sie sich in unsern Gemüthern durch den einsamen Gottesdienst fort.

Mit sanfter und doch erhabener Macht wirkt die häusliche Andacht auf alle Seelen. Sie ist es, welche uns den rechten Standpunkt verleiht, den wir in der Welt haben sollen; wir stehen durch sie eben so sehr mit den Geschäften und Ereignissen des Lebens, als mit den Hoffnungen der Ewigkeit in Verbindung. Wir erscheinen, wenn wir uns zu unserm Gott wenden, nicht

mehr als Fremdlinge vor ihm, sondern als Kinder, die täglich um ihren Vater sind.

Man fühlt sich durch die Verehrung Gottes, welche wir ihm im Kreise unserer Verwandten oder in der Einsamkeit darbringen, jedesmal stärker, besser, zu allem Guten entschlossener; man handelt edler; man bereitet sich und Andern mehr Glück, und fühlt den Himmel des häuslichen Friedens. Man vermeidet mit größerer Sorgfalt Unanständigkeiten, die demjenigen leicht begegnen, der selten daran denkt, dem Allerheiligsten zur Rechenschaft zu stehen. Ein vorwurfloses Gewissen verbreitet unaussprechliche Heiterkeit über das ruhige Gemüth. Man genießt freudiger das Leben, weil man es reiner genießt.

Ja, mein Gott, mein Vater, mein Alles; ja, ich empfinde das Glück, vor Dir kein Fremdling zu sein; ich wäre unwürdig, einen Tag zu leben, an welchem ich nicht Deiner gedacht hätte. Nicht im Tempel allein betete Dein Sohn Jesus Christus, auch in der Wohnung seiner Lieben, auch in der Einsamkeit Gethsemane's betete er. So will ich, Dein Kind, auch in meiner Wohnung, auch auf dem einsamen Felde, auch fern von meiner Heimath Dich verehren. Deine Allgegenwart macht mein Zimmer zur Kirche. Auch hier kann ich Dich anbeten im Geiste und in der Wahrheit.

Einem frommen Sinne heiligt sich Alles; und wo Du bist, sollte das Unheilige verschwinden. Du wohnest bei mir: wie sollte nicht Dein seliger Frieden in meiner Wohnung herrschen? Könnte ich die stille Kammer, in der ich oft zu Dir mit Inbrunst flehte, mit Sünden entheiligen? Könnte ich auf der Stelle, wo ich betete, fluchen? auf der Stätte, wo ich vor dem Richter der Gedanken erschien, Betrug und Unwahrheit reden? Könnte ich da, wo ich Deine ewige Liebe anrief, die schändlichen Ausbrüche des Hasses, des Neides, der Verleumdung, des Zornes gestatten?

Nein, mein Gott, wohin sollte ich mein schuldbewußtes Herz, wohin meinen Blick voll Scham wenden, wenn ich in meiner eigenen Wohnung, im einsamsten Winkel derselben vor Deiner Gegenwart erröthen müßte? Wo sollte mir auf Erden wohl sein, wenn ich mir mit Sünden in meiner eigenen Hütte eine Hölle bereitete?

Ich kenne den schönen Segen häuslicher Andacht; ich will desselben theilhaftig werden. Dadurch, daß ich immer Gottes bin, ist Gott auch immer mein Gott.

Wenn ich erwache und wenn ich entschlafe, bist Du mein Gedanke. Und einst, wenn ich früh oder spät in eben dieser Wohnung, wo ich so oft im Gebet Dir nahte, zum letztenmal entschlafen werde — in Deinem Arm, o ewiger Vater, entschlafen werde, sollst Du mein letzter Gedanke sein. Und in einem andern Leben, in einer schönern Welt, wo ich wieder zum Bewußtsein erwache, dort wirst Du wieder mein erster Gedanke sein. Wenn dort mich eine fremde Welt mit ihrer Herrlichkeit umringt, wird doch kein fremder Gott mein Gott sein. Hier enschlummere ich, dort erwache ich in Deinem Arm. Hier der liebevolle Vater, an den sich mein Geist mit kindlicher Einfalt schloß, ist dort auch mein Vater!

3.

Der öffentliche Gottesdienst.

Psalm 43, 3. 4.

Ja, mit den heiligen Gemeinen,
Die heut' vor Deinem Antlitz steh'n,
Soll meine Seele sich vereinen,
Herr, Deine Liebe zu erhöh'n.
Wo sich die Heiligen versammeln,
Will ich Dein Lob mit Ehrfurcht stammeln;
Dort sing' ich in der Engel Chor
Ein Herzenslied mit Lust empor.

An diesem Gott geweihten Orte
Erschallt der Gnade Stimme mir.
Ich höre, Jesus, Deine Worte,
Und stille seufzt mein Herz nach Dir.
Da wirst Du Lehrer mir und Tröster,
Da kann ich mich, ich, Dein Erlös'ter,
Gott, Heiland, Deiner Liebe freu'n,
Da lern' ich, Dir ergeben sein.

Es ist auf Erden unter allen Nationen keine Religion ohne öffentliche Gottesverehrung und ohne damit verbundene feierliche Gebräuche. Niemand, und nicht der König, und nicht der Aermste des Volkes, schließt sich von der Theilnahme an der Anbetung aus.

Wie? und unter den Christen, unter den Völkern, welche sich die erleuchtetsten zu sein rühmen, kann die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und die Vernachlässigung desselben Beifall finden? Unter Christen kann es allein Einzelne geben, welche eine Art Ansehens in der Auszeichnung suchen, nicht zu thun, wie Millionen ihrer Brüder und Schwestern? Wie, ist unsere Religion minder heilig, minder beseligend, als die Religion der barbarischen Völker? Sind unsere Kirchen weniger fähig, erhabene Gefühle zu erwecken?

Prüfe dich selbst, der du dich der öffentlichen Gottesverehrung entziehest oder sie vernachlässigest, ob deine Gründe so edel, so weise sind, als du meinest? Ist es nicht der Mangel an religiösen Gefühlen deines Herzens, daß dir das Erhabene, Heilige und Schöne als ein todtes, leeres, überflüssiges Gewohnheitswerk vorkommt? Ist es nicht Eitelkeit, die dich leitet, daß du vor manchen Leuten als aufgeklärter, einsichtvoller gelten möchtest? Ist es nicht eine unzeitige Scham, die dich zurückhält, weil du bei Personen, die den gemeinschaftlichen Gottesdienst vernachlässigen, und denen du hohe Einsichten zutrauest, auch für etwas mehr angesehen sein möchtest, als das gemeine Volk? Ist es am Ende vielleicht nicht bloß dein Leichtsinn, oder dein Hang zur Bequemlichkeit, den du mit Einwendungen gegen den Nutzen gemeinschaftlicher Gottesverehrungen beschönigen möchtest?

Du sprichst: „Ich kann Gott eben so gut in meinem Hause, in meiner Kammer verehren, als in der Kirche.“ Wohl kannst du es; aber geschieht es? Bist du immer dazu gestimmt? Ziehen dich nicht hunderterlei andere häusliche Zerstreuungen ab? Wird dein Gemüth nicht leichter zu schönen, wohlthätigen Empfindungen erwärmt, wenn du den Höchsten, den Vater Aller, in der Gemeinschaft deiner Mitbürger verehrst?

Du sprichst: „Die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich und belehrend. Was ich in der Kirche hören kann, das weiß ich schon.“ Es sei; aber auch ein geringer Redner sagt oft nützliche Dinge; und wie manche dir in deinen Verhältnissen wohlthätige Wahrheit, an die du in Jahren nicht gedacht hättest, wird dir unvermuthet in einer ernsten Stunde vor die Seele gerückt!

Du sprichst: „Man würde lächeln, wenn ich wieder zur Kirche ginge, und mich für einen Heuchler halten.“ Also nur deine Eitelkeit hält dich von der Erfüllung einer schönen Pflicht zurück? Einer Pflicht, sage ich, die du deinen Mitbürgern zu erfüllen schuldig bist, unter denen du wohnst. Sei du immerhin gelehrter, immerhin kenntnißreicher als sie, so daß du in der Kirche des Neuen wenig mehr erlernen könntest: warum gibst du, wenn du glaubst, man sehe auf dich, man schätze dich, warum gibst du den Unwissendern, den Rohern das erste und schlechte Beispiel, daß sie die oft für sie einzige Gelegenheit versäumen, ihr Herz zu verbessern? Tadelst du selbst nicht denjenigen, der das Ansehen der Regierungen und Gesetze schwächen will, ohne welche keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre: warum tadelst du dich nicht, der du das Ansehen der öffentlichen Gottesverehrung schwächst, ohne welche das Volk in zügellose Verwilderung zurücksinken würde?

Der Sonntag ist allen Christen ein heiliger Tag. Tausend Völker in tausend verschiedenen Sprachen verehren Gott und beten vor seinem Throne; nur du stehst einsam, als gehörtest du nicht zu der großen, heiligen Familie. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft deiner Brüder, begleitet dich Niemand in deinem abgesonderten Wandel, als der wilde Indianer, der noch keinen Gott kennt, und seiner Nahrung und seiner Lust nachgeht, während in der gleichen Stunde Millionen Wesen im Staube vor dem Ewigen den Unendlichen anbeten!

Wenn der Glocken Feierklänge von den Thürmen aller Tempel hallten: drangen sie nicht oft mit ehernen Stimmen mahnend an dein Herz? Und war dir's nicht oft wie ein Ruf: „Warum schließest du dich von der Gemeinschaft der Christen aus?“

Wenn dein Blick zufällig durch die Dämmerung des Tempels schweifte, und in der Ferne den einsamen Taufstein sah, wo du als Säugling einst die Weihe des Christenthums empfingst; wenn du die Stellen sahest am Altare, wo du mit frommen Rührungen das erstemal in die Vereinigung der Christen tratest, und Theil nahmst an dem Gedächtnißmahle deines göttlichen Lehrers und Seligmachers; wenn du die heilige Stätte sahest, wo du einst in

einem wichtigen, großen Augenblicke standest, als unter dem Anruf des Himmels eine Gattin dir zur Gefährtin des Lebens anvermählt ward — machte dies Alles, machte nichts dir diesen Tempel heiliger? —

Unglücklicher, wenn du hier nichts empfandest, so dringt mein Wort umsonst zu dir. Deine Aufklärung hat dich ein gefühlvolles Herz, des Menschen höchstes Gut, gekostet; unter deiner Erleuchtung starben deine edlern Empfindungen.

Die Feier des Sonntags ist eine so ehrwürdige Stiftung, als wie das Christenthum selbst. Der Türke hält den Freitag heilig; der Jude feiert den Sonnabend; der Christ begeht an jedem Sonntage das Fest, durch welches die Hoheit seiner Religion siegreich bestätigt ward: die Auferstehung Jesu.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn, das heißt, der Ruhetag aller Völker von den irdischen Geschäften und Gewerben, um von niedrigen Nahrungssorgen die Seele emporzuheben zur Quelle ihres Ursprungs, zur Gottheit und zu Betrachtungen ihrer ewigen Bestimmung. Der Pflug des Landmanns ruht, die Werkstätten sind stille, die Schulen der Kinder sind verschlossen. Jeder Stand, jedes Alter schüttelt den Staub des Wochentages ab, und sucht die Feierkleider hervor. So geringfügig auch diese äußern Zeichen der Achtung für den Tag des Herrn sind, wirken sie doch mit hoher Gewalt auf des Menschen Gemüth. Auch sein Inneres wird feierlicher und froher. Er wird geneigter zu stillen Selbstbetrachtungen, und selbst seine Erholungen von des Wochentages Mühe führen ihn zu Gott.

Lasset den Sonntag und die öffentliche Gottesverehrung aus der Welt verschwinden, und ihr werdet binnen wenigen Jahren die Verwilderung der Völker erleben. Von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, oder von der Habgier unaufhörlich zur Arbeit gespornt, wird der Mensch selten einen Augenblick finden, der ihn an seine höhere Bestimmung ernsthaft denken läßt. Nichts fordert ihn mehr auf, für sein besseres Selbst und für das Ziel seiner Unsterblichkeit zu leben; er wird nur für den flüchtigen Tag der Erde vorhanden sein. Er wird weder aus Liebe zu Gott groß und edelmüthig, noch aus Furcht vor dem Vergelter gerecht handeln;

seine Religion wird fortan kluge Arglist, sein Himmel wird befriedigter Eigennutz sein.

Die Geschäfte des Wochentages zerstreuen das Gemüth; der Sonntag sammelt dasselbe wieder. Die Sorge um Nahrung verwandelt sich in Sorgfalt für die Seele. Alles schweigt, Alles ruht, nur die Pforten des Tempels stehen offen.

Und selbst wenn das Herz zu keiner frommen Betrachtung geneigt wäre, es wird durch die sanfte Macht des Beispiels in der großen Versammlung der Christen hingerissen. Wir sehen um uns Hunderte und Tausende derer versammelt, mit welchen wir an einem und demselben Orte beisammen wohnen, mit welchen wir Freude und Leid, das allgemeine Glück und Unglück des Landes tragen; wir sehen um uns her diejenigen, welche früher oder später unsern Sarg zu Grabe begleiten, und uns die Thränen der Freundschaft nachweinen.

Wir stehen unter ihnen da vor dem Allgegenwärtigen versammelt, als Mitglieder einer einzigen großen Familie. Hier scheidet uns nichts mehr, was in der bürgerlichen Welt trennt; der Hohe ist in der Nachbarschaft des Niedrigen; der Arme steht und betet an der Seite des Reichen; wie vor Gott nicht der Rang, nicht das Ansehen der Person gilt, so auch hier in der Zusammenkunft seiner Familie. Wir Alle sind hier nur Kinder des ewigen Vaters.

Schon daß der öffentliche Gottesdienst uns die ursprüngliche Gleichheit aller Sterblichen so lebhaft darstellt, erhebt die Seele des Christen. Er mahnt den Stolzen zur Demuth, den Niedergebeugten zum Muth. Keine andere menschliche Anstalt wirkt dies; nur die Kirche und einst der Tod führt die Sterblichen in die Gleichheit vor Gott zurück.

Wenn aber auch endlich dieser Anblick einer betenden Menge, dieser Tausende, welche mit tausend verschiedenen Angelegenheiten des Herzens vor Gott erscheinen, dich nicht zur Andacht locken könnte; wenn der feierliche Gesang, welcher von den frommen Lippen einer ganzen Gemeinde zum Himmel steigt, dein zerstreutes Gemüth noch nicht sammeln könnte, denke: an diesem Tage, in dieser Stunde liegt auf dem weiten Kreise der Erde jeder Verehrer

Jesu betend vor Gott; zahllose Nationen beten zugleich mit dir; Fürsten sind von ihren Thronen gestiegen, und beten im Gefühle ihrer Sterblichkeit zur Majestät des Unendlichen, selbst wo auf den Wellen entfernter Meere einsam ein christliches Schiff schwebt, erhebt sich über dem Abgrund des Meeres Gesang und Verherrlichung Gottes. Wie? und du allein könntest heute schweigen? kannst nicht in das Halleluja des ganzen Erdbodens einstimmen?—

Denke: auf dieser Stätte, wo du im Tempel stehest, standen vor dir einst alle deine Vorfahren. Hier betete dein Vater, hier betete deine Mutter einst für dich, da du noch Säugling warst, oder da du auf dem Krankenbette seufztest, oder da du entfernt von ihnen und der väterlichen Wohnung wandeln mußtest. Hier beteten deine Vorfahren, die nun von der Welt längst verschwunden, Gott in andern Verbindungen verherrlichen.

Denke: auf dieser Stätte, wo du in der Kirche stehest, werden einst deine Enkel, deine Nachkommen anbetend stehen, wenn du nicht mehr bist. Auch sie werden noch hier dein gedenken! Vielleicht wird die Stelle, welche jetzt dein Fuß berührt, noch die Thräne eines treuen Sohnes, einer zärtlichen Tochter, eines freundlichen Bruders, einer liebevollen Schwester benetzen, wenn das Gedächtniß deiner in ihrem Herzen rege wird. Kannst du, umgeben von so großen Beispielen, durchdrungen von so großen Erinnerungen, gleichgültig bleiben im Tempel Gottes?

Denke, indem dein Blick über die andachtvolle Versammlung hinfliegt, wo der Betagte neben dem Kinde, das bleiche Antlitz eines Kranken neben der aufblühenden Gesundheit, der Ernst des geschäftvollen Mannes neben dem Flattersinn der Jugend, der trübe Blick des Bekümmerten neben dem lächelnden Auge des Zufriedenen erscheint, — denke, in hundert Jahren sind alle diese blühenden und welkenden Gestalten von der Erde weggegangen, und ganz andere Gestalten füllen diese langen Reihen aus, unter denen auch du nicht mehr sein wirst. — Auch du nicht mehr! —

Von Erinnerungen dieser Art ergriffen, wirst du unwillkürlich zu dem erhabenen Zwecke hingerissen werden, zu welchem der öffentliche Gottesdienst eigentlich bestimmt ist. Sage nicht länger: auch in meiner einsamen Kammer kann ich Gott verehren;

wozu bedarf es für mich des Besuchs einer Kirche? Nein, diese Empfindungen, diese Begeisterung kann dir nur der Gott geweihte Tempel gewähren!

Aber das göttliche Wort wird hier von erhabener Stelle herab zu dir gesprochen. Ermahnungen und Beispiele eines gottgefälligen Wandels dringen an deine Seele, oder die Geheimnisse der Religion werden deinem Gedächtnisse zurückgerufen. Sei es auch, daß diese Vorträge nicht immer ganz dem gegenwärtigen Bedürfnisse deiner Seele angemessen sind; sei es auch, daß ein oder der andere Vortrag nicht die Erbauung in dir weckt, die du wohl wünschtest: er wirkt dafür auf andere Gemüther; er ist für Andere berechnet; warum willst du unzufrieden sein? Wie kann in einer gemischten Gemeinde Alles Allen gleich werth und wichtig werden? Es kommt auch ein Tag, da zu *deiner* Seele gesprochen wird.

Wohnst du einer Predigt bei, die dich ohne Erbauung gelassen, so erinnere dich, daß du doch in der gleichen Zeit Andern nützlich warst durch das Beispiel, so du ihnen gegeben hast. Du warst zugegen; du verführtest nicht, durch das üble Vorangehen in Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung, schwächere Gemüther, gleich wie du zu thun. Sie haben Erbauung, Lehre, Trost gefunden in den angehörten heiligen Vorträgen. Ihnen ist es nützlich geworden, und dein Beispiel ward ihnen heilsam.

Bist du darum ein Heuchler, daß du zur Kirche gekommen bist, ohne Erbauung durch die Predigt des göttlichen Wortes zu erwarten? Du, der das Glück hat, erleuchteter zu sein, als Andere; der Gott in den Wundern seiner Werke noch erhabener erblickt, als Andere, — du verehrst Gott im Tempel nach *deiner* Weise, Andere ihn auf *andere* Weise: bist du darum ein Heuchler? Stammelt nicht der Mund der Kinder und der erfahrnen Greise das Lob Gottes auf verschiedene Art? Sind sie darum Heuchler, weil ihre Sprache verschieden tönt? Das Lallen des Kindes und der inbrünstige Seufzer des Greises sind Gott gleich angenehm; schäme dich nicht, Gott in Gesellschaft derselben nach deinen besten Einsichten zu verehren, und schon Verehrung ist es, wenn du durch dein Beispiel auch Andere zu derselben hinführst, Andere, die nicht so viel Kraft des Geistes haben, als du; An-

dere, die auf dich sehen, und immer geneigt sind, dir zu folgen, wie deine Kinder, deine Zöglinge, dein Gesinde.

Schon darin verehrst du Gott, daß du die Liebe, das Vertrauen deiner Mitbürger zu dir erhältst, ohne welche du nicht im Stande bist, das Gute Alles zu thun, was du thun könntest und möchtest. Wer sich schämt, zur öffentlichen Gottesverehrung hinzutreten, entfernt das zuversichtvolle Herz der Mitbürger von sich. Wessen schämt sich der Verächter des öffentlichen Gottesdienstes? Schämt er sich der Religion Jesu, oder schämt er sich seiner Mitbürger und ihrer Einsichten? Das Erste ist eine Abscheulichkeit, das Andere ein beleidigender Stolz.

Du schließest dich von den heiligen Versammlungen der Mitbürger aus; sie schließen dich als einen Verächter der Gottesverehrung von ihrem Vertrauen aus. Wer ist sicher mit dem, der unsere heiligsten Ueberzeugungen verachtet? Wovor endlich will der sich noch schämen, es sei so schlecht als es wolle, der sich der Religion Jesu schämt? Sprich nicht: aber ich verehre meinen Gott im Stillen! Wer sah deine Andacht dort, wer hörte dein Gebet, um dir zu glauben?

Nicht aber allein die kurze Stunde des öffentlichen Gottesdienstes, sondern der ganze Sonntag soll der Veredlung deines Gemüths gewidmet sein. Der Tag des Herrn ist ein Ruhetag. Du sollst die gewöhnlichen Geschäfte bei Seite legen; dein Körper soll sich erholen, und dein Geist neue Kraft sammeln. Desto muthiger und fleißiger wirst du nach der Erquickung die dir anvertrauten Arbeiten wieder vornehmen. Du sollst deinem Gesinde eine Erholung gönnen, damit es des mühevollen Lebens auch in seiner Art froh werden könne. Du sollst von Allem ruhen, nur nicht vom Gutesthun. Eile immerhin, wo dich die dringende Noth deines Nächsten ruft, zu seiner Hilfe; Wohlthun ist der schönste Gottesdienst. Wer an einem Sonntage barmherzigkeitlos einen Bruder verderben ließe, spottete der Heiligkeit des Tages und stände als ein verabscheuungswürdiger Heuchler vor Gott und Menschen da. (Luk. 6, 1 u. f.)

Die Entfernung deiner gewöhnlichen Wochengeschäfte gibt dir im Kreise deiner Familie und außer demselben manche einsame

Stunde. Eben diese ist dir vonnöthen. Du sollst sie heiligen Betrachtungen weihen, um dich für die vorliegenden Tage der Woche in guten Entschlüssen zu stärken. Wiederhole mit den lieben Deinigen das Merkwürdigste einer angehörten Predigt; oder nimm ein Andachtsbuch, und lies für dich lehrreiche Worte für dein Herz; oder Einer lese Allen aus einer erbaulichen Schrift oder aus der Bibel Lehren, Warnungen, Aufmunterungen und Beispiele eines heiligen Wandels vor. (Ephes. 5, 19. 20.)

So wird der Sonntag wahrhaft ein Tag des Herrn, das heißt, dem Herrn geheiligt. Diese frommen Unterhaltungen werden eine heitere Stille in dein Herz gießen. Du wirst ein besserer Mensch geworden sein, und dich getrösteter in übeln Tagen, besonnener in frohen Stunden fühlen, und freudiger wird dich immer die Erinnerung an deinen Gott überraschen.

Es ist damit nicht gesagt, daß du am Sonntag, unaufhörlich mit frommen Betrachtungen beschäftigt, allem andern Genusse und allen andern Freuden entsagen sollest. Nein, der sterbliche Mensch hat nur ein gewisses Maß von Kraft.

Gehe hin und nimm Theil an erlaubten Ergötzlichkeiten, auf welche du wegen deiner Arbeiten und anderer Verhältnisse in der Woche Verzicht thun mußtest. Auch du bist zur Freude geboren, wie jeder Wurm. Nur dann rette dein besseres Selbst, wenn diese Ergötzungen in rauschende Wildheit, in Anlaß zur Zwietracht, in Gelegenheit zur Sünde, zur Verführung, in Ursachen der Reue entarten. Dann sei Gebieter deines Leichtsinns, dann Meister deiner aufwallenden Empfindungen, und du hast mit keiner schändlichen Lustbarkeit deine Seele befleckt, nicht den Tag des Herrn besudelt! Das ist die Frucht der reinen Gottesverehrung, daß sie unser Gemüth heiligt, damit es vor rohen, thierischen Freuden zurückbebt, sich nicht wälzen mag im Schlamme niedriger Lüste und Leidenschaften.

Nie will ich Gott, meinen Herrn, entweihen am Tage des Herrn; nie will ich an einem Tage, da ich ausging, Gott zu verehren, mich durch einen schlechten Wandel entehren. Mein Mund nicht allein, mein ganzes Thun und Lassen muß Gott verherrlichen. Und insbesondere die hohen Festtage der Christenheit, die

heilige Feier der Weihnachten, der Ostern und Pfingsten, seien in reinster Andacht ganz dem Dienste des Herrn geweiht, und in christlicher Frömmigkeit zugebracht.

Dein heiliger Geist, o Gott, o Unaussprechlicher, durchdringe mein Herz, wenn ich in der Versammlung der Christen stehe, und tausend Seelen in Anbetung vor Dir niedersinken. Wo kann uns wohler sein, als da bei Dir? Wo fühle ich lebhafter Deine Majestät und unsere menschliche Nichtigkeit, als da, wo Fürsten und Bettler neben mir anbetend sich vor Dir hinneigen? Wo kann mich Alles mehr als in Deinem Tempel daran erinnern, daß wir Sterbliche nur Kinder eines Vaters im Himmel sind, zu dem wir Alle Abba, Abba! rufen?

Ja, die Stätte, wo meine Voreltern zu Dir beteten, wo meine Nachkommen wieder zu Dir sich wenden werden, sei mir ehrwürdiges Heiligthum! So oft es mein Fuß berührt, blicke mein Geist preisend zu Dir empor; und so oft die heiligen Gesänge um mich her ertönen, erhebe sich meine Seele zu Dir auf Flügeln der Andacht, und von der Ahnung durchschauert: einst, wenn diese Lobgesänge über meinem Grabhügel hinwegschallen, verherrliche und preise ich Dich, Du Namenloser, Du Ewiggütiger, in schönern Welten und vereint mit höhern Wesen, deren Halleluja durch die Himmel dringt!

4.

Der Hausfriede.

Ephes. 6, 1. 9.

Wohnt das Glück in Purpurhülle?
Auch der Purpur deckt oft Schmerz.
Wohnt es bei des Goldes Fülle?
Sorge quält da oft das Herz.

Wohnt es in den Fürstenzimmern,
Bei der Erdengötter Macht?
Auch der Glanz, worin sie schimmern,
Trübt gar oft des Kummers Nacht.

Such' es in der frommen Hütte,
Wo die treue Liebe weilt;
Süch' es in der Edeln Mitte,
Die kein Haß und Hader theilt.

Aeltern, Kinder, Hausgenossen
Machen sich die Stunden süß;
Da, im engen Kreis geschlossen,
Blüht der Gottheit Paradies.

Die Bande des Blutes, welche Gatte und Gattin, Aeltern und Kinder, Bruder und Schwester zusammenknüpfen, sind auf Erden die innigsten und ehrwürdigsten. Wehe dem, der sie entweiht durch Lieblosigkeit. Er geht einsam durch die Welt, wie Kain.

Wo können wir wohl nach allen Mühseligkeiten und Sorgen freudiger ausruhen, als im Schoose der Unsrigen? Welche Hand trocknet uns sanfter die Thränen von den Wangen und den Todesschweiß von der Stirn, als die Hand der ehelichen Liebe?

Sei mir gegrüßt, glückselige Hausgenossenschaft, in welcher die für einander geschaffenen Herzen friedlich und liebend beisammen wohnen, ich will dein beneidenswürdiges Loos rühmen! Wenn das Kriegselend weit umher die Freude verbannt: sie hat bei dir eine Zuflucht. Wenn draußen der Sturm wüthet: in deiner Mitte lächelt die Ruhe.

Der arbeitsame Hausvater tritt sorgend in das Gedränge des Lebens hinaus; sein Fleiß muß Wohlstand in das Haus bringen. Und wenn der mühevolle Tag überstanden ist, dann kehrt er in den frohen Kreis derer zurück, die ihn mit Sehnsucht erwarten,

ihm mit zärtlichen Blicken danken. Mag ihn die ganze Welt verkennen, er wird von den Seinigen nicht verkannt.

Und was er draußen gewann und erwarb, das erhält die Sparsamkeit der treuen Gattin. Sie beachtet das Größte und Kleinste, und findet in ihrem Kreise nichts zu gering. Sie pflegt daheim sorgsam die zarte Blume das häuslichen Glücks. Sie wacht über Alle, die ihr angehören, mit freundlicher Theilnahme, und Jedem gehört sie ganz an, Jedem in anderer Art. Sie schmückt das Leben Aller mit einer täglichen Freude aus.

In blühender Unschuld prangen die Kinder. Der enge Raum des väterlichen Hauses begrenzt die ganze Seligkeit ihrer Jugend. Ihr Bestes ist froher Gehorsam. Mit liebender Ehrfurcht hängen sie an den guten Aeltern.

Selbst die Dienstboten gehören zu dem Kreise dieser Glücklichen. Sie sorgen mit treuer Anhänglichkeit für das Haus, das so aufmerksam für sie sorgt. Sie haben keine Herrschaft, nur neue Aeltern. Jeder Zufall, den die Familie erfreut, beglückt auch sie.

Die wechselseitige Liebe verbreitet einen wunderbaren Reiz über die alltäglichsten Dinge, und gibt auch dem Unwichtigsten einen höhern Werth und Bedeutung. Wer da leidet, den umringen Alle mit sorgsamer Pflege, und das Glück der Einzelnen ist die große Angelegenheit Aller.

Sehet jene arme Wittwe, die in ihrem Winkel vergessen von aller Welt lebt. Sie sah den Leichnam eines geliebten Gatten und Freundes zu Grabe tragen. Nun blieb sie ohne Beistand und aus den Reihen der Fröhlichen verdrängt. Niemand will sie jetzt in ihrer Armuth kennen, Niemand ladet sie ein. Aber beklaget sie nicht! Sie ist reicher, als ihr glaubet. Eine fromme Tochter arbeitet am Tage und beim Schimmer der nächtlichen Lampe für die gute Mutter; eine Tochter, die der Pracht und den Vergnügungen ihrer ehemaligen Gespielen entsagt, um ganz der theuern Mutter eigen zu sein, sie zu ernähren, zu erheitern. Beklaget sie nicht! Sie schwelgt in himmlischen Gefühlen, die man mit keinem Golde bezahlt.

Warum beweinst du den Greis, der im Gefängnisse schmachtet, weil das treulose Glück ihn seines Vermögens beraubte, und

er nicht die Schulden tilgen kann, die ihn drücken? Er ist schon befreit. Ein dankbarer Sohn verkaufte sich dem Kriegsheere, und bezahlte mit seiner Freiheit die Schuld eines geliebten Vaters.

O wie manche große, unnennbare Seligkeit, mitten im Drange der schwersten Schicksale, quillt aus dem Heiligthume der Familieneintracht! Wie göttlich sind oft die Folgen derselben! Wie dauerhaft ist die Erinnerung daran! Hausfriede ist ein Himmel, aber Unfriede bringt die Hölle ins Haus.

Wahrlich, beweinenswürdig ist, wem in der Mitte seiner Angehörigen nicht wohl sein kann, der seine besten Freuden außer dem Hause suchen muß! Wohin er kommt, ist er überall doch nur Fremdling; ach, Fremdling ist er auch in seiner Wohnung, wo er wie ein Gast bewirthet und übernachtet wird. Seine Schmerzen muß er in sich selbst verschließen. Kein Herz legt sich theilnehmend an das seinige. Seine fröhlichsten Stunden muß er mit Fremden theilen, und die Welt gibt ihm Höflichkeiten zurück. Er beklagt den Tag, da er seine Hand zur ewigen Verbindung hingab, und seine Kinder umringen ihn wie selbstgepflanzte Dornen ohne Früchte.

O Gott, Du weißt es, wie der frohen Familien immer weniger werden, und der Unglücklichen Anzahl immer zunimmt! —

Schon bei der Stiftung vieler Ehen wird oft der nachfolgende Unfriede des Hauses gegründet. Ohne Vorstellung der Wichtigkeit ehelicher Verbindungen treten Personen in dieselbe, ehe sie sich einander und ihre Eigenschaften, Fehler und Denkarten kennen. Um einen Familiennamen und doppeltes Vermögen wird der Friede und die Freudigkeit des ganzen Lebens verkauft. Ach, kein Familienname versöhnt nachher das verwaisete Herz mit der Bitterkeit des Schicksals, und das zusammengetragene Geld wird von den Thränen unzähliger Stunden zu bald aufgewogen.

Nur derjenigen Ehe ist ein glückliches Schicksal zu weissagen, wo aus der Liebe, der Denkart und den Eigenschaften der Verlobten erkannt wird, daß sie auch ohne fremden Beistand, selbst im Fall unvermutheter Verarmung, stark genug sind, sich emporzuhalten, froh zu leben und glücklich zu sein.

Wir sahen dunkle Geschlechter groß und herrlich werden, und aus der ursprünglichen Armuth reich hervorgehen durch des Man=

nes Tugend, Thätigkeit und Kraft; durch des Weibes Unschuld, Seelengüte und Häuslichkeit. Wir sahen blühende Familien verderben durch der Aeltern Zwietracht, welche auf die Kinder hinabwirkte, und Hauswesen und Gesundheit zerrüttete.

Auch darin liegt ein Same des häuslichen Unfriedens, daß die Neuvermählten, von falschen Begriffen irre geführt, anfangs sich einander selbst zu wenig angehören, und ihr Glück in bunten Zerstreuungen außer dem Hause suchen. Ehe sie sich gegenseitig an ihre Schwächen gewöhnen, oder sie einander abgewöhnen lernten, waren sie durch das Getümmel der Gesellschaften schon verderbt. Der Durst nach Zerstreuungen macht ihnen die einförmige Ruhe des Hauses fade, und erzeugt den flatterhaften Leichtsinn. Der Leichtsinn leitet zu Verschwendungen, welche den Wohlstand des Hauses erschüttern, oder zu gefährlichen Bekanntschaften, welchen nur zu oft Reue mit ihren blutigen Thränen nachschleicht.

Zuletzt noch, und furchtbarer als alles Andere, vernichtet Verachtung der Religion das häusliche Glück. Mit frommen Gefühlen in der Brust kann kein Sterblicher ganz elend werden; er wird nur Liebe geben, nur Liebe fordern; er wird die Fehler Anderer mildern, manche Schwäche mit Sanftmuth ertragen lernen, und das Schwerste überwinden. Forschet nach, und wo der Friede in einem Hause fehlt, da wird die Religion mangeln, und die beseligende Lehre Jesu verdrängt sein durch elende Leidenschaften, die deren Stelle einnehmen. Wo ihr ein zartes Pflichtgefühl suchet, werdet ihr nur kalt berechnende Klugheit, gegenseitigen Eigennutz unter den Hausgenossen finden; statt des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werdet ihr Trostlosigkeit bei Unglücksfällen sehen; statt der Liebe zu dem Allerheiligsten werdet ihr an den Kindern Liebe zu eitler Pracht, Eigendünkel und Keckheit, die selbst der Aeltern spottet, erblicken; nirgends feste, fromme Grundsätze und zur Gewohnheit gewordenen Christensinn.

Willst du in deinem Hause Frieden bewahren oder die verlorne Ruhe vielleicht wieder dahin zurückführen, so sei dein Erstes: die Gefühle der Religion in der Brust deiner Angehörigen wieder zu erwecken; zufällige Unterhaltungen über das Dasein der Seele nach dem Tode, die Hoffnungen von unsern

Schicksalen jenseits des Grabes, und hundert andere kleine Gelegenheiten bahnen dir dazu den Weg. Ist es dir einmal gelungen, lebendigen Sinn für Gottesverehrung und häusliche Andacht in den Kreis deiner Hausgenossen zu bringen, o so ist der Grundstein zum Friedenstempel gelegt.

So sei nun selbst der Erste, dessen Wandel ein Beispiel den Uebrigen wird. Leuchte du selbst nun mit immerwährender Gleichmüthigkeit und freundlichem Wesen den Hausgenossen vor; gib Allen deine Liebe, und fordere, statt kalter Pflicht, ihre Liebe zurück. Schone du zuerst ihre Schwachheiten; muntere ihre Tugenden auf; verbanne deine Launen, und werde Allen Alles. So ist die Religion Jesu in dein Haus eingeführt, selbst wenn du ihren Namen nicht nanntest; denn diese Religion ist die Liebe. (1. Joh. 16.) Und wo sie die Herzen beherrscht, da fliehet der finstere Zank aus dem Hause, und die Unverträglichkeit, die niedrige Schadenfreude, die sich selbst marternde Eifersucht.

Es kann ferner aber keine häusliche Eintracht bestehen, ohne gegenseitige Hochachtung in Worten und Handlungen. Kommet einander, sagt Paulus, mit Ehrerbietung entgegen!

Der Ursprung häuslicher Uneinigkeit liegt meistens in der Abwesenheit gegenseitiger Achtung. Dies ist die Ursache, daß bei manchen Eheleuten, welche sich in den Tagen des Brautstandes zärtlich liebten, schon wenige Wochen nach der Hochzeit Unfriede und Zwistigkeiten den Anfang nehmen. Indem sie mit einander in der Ehe allzuvertraut werden, sind sie nachlässiger in der Anständigkeit ihres Betragens geworden; jene angenehmen Aufmerksamkeiten, durch welche sie sich sonst einander verbindlich zu machen suchten, werden vergessen; man wird unbesorgter um sein Aeußeres; man ist gleichgültiger, ob man auch noch gefalle. Grobheiten löschen endlich den letzten Funken der Achtung aus; man entzweit sich über Kleinigkeiten, macht größere Ansprüche als sonst, und sucht kleine Rachen auszuüben, um Genugthuung zu haben.

Ist dies nicht die Geschichte mehr als einer unglücklichen Ehe? Wie vor andern Leuten, soll auch in der Einsamkeit unter den Gatten freundliche Achtung des Andern beibehalten werden; wie vor Fremden, soll auch in der Einsamkeit eine unverletzliche Schamhaf-

tigkeit der schönste Schmuck der Liebe sein. Jede unanständige Behandlung des Andern ist eine Sünde gegen die häusliche Glückseligkeit, und hinterläßt eine Wunde, welche lange blutet.

Die gleiche Freundlichkeit und Würde des äußerlichen Betragens herrsche in der christlichen Familie auch gegen Kinder und Gesinde. Jeder Tadel, jede Forderung, jede Weigerung sei mit Schonung ausgedrückt, nie von einer niedrigen Grobheit begleitet. Willst du deinen Kindern, deinen Dienstboten Liebe zu ihrer Pflicht in eine Ehrensache verwandeln, tadle sie nie vor Andern, wenn sie fehlen, sondern stelle ihnen unter vier Augen die Unwürdigkeit ihres Betragens vor. Sie werden dich wegen dieser Schonung lieben; sie werden mit Freudigkeit dir folgen; sie werden nie vor den Uebrigen von ihrer Achtung einbüßen, und durch Gespött und Ungezogenheiten erbittert werden.

Willst du häusliches Elend bereitet sehen? Gehe hin, wo die Aeltern das Gefühl der Zucht und Anständigkeit schon so weit verloren haben, daß sie sich schamlos vor ihren eigenen Kindern gegenseitige Fehler vorwerfen. Gutmüthige Kinder werden schweigen, und vor ihren Aeltern erröthen; aber dies Schweigen, dies Erröthen schließt nicht eine innerliche Verachtung derselben aus. Gehe hin, wo Geschwister ihre Freude daran haben, einander Beleidigungen zuzufügen, und Aeltern gleichgültig daneben stehen, oder dazu lächeln. Hier scheiden die für einander gebornen Seelen auf immer von einander. Gehe hin, wo eine unzufriedene Hausfrau das Gesinde mit grämlichen Blicken verfolgt, und immer tadelt, und immer mit Schmähworten bereit ist — da wird kein Segen im Hause wohnen, der Dienstbote die Herrschaft verachten und verleumden, das Hauswesen zu Grunde gerichtet.

Nur der empfängt Hochachtung, der sie Andern gibt. Nicht der höhere Stand, sondern die höhere Tugend erweckt Ehrfurcht in den Untergebenen.

Ein anderes Mittel zur Bewahrung des häuslichen Friedens ist die Ausrottung alles gegenseitigen Mißtrauens. Wir bringen Jedem Achtung für sich selbst bei, wenn wir ihm nur das Gute zutrauen. Und wer Achtung für sich selbst hat, wird erröthen, Fehltritte zu begehen.

Gatten, die ihr den heiligen Bund für lebenslang geschlossen habt, euer ganzes Wesen gegen einander sei Wahrheit; stellet euch nie, auch nur zum Scherz, böse gegen einander; hintergehet euch nie, auch selbst im Scherze nicht, mit einer kleinen List, mit einer Unwahrheit. Redet nie zu einander ohne die vollste Offenheit des Herzens: so ist euere Gemüthsruhe für immer gesichert, euer Gewissen rein und froh. Es kann sich keine dritte Person zwischen euch drängen; es kann das Gift der Zuträgerei nie die Eintracht eurer Seelen verderben; es kann nie Argwohn, nie Eifersucht euch scheiden. — Wehe, wenn man dem nicht vertrauen darf, an dessen Brust man ruht! Brennt einmal die Hölle der Eifersucht und des Verdachts, so löscht sie nichts wieder aus, und die Brandmale schimmern überall hervor.

Eben so raubet den Kindern durch keine Uebereilung das Vertrauen zu euch. Lasset sie mit allen ihren Fehlern beständig offenherzig gegen euch sein. Bildet durch voreilige Strenge keine Heuchler. Wohin sollen denn Kinder mit ihrem Vertrauen, wenn sich ihr verkanntes Herz vor dem Vater und der Mutter verschließen muß? Haben sie einmal den Muth verloren, euch in ihr Herz sehen zu lassen, so haben sie den Glauben an die Liebe der Aeltern eingebüßt.

Ist es euch aber ein Ernst, das wechselseitige Zutrauen zwischen Gatten und Gattin, Aeltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Dienstboten und Herrschaften sorgfältig aufrecht zu erhalten, so ehret das Gute, welches sie gegenwärtig an sich haben, ehret ihre jetzigen lobenswerthen Eigenschaften, und hütet euch, einen von ihnen begangenen Fehler aus alter Zeit vorzuwerfen. Da stirbt die Zuversicht, wo eine lieblose Hand uns ein Vergehen wieder aufdeckt, welches wir selbst gern vor unsern Augen auf immer verhüllen möchten. Verbannet, ihr Aeltern, unter euch selbst dies Vorrücken einer unangenehmen Vergangenheit, und duldet dies Nachtragen begangener Unvorsichtigkeiten nie unter euern Kindern und Dienstboten. Endlich, die letzte Schutzwehr des häuslichen Friedens, welche ich nennen will, ist Liebe zur Verschwiegenheit über die innern häuslichen Angelegenheiten.

Es sei unter den Gesetzen jedes Hauses eines der ersten, nichts

von den Geheimnissen der Haushaltung und den Familienangelegenheiten bekannt werden zu lassen. Da ist die Ruhe verrathen, wo man Fremde, und wären es auch Verwandte, auch Schwiegerältern, um ein Vertrauen anspricht, das man nur sich selbst schuldig ist! Nur Verschwiegenheit zieht eine feste Mauer und Schutzwehr um das Heiligthum unsers häuslichen Glücks; ist diese Mauer gebrochen, dann dringen Neugier, Bosheit, Schadenfreude und Klügelei der Welt unaufhaltsam durch unsere Thüren; unsere Geheimnisse werden auf Markt und Straßen behandelt; wir stehen, wie Entblößte, schamlosen Gaffern zur Schau, und die Schmach folgt uns auf allen Schritten mit dem Hohngelächter. Unser Geheimniß in fremde Hand gelegt, endet unsere Herrschaft bei uns selbst, und Fremde regieren.

Unsere Dienstboten, unsere Kinder sollen auch das Geringste, das Schuldloseste, so in unserm Hause geschieht, keinem fremden Ohr anvertrauen, nicht weil immer damit Gefahr verbunden wäre, sondern daß sie sich in der Kunst des Schweigens üben, und darin geprüft werden. Den Schwätzer, den Zwischenträger verbannet von euerm Angesicht; denn die nichtssagendsten Klatschereien haben oft den heillosesten Unfrieden verursacht. Wollt ihr aber euere Geheimnisse geachtet wissen, so achtet die der Andern. Forschet nicht selbst mit lüsterner Begier nach dem, was in andern Häusern gesprochen und gethan worden, nicht nach den Verhältnissen der Eheleute, der Aeltern und Kinder.

In welchem Stande des Lebens ich aber auch sein möge, o mein Gott, laß mich vorsichtig und weise handeln, daß nie durch mich der Friede eines Hauses, dies höchste Gut der sterblichen Geschlechter, gestört werde. Ja, Dir sind Glück und Ruhe Deiner Erschaffenen theuer, o Vater Aller! sie sollen auch mir immerdar ehrwürdig sein, auf daß ich mit freudigem Bewußtsein vor Dir stehen könne.

Und unter meinen Verwandten, meinen Hausgenossen, unter denen, die uns die Theuersten sind, will ich selbst der Erste sein, der allgemeine Liebe, inniges, gegenseitiges Vertrauen und das Glück der Eintracht befördert. Es ist mein Erdenhimmel, den meine Hand bauen und zerstören kann. Wie, sollte ich mein eigenes Elend be-

gehren? Ich will meine Fehler, meine übeln Gewohnheiten abwerfen und um Deinen Segen flehen.

Ja, Du Einziger, Du Allesbeseligender Vater der Welt, sei auch Vater und Führer der Meinigen. Leite Du sie mit Deiner Weisheit! Segne Du ihr Thun und Lassen! Nimm Du unsere Angelegenheiten in Deinen Schutz! Beseligt durch Dich, beseligt durch uns selbst, haben wir dann hienieden schon den süßen Vorgenuß des Himmels.

5.

Zufriedenheit mit unserm Stande.

Jes. Sirach 3, 19—30.

Eine sehr gewöhnliche, oft aber geheim gehaltene Quelle des bürgerlichen Leidens und des häuslichen Uebels ist das Mißvergnügen vieler Menschen mit ihrer Lage, in welche sie, vermöge ihres Berufs und Standes gebracht sind. — Einige nehmen zwar öffentlich eine sehr zufriedene Miene an, um ihre geheime Schwäche nicht vor den Leuten zu zeigen, um ihren Stolz nicht demüthigen zu lassen; aber im Herzen denken sie anders; bei ihren vertrauten Freunden verwünschen sie eben das, was sie gegen Andere aus Klugheit hochpreisen. Sie sehnen sich mit Ungeduld nach einem andern Zustande, und finden ihre Lage oft unerträglich.

Es gibt wieder Andere, die noch in ihrem Leben mit keiner Lage zufrieden waren, in der sie sich befanden. In jedem Verhältnisse erblicken sie unerwartete Unannehmlichkeiten, wodurch ihnen dasselbe verleidet war. Bald hatten sie Verdruß an der Art der Geschäfte, die ihnen aufgetragen waren; bald Verdruß an den Menschen, mit welchen sie in ihren Verbindungen leben mußten. Sie fanden nie, was sie suchten, und suchten, was sie nie finden konnten, nämlich Gemüthsruhe, bewirkt durch ihre äußern Umstände. — Wir hören solche Menschen beständig klagen; sie werden mürrisch, sobald sie an ihre Lage denken. Sie trachten immer nach andern Verhältnissen; sie wechseln ihren Stand, so oft sie es können; unternehmen vielerlei Dinge; werden des neuen Zustandes bald wieder überdrüssig, und kommen am Ende zu nichts.

Sie suchen ihr Glück überall, nur nicht da, wo es gesucht werden muß: im Innern eines guten Herzens. Sie möchten die ganze Welt verbessern, welche für sie nichts taugt. Warum fangen sie die Verbesserung nicht bei sich selbst an? Warum vergessen sie über das Unmögliche, welches sie begehren, das Mögliche, was sie vollbringen könnten?

Der Unzufriedene ist der Selbstmörder seiner eigenen Glückseligkeit. Er vergißt das Gute unter seinen Händen über das Bessere in der Ferne. Ihn quält der immerwährende Durst, weil sein Eigensinn die Quelle verschmäht, welche zu seinen Füßen rinnt. Er zerstört mit unbesonnener Blindheit den Himmel seiner Gegenwart; seine Thorheit wird ihm selbst eine Last, und Andern ein Spott.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. (1. Tim. 6, 6.)

Es gibt in der Welt kein Glück ohne Zufriedenheit; Zufriedenheit aber ist das Glück selbst. Willst du in deinem Stande vollkommen glücklich werden, lerne mit demselben zufrieden sein.

Die Zufriedenheit mit unserm Stande, mit unserer äußerlichen Lage, besteht in der Genügsamkeit mit den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche wir daraus empfangen; in der herrschenden Ueberzeugung, daß wir durch Fleiß und Sparsamkeit hinlänglich erübrigen können, unser Leben auf eine anständige Art zu erhalten; in der Ueberzeugung, daß nicht ein größerer Glanz, ein höheres Ansehen, ein ansehnlicheres Vermögen, sondern die vollkommenste Erfüllung unserer Berufspflichten uns die Achtung der bessern Menschen erwirbt; in der Ueberzeugung, daß jeder Stand seine Widerwärtigkeiten hat, und wir dieselben durch eigene Kraft vermindern können, wenn wir mit Klugheit, mit Schonung Anderer, mit Verträglichkeit leben wollen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir unsern Zustand nicht verbessern sollen, wenn wir es auf eine anständige Weise können; oder daß wir Aemter, Ehren, einträglichern Verdienst ausschlagen sollen, wenn sich die Gelegenheit freundlich anbietet; oder daß wir uns keine Mühe geben sollen, unsern Wohlstand, unser Ansehen, unsern Wirkungskreis zu vergrößern. Denn das hieße die gerechten

Mittel verschmähen, wodurch wir sowohl Andern als uns größern Nutzen stiften, und Andern und uns auf mannigfaltigere Weise Wohlsein bereiten können. Aber um der bessern Mittel willen, die wir noch nicht haben, die geringern verachten und nicht gebrauchen, in deren Besitz wir wirklich sind, das heißt Thorheit.

Woher aber kommt es, daß so viele Menschen ungenügsam mit dem sind, was ihnen Gottes Gnade verliehen hat? Und besonders, warum sind ihrer heutiges Tages so viele mit ihrer äußerlichen Lage oder mit ihrem Stande unzufrieden?

Nicht selten ist daran schon das Vorurtheil und der Eigensinn der Aeltern oder derer Schuld, welche junge Leute zu einem Stande zwingen, zu welchem dieselben weder die gehörigen Anlagen noch Neigung haben. Aeltern und Erzieher stehen bei den Kindern an Gottes Statt; ihre Pflicht ist, diejenigen, welche ihrer Fürsorge anvertraut sind, in eine solche Lage zu bringen, daß sie einst sich ohne Hilfe Anderer ihre Bedürfnisse erwerben können. Aber darum ist es Pflicht, daß man die Fähigkeiten, die Eigenschaften und Neigungen des Kindes mit zarter Vorsicht wohl prüfe, ehe der Entschluß genommen wird, welcher über das Schicksal des ganzen Lebens entscheidet. Zwar ist die Jugend nicht im Stande, sich selbst ihren künftigen Beruf zu erwählen; sie hat weder Erfahrung genug, noch urtheilt sie über ihre eigenen Kräfte immer richtig. Zwar fehlt es auch den besten Aeltern oft an Mitteln und Gelegenheit, Kinder einem Beruf zu widmen, für welchen dieselben vorzügliche Geschicklichkeit und Vorliebe zeigen. Allein es ist schon genug gethan, wenn junge Leute wenigstens in keine Lage hinein gezwungen werden, gegen welche sie die offenbarste Abneigung und durchaus keine Anlage beweisen, darin einst glücklich zu werden.

Inzwischen fehlt es leider nicht an Personen, welche ein Opfer des Eigensinns, oder der Eitelkeit oder des Eigennutzes ihrer Aeltern und Versorger geworden sind. Ihr Schicksal ist nun für immer entschieden, und ist es gleich nicht nach ihren Wünschen, so sollen sie als Christen mit Ergebung und Muth dasselbe nehmen, tragen und aufs Beste benutzen. Die Gewohnheit versöhnt uns auch mit dem, was uns anfangs unerträglich schien, und jeder Stand, jeder Be-

ruf hat seine besondern Reize und Vorzüge. Was nun nicht unser Hauptgeschäft sein kann und darf, das darf vielleicht unsere einsamen Nebenstunden versüßen. Unser Verdienst vor Gott und Menschen ist um so größer, je mehr wir uns selbst überwinden, je wohlthätiger, nützlicher und musterhafter wir auch in derjenigen Lage sind, die unsern Neigungen nicht entspricht. Es ist ein Gott, es ist eine Zukunft, es ist eine Vergeltung! Und der du über das Wenige treu warst, und auch das schlechte Loos, was dir zugefallen ist, weise anzuwenden wußtest, sei froh, Gott wird dich erheben, deinen Kräften ein besserer Wirkungskreis werden. (Matth. 25, 21.)

Eine andere und weit gemeinere Ursache zur Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande ist verborgener Stolz und Ehrgeiz, dem nichts genug ist. Nicht also ihr Stand, sondern ihre eigene Fehlerhaftigkeit macht sie unglücklich. Die Blödsinnigen! statt sie von sich zu schleudern, möchten sie nur ihre bürgerliche Lage verändern. Und ständen sie auf einem Throne, die Natter der Eitelkeit würde sie auch dort verwunden! — Warum betest du so inbrünstig, und trägst Gott die thörichten Wünsche deiner Eitelkeit vor? Soll der allerhöchste Regent ein Diener deiner kleinen Begierden sein, und die weise Weltordnung nach deinen Planen ändern? Vielleicht kränkt es dich, verkannt und zurückgesetzt zu sein; vielleicht sagt dir dein Selbstgefühl, du habest mehr Geschicklichkeiten, mehr Kenntnisse, mehr Erfahrung, mehr Verdienst, als mancher Andere, der dir vom Glück vorgezogen ist. Wohlan, dies kann Wahrheit sein. Aber bist du der Einzige, welchen das Glück vernachlässigt? — Hast du überall den rechten Weg eingeschlagen, um dein Glück zu verbessern? — Bist du in deinem Stande der Beste, der Ausgezeichnetste? — Ist dein Ehrgeiz, mit welchem du Andere beneidest, auch in der That ehrenvoll für dich?

Wenn du das Bessere nicht erhalten konntest, warum bist du unzufrieden mit dem Guten, was dir wirklich schon in deiner Lage zu Theil geworden ist? — Wenn dich ein rühmlicher Ehrgeiz beseelt, so sei froh, der Erste, der Vorzüglichste in deinem Beruf, statt ein Mittelmäßiger, oder vielleicht der Letzte in einem andern zu sein! Wenn dein Selbstgefühl dich nicht betrügt, so preise dein Glück, daß du einer bessern Lage würdig bist, die du nicht hast,

und beneide nicht den, welcher dir vorgezogen ist, ohne des Vorzugs würdig zu sein. Wisse, es schlägt manches königliche Herz unter dem schlechtesten Gewand, und manchen niedrigen Menschen deckt der Purpur der Hoheit. — Aber vor dem bessern Theil der Welt und vor des erhabenen Gottes Augen gilt der Mensch nach dem, was er werth ist durch sein Inneres, nicht nach seinem Kleid und Rang. Liebe deinen Stand, und mache ihn durch deine Kenntnisse, durch deine Verdienste ehrenvoll; der Stand muß dich nicht ehren.

Wieder Andere sind mit ihrem Berufe unzufrieden, weil sie darin keine Aussicht haben, großes Vermögen einzusammeln. Sie wünschen Reichthum, um sich gute Tage zu machen, um Aufsehen erregen zu können. — Ungenügsamer, aber dennoch lebtest du bisher, und mehr soll dein Stand nicht, als dir Mittel an die Hand bieten, dich und die Deinigen zu erhalten. Gott hat uns Alle zum Glück berufen, aber nicht Allen gleiche Mittel gegeben. Er war es, der Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Herren und Knechte schuf, auf daß sie sich unter einander dienen. Wenn Andere reicher sind, als du, sind sie darum glücklicher? Wenn Andere reicher sind, als du, bist du nicht auch wieder reicher, als viele Andere, die im tiefsten Elend schmachten? Kannst du es selber wollen, daß ein Mensch so vermögend sei, als der andere? Und warum begehrst du nur für dich den Vorzug, und nicht für alle Andere, die noch weniger haben, als du? — Bist du dieses Vorzugs würdiger, als die Uebrigen?

Wohl kann der Fall eintreten, daß dein Erwerb geringer wird, ungeachtet du gern arbeitest. Krieg und Theurung können dir schaden — doch der Arbeitsame verdirbt nie. Wenn du in bösen Zeiten nicht genug hast, so war es deine Schuld, daß du in den guten Tagen nicht für die schlechten spartest. Du büßest jetzt nur für deinen Leichtsinn. Wenn du nicht genug hattest, war vielleicht dein Aufwand Schuld. Du wolltest es Andern gleich thun, oder mehr thun, als sie. Nicht dein Stand, sondern dein Mangel an Sparsamkeit und häuslicher Ordnung richtete dich zu Grunde. Aber die guten, wie die bösen Tage kommen von Gott dem Herrn; o Christ, lerne sie beide mit Weisheit benutzen! Liebe den Herrn, und er wird dich froh machen. Gibt er dir keine großen Erdengüter, so

gibt er dir viele Freuden, die du ohne ihn nicht genössest. Lerne genügsam sein, und du wirst reich sein, und selbst noch das nicht alles verbrauchen, was dir dein Stand und Beruf erwirbt.

Mancher ist mit seiner äußern Lage unzufrieden, weil sie ihn in Berührung mit Personen setzt, die ihm durch ihre Denkart verhaßt werden. Sie verbittern ihm das Leben durch ihre Lieblosigkeit, durch ihre Launen, durch ihren Stolz, durch ihren Haß. — Es mag sein. Doch du, der du unter diesen Umständen klagest, sei auch gerecht gegen die Vortheile, welche eben dieser dein Stand dir gewährt. Vergiß es nicht, daß er dir so viele angenehme Bekanntschaften erwarb, die du ohne ihn nicht gewonnen hättest; daß er dir so manchen Freund, so manche Freundin gewonnen, die du ohnedem nie gekannt haben würdest. Siehe, so wird das Uebel immer wieder mit dem Guten ausgeglichen.

Und endlich, sei redlich gegen dich selbst und gegen die, welche dir zuwider sind: hast du auch schon Alles gethan, um ihre Feindschaft von dir abzuwenden? Hast du schon den Versuch gemacht, sie mit Großmuth zu besiegen? Bist du nicht vielleicht selbst durch dein Betragen Ursache zu ihrer Kälte, zu ihrem unfreundlichen Verfahren gegen dich? Bist du es, o so klage deine Thorheit, deine Schwäche, dein Herz an, nicht deine Lage. Du selbst hast dir das Unangenehme in deinen Verhältnissen zubereitet. Es hängt ja nur von dir ab, Alles zu verändern, und mit Klugheit den Dornen auszuweichen, welche die Rosen begleiten. Kannst du es nicht hier, du wirst es auch in keiner andern Lage des Lebens können.

Ueberhaupt ist es der allgemeine Fehler der Menschen, daß sie nicht genug überzeugt sind, daß jeder Stand, jeder Beruf, jede Lage des Lebens ihr Gutes, wie ihr Böses, haben; daß wir immer nur die schimmernde Außenseite dessen sehen, was wir wünschen, nicht aber die verborgenen Mängel; daß wir eben so von Andern beneidet werden, die das Verdrießliche unserer Verhältnisse nicht kennen, wie wir Andere beneiden, deren geheime Lasten aber uns nicht drücken.

Wir quälen uns also durch Unzufriedenheit mit unserm Stande eben so thöricht als vergeblich. Wir beweisen mit diesem Fehler, wie wenig wir die Welt kennen; wie verbesserns würdig nicht

unsere Lage, sondern unser Herz sei; wie wenig Zuversicht wir auf die Führungen Gottes haben; wie wenig wir wahre Nachfolger Jesu sind, der durch Tugend groß, durch Demuth erhaben war.

Der Mensch hat auf Erden keinen größern Verfolger als sich selbst. Kein anderer Feind kann uns so viel Schmerzen zufügen, als wir uns selbst, durch unsere thörichten Neigungen, durch unsere heimlichen Laster, oder durch die Fehler, welche wir frech genug sind, vor Andern zur Schau zu tragen.

Sehet den Menschen, welchem sein Stand nicht genügt, den sein Beruf verdrießt, der seine Lage verwünscht: wie plaget er sich in der Stille mit tausend Plagen, ohne daß ihn seiner Thorheit willen Jemand bemitleiden möchte! Er hat nicht Muth genug, seiner selbst Herr zu werden, und den Fehler der Unzufriedenheit abzuwerfen; darum ist er unglücklich, und ist es durch seinen Wahnsinn.

Sein mürrisches Wesen, sein unfreundlicher Blick hält die Fröhlichen von ihm zurück, und beleidigt die, welche mit ihm leben müssen. Er ermüdet uns mit seinen Klagen, mit seinem beständigen Tadel alles dessen, was ihm begegnet. Seine verborgene Ehrsucht und Eitelkeit wird wider seinen Willen, in Allem, was er thut, der Welt verrathen, und sie verachtet den, welchen sie nicht ehren kann; sie verspottet den, der durch wahre Bescheidenheit, durch ungeheuchelte Demuth die Liebe und Hochachtung Aller an sich ziehen könnte.

Er ist unzufrieden mit seinem Stand und Erwerb, weil derselbe seinem Hang zum Großthun und Glänzen kein Genüge thut. Wir sehen den Thoren, wie er einen Aufwand über seine Kräfte macht, wie er sich zu Grunde richtet, während er bei stiller Genügsamkeit die reinsten Lebensfreuden genießen könnte; wie er selbst mit Unbesonnenheit das Gute vernichtet, was ihm sein Stand verschafft.

Seine Wünsche, seine Neigungen gehen immer über seine Berufsgeschäfte hinaus; darum vernachlässigt er diese, weil sein Herz nicht bei ihnen ist. Er wird unbrauchbar zu seinen Arbeiten, welche ihm sein Stand auflegt. Er flößt mit Recht Verdacht gegen sich ein, und wir bezweifeln seine Brauchbarkeit in wichtigern und größern Geschäften, da er nicht den kleinern vollkommen gewachsen ist.

O mein ewiger, himmlischer Vater, Du Schöpfer der Stände und Ordnungen, Du Geber des Reichthums und der Armuth, der Du die Könige vom Throne stoßest, Fürsten als Bettler in die Fremde jagst, und die Niedrigen erhebest — nein, ich flehe nicht um Reichthum und Würde, nicht um Ansehen und Macht, sondern nur um ein zufriedenes, auf Deine weise Vorsehung vertrauendes Herz!

Der Stand, welchen Du mir in dieser Welt angewiesen hast, reicht hin, um mir, so lange ich mäßig bin, was ich bedarf, zu geben; reicht hin, mir und auch den Meinigen manche frohe Stunde zu verschaffen. So will ich denn, was ich durch Deinen Willen habe, mit stiller Dankbarkeit genießen, und mir nicht durch Unzufriedenheit auf kindische Art verderben, was ich besitzen und genießen kann. Ich will mit dem Guten vorlieb nehmen, wenn mir das Bessere fehlt. Denn wer weiß, wie lange ich lebe; wer weiß, ob ich lange dessen froh sein würde, was ich wünsche, wenn ich es endlich erreicht hätte.

Hat gleich auch meine Lage ihre Unannehmlichkeiten, die ich bei aller Vorsicht, bei allem guten Willen nicht vermeiden kann: Gewohnheit wird mich endlich mit denselben aussöhnen. Um meine Zufriedenheit recht dauerhaft zu machen, will ich mich üben, mehr an das Gute in meinen gegenwärtigen Umständen, als an das Böse derselben zu denken. Dies will ich bei jedem Anlaß auch meinen Freunden, meinen Hausgenossen fühlbar machen. So verliert das Uebel seinen schärfsten Stachel, wenn ich weniger empfindlich gegen dasselbe bin. So wird mir ein immerdar heiteres Gemüth gehören, welches mit Freudigkeit die Sorgen des Lebens trägt und die heiligen Pflichten des Berufs erfüllt. So werde ich mir selbst das Leben in meinen Verhältnissen verschönern können, sie mögen auch sein, wie sie wollen.

Nackt und arm trat ich in diese Welt; arm und bloß werde ich sie wieder verlassen. Nichts nehme ich einst mit mir, als das Zeugniß eines guten Gewissens, daß ich in jeder Lage meines Lebens nach Jesu Vorbild gut und nützlich war. Ach, nach diesem Schatz, der nie verschwindet, nach diesem Segen, der für mich durch die ganze Ewigkeit fortwährt, laß mich trachten. Dazu segne meine

Anstrengung, meine Sorgen, o Gott, um Jesu und Deiner Liebe willen. Amen.

6.

Vom Genuß der Freude.

1. Theſſ. 5, 16.

Wie herrlich, Gott, ist Deine Erde,
Wie wundervoll schon diese Welt!
Ach, was ich war und bin und werde,
Bezeugt, daß Deine Hand mich hält;
Bezeugt, daß ich vom Glück berufen,
Zur Seligkeit geboren bin.
Der Seraph jauchzt auf höhern Stufen,
Der Wurm im Staube ruft: Ich bin!

Ich bin! — das Dasein schon ist Freude!
Ich bin! — wie könnt' ich elend sein!
Was Du erschufst, riefst Du zur Freude,
Der Mensch nur schafft sich seine Pein.
So will ich denn in Dir nur leben,
Und ganz dem Lebensglück mich weih'n;
Das heißt, ich will als Christ nur leben,
Und mich in Gott als Weiser freu'n.

Wenn Alles zur Freude wach wird, sollte ich mein Herz dem schönsten Gefühle verschließen? — Ich habe meine Tage der Thränen gehabt: sollte ich den Stunden der Heiterkeit abschwören? Ich bin nicht geschaffen zu ewiger Trauer, auch nicht zu ununterbrochenem Vergnügen. Die wechselnden Stunden bringen Schatten und Licht, Sonnenschein und Gewitter, Thränen und Entzücken. Aber Gott sendet diese Stunden, und seine Hand will mich durch diesen Wechsel der Dinge veredeln, erziehen.

Ja, auch ich bin zur Freude geboren. Gott, voll ewiger Liebe, schuf diese Welt; darum kann sie kein bloßer Aufenthalt des Jammers und der Trübsal sein. Gott, voll ewiger Liebe, will unser Glück — warum sollen wir uns einen Vorwurf daraus machen, unser Wohlsein zu empfinden, das er mit väterlicher Huld uns, seinen Kindern, bereitet! — Und das lebendige Gefühl unsers Wohlseins heißt — Freude.

Darum irren Diejenigen, welche einen beständigen Ernst empfehlen wollen, und die Fröhlichkeit heiterer Gemüther tadeln.

Sie verkennen die Güte des liebenden Schöpfers, und ihr Trübsinn empört sich wider die wohlthätigen Einrichtungen der Natur. Ihr verstimmtes Herz möchte die ganze Welt in dieser Verstimmung sehen, damit sie nicht allein ständen. Aber Gott ist ein Gott der Liebe, nicht ein Gott des Hasses; Gott ist ein Gott der Seligkeit, und nicht ein Gott des Jammers. — Ihn verherrlicht am schönsten das Glück und die Seligkeit seiner Geschöpfe; ihn verherrlicht am schönsten die Thräne der Freude.

Seid allezeit fröhlich! ermahnte einer der vornehmsten Boten Jesu seine Freunde. (1. Theff. 5, 16.) Ein fröhliches Gemüth, ein heiterer Sinn sind die sichersten Kennzeichen eines gesunden Leibes und einer gesunden Seele. Der vergnügte Mensch kann nicht leicht darauf ausgehen, Andere mißvergnügt zu machen; der frohe Mensch sieht nie gern Andere leiden. Stände es bei ihm, er würde seine angenehmen Empfindungen der ganzen Welt mittheilen, er würde alle Thränen abtrocknen, die geweint werden. Der Bösewicht kann zwar auch lustig sein, aber nicht froh und heiter. Der Lasterhafte kann sich eines gelungenen boshaften Streiches freuen, aber die Sorgen des bösen Gewissens verfinstern ihn bald wieder. Seine Freude ist kein reiner Himmel, sondern ein augenblickliches Wetterleuchten zwischen schwarzen Wolken. Wahre Heiterkeit ist nur eine Gesellschafterin der Unschuld. Daher sehen wir die Jugend in fast beständiger Fröhlichkeit, weil sie ein freies Herz, ein unbefangenes Gemüth hat. Aber die harmlose Empfindung ihres Wohlseins verschwindet, sobald die Leidenschaften erwachen und Sorgen erwecken. — Seid allezeit fröhlich! heißt dies etwas anderes, als: seid allezeit tugendhaft, seid immerdar unschuldig in Gedanken und Thaten, wandelt beständig mit reinem Herzen vor euerm himmlischen Vater?

Wohin geht denn all unser Streben und Bemühen? Um glücklich zu sein. — Wofür tragen wir des Tages Last und Hitze? Um der süßen Ruhe desto ungestörter zu genießen. — Wofür sorgen und arbeiten wir? Um Freude zu ärnten.

So wie eine beständige, stille Heiterkeit das Gemüth des Menschen am empfänglichsten für das Gute macht, die schönste Anlage zur Tugend ist, eben so sind Vergnügungen überhaupt gleichsam

eine Arznei für den Körper, wie für den Geist. — Wie Schwermuth und Trübsinn die Gesundheit des Leibes schwächen, so stärkt die Freude unsern Körper. Mancher Kranke, an dessen Bette die Kunst der Aerzte verzweifelte, ward durch eine kleine Freude gerettet! — Der Geist würde zuletzt verderben unter der Last der Sorgen, wenn er nicht durch angenehme Zerstreuungen neue Kraft gewinnen könnte. Der frohe Mensch ist zu allen Geschäften am meisten aufgelegt.

Doch bewundernswürdig, wie der ruhige Muth des wahren Christen unter den Stürmen des Lebens ist, soll auch seine Besonnenheit in den Stunden der Fröhlichkeit sein. Und wahrlich, es ist vielen Menschen leichter, standhaft und entschlossen im Unglück zu bleiben, als Maß und Ziel bei Anlässen der Fröhlichkeit zu halten. Denn im Unglück fassen wir unsere Kräfte zusammen, und gebieten über dieselben mit Vorsicht; in der Freude aber überlassen wir uns nur zu gern aller Macht derselben, und geben uns dem Strome des Vergnügens ohne Vorbedacht preis. — Christliche Weisheit erscheint daher noch glänzender im Genuß der Freude, als im Kampf gegen die Noth.

Den gewöhnlichen Menschen reißt die Gewalt des Vergnügens fort; der Christ, Herr seines bessern Selbst, führt die Freude an seiner Hand. Der gewöhnliche Mensch sinkt entnervt im Taumel der Zerstreuungen unter. Der wahre Christ erhebt sich und veredelt sich durch den Genuß glücklicher Stunden. Den Freuden des gewöhnlichen Menschen folgen Erschöpfung, Uebersättigung, oft Reue; der wahre Christ fühlt nur das stille Entzücken der Erinnerung; ihn verklärt nach jedem schönen Tage eine schöne Abendröthe.

Weit entfernt also, daß der Christ das Vergnügen und die Anlässe desselben fliehen sollte, wird er gern sich mit den Fröhlichen freuen. (Röm. 12, 15.) Es erquickt sein gutes Herz, frohe Menschen zu sehen und Fröhliche zu machen. Jesus mied den Anblick der zur Freude gestimmten Menschen nicht; er floh nicht von dem heitern Mahle der Hochzeitfeier zu Kana, und da es am Weine gebrach, verwandelte seine wohlthätige Hand das Wasser. (Ev. Joh. 2.)

Aber wie in jeder Angelegenheit des Lebens sich der Weise unterscheidet vom Thoren, unterscheidet sich auch im Genuß der Freude

und ihrer Art der Christ vom Leichtsinn des großen Haufens, der keine Religion hat, als die in äußern Zeichen und erlernten Gebeten besteht.

Der Christ liebt Freuden und Vergnügungen, aber nur die erlaubten. Und ihm sind alle Freuden erlaubt, nur nicht diejenigen, deren Genuß Andern oder ihm selbst Nachtheil bringen und die Würde seines Herzens verletzen können.

Ach, wie groß und unermeßlich ist das Reich der Freude, welches uns Gott aufschloß, da er uns die Pforten seiner unendlichen Schöpfung öffnete, — da er unsern Seelen rief: tretet ins Leben! da der bunte Wechsel der Jahreszeiten mit Blumen und Früchten und Winterstürmen an uns vorüberzog; da die Familien der Menschen uns freundlich in ihren Schoos aufnahmen; da die Hoffnung in ewiger Jugend unsere Lebensbegleiterin ward; da die Freundschaft uns in seligen Stunden an ihre Brust schloß; da unsere Arbeiten uns und Andern segenvoll in Früchten glänzten; da uns die Tugend ihr stilles Entzücken gab; da die Gottheit sich in den Wundern unserer Schicksale offenbarte; da die Strahlen der himmlischen Gestirne uns Ahnung ewiger Freuden ins Herz goßen!

Es ist eine Verirrung des Geistes, es ist eine Seelenkrankheit, es ist ein Wahnsinn, neben dem unerschöpflichen Reichthum der Freuden Gefallen an solchen finden zu wollen, durch die wir uns selbst oder Andern Pein und Schmach bereiten. — Denn wer, dessen Verstand nicht verdunkelt ist, wird Vergnügen daran finden, gegen die Brust seiner Freunde oder fremder Menschen den Dolch zu zucken? — Dies thut die boshafte Schadenfreude, dies thut der niedrige Betrug, dies thut der wollüstige Verführer, oder der entehrende Verleumder; der Elende, dem nach fremdem Eigenthum gelüstet; der Undankbare, der Wohlthaten mit Gleichgültigkeit vergilt; der Rachsüchtige, dem nur wohl ist in der Qual und Vernichtung des Verhaßten, u. s. w.

Oder ist es keine Geistesverwirrung, wenn der Mensch, um sich angenehme Empfindungen zu verursachen, Gift trinkt? — Und was thut der offenbare oder heimliche Hochmuth, wenn er, um sich vor Andern auszuzeichnen, mit verderblichem Aufwande sein Hauswesen zu Grunde richtet, und mit Entehrung seiner und seiner Fa-

milie endet? — Was thut der Schlemmer, wenn er seinen Himmel nur am köstlich besetzten Gastmahl findet, und seine Tage mit naschhafter Gefräßigkeit abkürzt? Was thut der üppige Wollüstling, wenn er seine edelsten Kräfte schwächt, um vor der Zeit als ein bleiches, ekelhaftes Gerippe umher zu wanken zwischen Leben und Sterben? Was thut der Trunkenbold, wenn er in berauschenden Getränken täglich seine Vernunft verirrt, und in den Rang roher Thiere niedersinkt? Die Elenden, sie zerreißen muthwillig die Rosen, die ihnen blühen, und bekränzen sich nur mit den Dornen derselben.

Die Freude ist nur Gefährtin der Unschuld. Bloßer Sinnenkitzel ist keine Freude, sondern nur Kitzel. Der Christ flieht jedes Vergnügen, hinter welchem die Reue hergeht. Und jedem Vergnügen folgt die Reue unfehlbar, welches sich auf die Zerstörung fremden Glückes oder eigener Zufriedenheit gründet.

Der Christ genießt nur erlaubte Freuden. Er will, als Weiser, nur reine Seligkeit, — nicht seiner selbst unwürdig; nicht die rohe Lust theilen mit Thieren, die unter ihm stehen; noch minder gelüstet es ihm nach den Vergnügungen der Hölle am Leiden Anderer.

Doch nicht alle erlaubten Freuden sind ihm gleich werth. Wenn er durch die Freuden, so er genießt, auch weder Andern noch sich selbst unmittelbar schadet, kann er durch Unbehutsamkeit in ihrer Wahl an der Achtung seiner Nebenmenschen einbüßen.

Der Christ genießt deswegen nur die anständigen Freuden, das heißt, nur solche, die ihm nichts von dem Ansehen rauben, dessen er bei seinen Mitbürgern theilhaftig sein möchte. Er vergißt es nie, daß er eben so viel von dem Wirkungskreise verliert, worin er Gutes stiften könnte, als er von dem guten Rufe aufopfert, den er erworben hat.

Selbst bei dem Genuß unschuldiger Freuden müssen wir daran denken, daß sie unserm Alter und Geschlecht, daß sie unserm Stande und Berufe nicht unangemessen sind. Unser Zartgefühl ist es Andern schuldig, daß wir zu unsern Vergnügungen keine Zeit wählen, die unschicklich ist, oder keinen Ort, der Andern Anstoß geben könnte. Wir sollen durch unsere Klugheit zu verhüten suchen, daß wir die Meinung anderer Menschen über unsern eigenen

Werth nicht irre leiten, und daher vorsichtig sein in der Wahl der Gesellschaft, mit welcher wir unsere Vergnügungen theilen.

Darin fehlen auch die besten Menschen, daß sie glauben, wenn sie an sich nichts Unrechtes begehen, sie auf das, was man Anständigkeit heißt, keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Aber sie haben durch ihre Erfahrungen nachher nicht selten die wichtige Lebensregel theuer bezahlen müssen: der Mensch soll sich eben so sehr hüten, schlechter zu scheinen, als er ist, wie er sich hüten muß, Heuchler zu sein.

Wenn bejahrte Personen sich den Ergötzungen der lebhaften Jugend überlassen, deren Gefallsucht, jugendlichen Schmuck und selbst ihre kleinen Unbesonnenheiten annehmen wollen; — oder wenn Mütter, wenn Töchter das Zartgefühl ihres Geschlechts, jene Sittsamkeit, und das holde, bescheidene Wesen vergessen, das ihnen allein die Achtung der Bessern erwirbt; wenn sie an Lustbarkeiten und Freuden Geschmack finden, die man sonst nur gern den Männern allein überläßt: so sind diese Vergnügungen gegen den Anstand und die gute Sitte Verläugnungen unseres eigenen Werthes und unserer Würde. — Wenn Personen, die durch ihren Beruf, durch ihren Stand Ehrfurcht von Untergebenen fordern, sich Lustbarkeiten überlassen, die mit der Ehrfurcht, welche ihnen gezollt wird, schlecht zusammenstimmen, — wenn Aeltern Possen treiben, durch welche sie ihrer eigenen Kinder Spott und Gelächter werden; — wenn wir Zerstreuung und Vergnügen an Orten suchen, oder in Gesellschaften, welche durch die Art ihrer Unterhaltungen, durch den daselbst herrschenden Ton nicht im besten Rufe stehen: so sind diese Sünden gegen das Schickliche Herabwürdigungen des eigenen Werthes, Aufopferungen jener öffentlichen Achtung, die uns um des Einflusses willen theuer sein muß, den sie uns auf Andere, und besonders auf Untergebene, gewährt.

Auch die erlaubten und anständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, an welchen wir Freude finden, sollen wir nur in Mäßigkeit genießen, das heißt: sie sollen uns Erholungen sein, nicht alltäglich und bis zur Leidenschaft genossen werden. Sobald gewisse Vergnügungsarten uns zum nothwendigen Bedürfniß werden, verlieren sie den schönsten Theil ihrer Wohlthätigkeit. Wir

machen uns von ihnen abhängig, statt daß sie von uns abhängig sein müssen; sie beherrschen uns, und wir verlieren von unserm Glück, von unserer Ruhe, wenn wir sie verlieren. Wir sind auf dem Wege, leidenschaftlich zu werden und, ohne auf Vernunftgründe zu hören, uns dem Strome der Lust zu überlassen; wir sind auf dem Wege, unsere heiligsten Pflichten gegen unsere Gesundheit, gegen unsere Vorgesetzten, gegen unsere Untergebenen, gegen unsere Geschäfte zu vernachlässigen. Wir hören auf, gute Menschen zu sein, und sind von der Stunde an auch nicht mehr glückliche Menschen.

Das Vergnügen ist für Geist und Körper nur Arznei. Durch Uebermaß verwandelt unsere Thorheit die köstlichste Arznei in töd-tendes Gift.

Das Vergnügen soll uns nach der Arbeit erquicken, soll uns zu unserm Berufe stärken. Tägliche Lustbarkeiten, tägliche Zerstreungen und Feste werden uns, statt zur Erquickung, eine Arbeit, ein ermüdendes, erschlaffendes Tagewerk, und enden damit, daß sie unsern Sinn für den Genuß der Freude abstumpfen.

Auch mitten im Taumel des Vergnügens, mitten in der Fröhlichkeit der Gesellschaft, behält der Christ seine besonnene Fassung. Er vergißt sich selbst nie zu sehr, und tritt leise zurück, sobald er fühlt, seine Freude entarte in eine wilde Lustigkeit, in eine Ausgelassenheit, worin er selbst weder seiner Zunge noch seiner Thaten Herr bliebe.

Obgleich er nicht die Anlässe flieht, von Herzen fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, haben doch allezeit diejenigen Freuden für ihn den höchsten Werth, welche, ohne eben rauschend zu sein, die längste Dauer haben; ohne eben das Gemüth zu außerordentlicher Lustigkeit zu stimmen, einen stillen, reinen Genuß geben, und noch lange nachher durch die Anmuth der Erinnerung wohlthun.

Und dahin will ich die stillen Freuden des häuslichen Lebens, das Vergnügen an nützlichen Arbeiten, die Lust des stillen Wohlthuns zählen, überhaupt das himmlische, reine Entzücken zählen, welches aus der Begehung tugendhafter Handlungen, aus dir, o Religion Jesu, meines Beseligers, quillt. Die Zufriedenheit, welche ich Andern bereitete, ich habe sie mir selbst bereitet; die Freude,

welche ich Andern machte, ich habe sie mir selbst gemacht; die Thränen, welche ich von fremden Wangen trocknete, ich habe sie mir selbst abgetrocknet. Ja, die Hand voll Freuden, die ich auf der Laufbahn meines Lebens ausstreute, sie kehren nach Jahren und Tagen als ein Meer voll Seligkeiten zu mir zurück.

Warum denn, da meines Gottes Güte mir schon in dieser Welt so tausend Freuden zum Genuß darbietet, warum sollte ich nicht die edelsten, die ungetrübtesten, die dauerhaftesten für mich erwählen? — Warum denn, da ich Mittelgeschöpf, das zwischen Thier und Engel schwebt, zwischen den Vergnügungen des Thieres und des Engels wählen kann, sollte ich nicht die Freuden höherer Geister vorziehen? Und welches können die Freuden höherer Wesen sein, als diejenigen, welche sie empfinden, weil sie edler, vollkommener, weiser und der Gottheit ähnlicher werden? Es ist die Freude, welche Jesus Christus empfand (Luk. 10, 21), da er die Wirkungen seines himmlischen Wortes auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts wahrnahm.

O Gott, o unendlich gütiger Geber der Freuden! — Dir ähnlich werden! — zu Dir emporringen durch Nachahmung Deines heiligen Sohnes! — zu Dir emporsteigen durch die Ewigkeit in Werken der Liebe und Güte! — zu Dir emporsteigen durch Veredlung meines Gemüths, durch Aufhellung meines Verstandes, damit ich Dich immer würdiger erkenne und verehre — ach, diese Freude sei die höchste unter allen irdischen, nach der ich schmachte. — Nein, solche Freude ist nicht mehr irdisch; sie ist schon himmlisch. Ich wandle zwar noch auf Erden, aber mein Name steht schon im Buche des Lebens, steht schon im Himmel geschrieben. (Luk. 10, 20.)

Du, höchste Liebe, für die ich keinen Namen weiß, Du hast mir zur Seligkeit gerufen — zur Seligkeit hienieden, zur Seligkeit droben. Nie, nie will ich meiner herrlichen Bestimmung unwürdiger werden! Mein ganzes Leben, mein Denken, mein Thun, sei das Dankopfer für die Unendlichkeit des Glückes, dem Du mich geweiht hast. Du hast den Wurm des Staubes, Du hast den Seraph, der vor Deinem Throne betet, zur Freude geschaffen. Das Jauchzen der Unschuld, der Gesang der Lerche, die zum Himmel

steigt, alle Welten des unendlichen Himmels, die strahlend in ewiger Uebereinstimmung durch einander kreisen, verherrlichen Dich, unendliche Liebe. O, so fliehe der Mißmuth, die kleinliche Sorge von meinem Herzen. Ich will jeden Tag mit einer tugendhaften That schmücken: so werde ich unveränderlich froh sein können. Ich will die Freude genießen, um Dich in ihr preisen zu können, Du, dessen unergründliche Liebe alle Schöpfungen Deines Weltalls, alle Jahrtausende der Ewigkeit segnen! — Halleluja, dem Höchsten, dem Ewigen, dem Alleserfreuer unendlichen Dank! Ewiges Halleluja!

7.

Falsche Haushaltung.

1. Tim. 6, 9—11.

Des hohen Werthes Deiner Gaben
Und ihrer Absicht eingedenk,
Beweise Jeder, was wir haben,
Sei nicht verdient, sei Dein Geschenk;
Sei ein Geschenk nur für die Zeit,
Nicht aber für die Ewigkeit.

Laß uns in unsers Glücks Gefahren
Durch Demuth und durch Mäßigkeit
Vor seinem Mißbrauch uns bewahren,
Vor Geiz und schnöder Ueppigkeit:
Daß Jeder seinem Rufe treu,
Nie unwerth seiner Gabe sei.

Die Grenzlinie zwischen dem, was gerecht ist, und dem Zuviel oder Zuwenig, der Scheidepunkt zwischen einer Tugend und den ihr entgegenstehenden Fehlern, ist so zart, daß der Mensch zuweilen noch auf der Bahn seiner Pflichten zu sein wähnt, wenn er schon mit großen Schritten auf Irrwegen zu seinem Verderben eilt. Wir können daher niemals aufmerksam genug auf uns selbst sein, nie oft genug unsere Handlungsart prüfen, wenn es uns im Ernst an Vollkommenheit und Veredlung der Seele gelegen ist.

Wie Mancher hält sich nur für freigebig, wohlthätig, menschenfreundlich, der schon ein tadelhafter Verschwender seines Vermögens ist! Wie Mancher nennt sich nur sparsam und vorsichtig, der schon alle Spuren eines der ekelhaftesten Laster, des Geizes, an sich trägt!

Ja, wie gewöhnlich ist es, sogar in einer und derselben Person die doppelten Laster, des Geizes und der Verschwendung, beisammen zu finden!

Gewöhnlich? — Wie? sollte auch ich mich in meiner Haushaltung solcher Fehler schuldig machen? Ich kann es kaum glauben. Dennoch will ich diese Stunde der Einsamkeit und Andacht einer Selbstbetrachtung weihen, die vielleicht auf die Einrichtung meines Hauswesens Einfluß haben kann. Es ist mir nicht gleichgültig, ob ich mit dem mir von Gott verliehenen irdischen Segen wahrhaft weise haushalte.

Ich thue recht daran, ich übe meine Pflicht, wenn ich, als Mensch, mein irdisches Vermögen zu vergrößern suche. Wer es unterläßt, fällt zuletzt Andern zur Last, wird ein unnützes Mitglied in der Gesellschaft, und zehrt von fremdem Eigenthum. Ich muß arbeiten und mein Eigenthum vermehren, da ich noch Kräfte habe und Gelegenheiten. Ich bin verpflichtet, mich so sehr als möglich von drückenden Nahrungssorgen frei zu machen, damit ich desto mehr den edlern Sorgen um meinen Geist nachhängen kann. Habe ich ein genugsames Einkommen: so bin ich unabhängig von der Gnade und den Launen anderer Menschen, die oft unedel genug denken, uns unsere Armuth hart empfinden zu lassen. Habe ich etwas mehr, als ich bedarf, so habe ich sogar Mittel, Andern ohne meinen eigenen Schaden nützlich zu werden, und meinen Wirkungskreis für alles Gute zu erweitern. Denn wer reich ist, oder auch nur wohlhabend, den ehren die Menschen; aber die Achtung, das Zutrauen, welches mir durch mein Vermögen erwächst, ist ein neues, ansehnliches Eigenthum, durch welches ich vielen meiner Nächsten ungemein wohlthätig werden kann. Zudem, bin ich nicht auch schuldig, an meine ärmern Verwandten und deren Unterstützung zu denken? — an die Erziehung und Versorgung der Kinder, die mir Gott gab oder geben könnte.

Die Vermehrung des Eigenthums und Besitzes, durch Fleiß und sparsames Haushalten, gehört also zu den ersten Pflichten des Menschen, der unter Menschen leben will. Sinnlose Verschwendung ist gewissermaßen eine Selbstverstümmelung. Wer sein Gut verschleudert, beraubt sich der nächsten Mittel der Selbstvervollkomm-

nung und Wohlthätigkeit; schlägt seine Freiheit in schwere Fesseln; wird der verachtete Sklave fremder Launen, und bereitet seinen Angehörigen, wie sich, eine Zukunft voller Sorgen, Schmach und Noth zu.

Das Schutzmittel des Weisen gegen den Druck eigener Armuth ist: Arbeitsamkeit, um Vieles zu erwerben; Mäßigkeit, um wenig zu genießen; Freude am Ueberflusse, den er gewonnen hat, um denselben zum Besten seiner höhern Bedürfnisse oder zum Vortheil der Seinigen und jedes Nothleidenden anzuwenden. Alles dies liegt in dem Worte: Sparsamkeit.

Aber ihrer Viele halten sich auch für sparsam, wenn sie ihr Eigenthum unvermindert bewahren, und nur dasjenige verzehren, was davon alljährlich ohne Nachtheil des Ganzen erübrigt werden kann. Sie tadeln den Verschwender, dessen Vermögen sichtbar kleiner wird; daß sie selbst aber Verschwender sind, halten sie für Unmöglichkeit. — Und doch sind sie es, wenn sie ihren Ueberfluß, statt damit zum Wohl ihrer Kinder oder zur Unterstützung nützlicher Dinge hauszuhalten, leichtsinnig in den Strom oder in die verzehrende Flamme schleudern, um ein elendes, augenblickliches Vergnügen dabei zu haben. Wer ist aber thöricht genug, sein Geld in Flammen und Strom zu schleudern, wo es Niemanden zu statten kommt? Was thut denn derjenige anders, welcher seinen Gewinn an Spieltischen, oder bei prunkenden Festgelagen, oder in Leckerbissen des Gaumens und auf ähnliche Weise versplittert? Er ist Verschwender, weil er sein Gut nicht auf die nützlichste Weise, weder für sich noch für Andere, anzuwenden verstand.

Wieder Andere dünken sich sparsam, indem sie diese Lebensart verabscheuen, und das erübrigte Geld sorgfältig zusammenhalten, um ihr Eigenthum zu vergrößern. Aber ihre einzige Lust am Vergrößern des Besitzes ist zuletzt das Vergrößern selbst. Sie sammeln Vermögen zu Vermögen, ohne Zweck. Sie wollen Reichthum, ohne ihn anzuwenden. Sie lieben ihn nicht mehr als Mittel, sich angenehmen Lebensgenuß oder ihren Nächsten Nutzen zu schaffen, sondern um seines Selbstes willen. Sie stürzen in die Fehler des Geizes. Ihr Fleiß ist eine ungenügsame, rastlose Erwerbungssucht,

eine immer geschäftige Begierde nach größern Vortheilen. Ihre Sparsamkeit ist eine selbstverderbende Genauigkeit, eine gegen das Wohl oder Weh des Andern gefühllose Kargheit.

Der Geiz ist ein von der Mehrheit des menschlichen Geschlechts mit Recht am meisten verspottetes oder gehaßtes Laster, besonders wenn er, was leicht geschieht, in seiner ekelhaften Größe dasteht. Allein auch hier gibt es mannigfaltige Abstufungen. Nicht alle Arten des Geizes, nicht alle Gehässigkeiten desselben sind Jedem gemein. Bei dem Einen kämpft noch das Gefühl des Bessern, natürliches Wohlwollen für Andere, gegen die ängstliche Sparsucht; bei dem Andern paart sich noch prahlerischer Stolz und Aufwand mit der Genauigkeit und Kargheit im Hauswesen; ein Dritter hat noch Gelüste zum körperlichen Wohlleben, zum Zeitvertreib und geselligem Umgang, und dabei Schmerz über jeden kleinen Aufwand, mit dem er solche Genüsse erkaufen muß; ein Vierter ist nicht ohne Mitleiden gegen alle Arten fremden Elendes, und doch ohne Kraft, den Forderungen seines Mitleidens zu genügen; es thut ihm weh, Andere leiden zu sehen, aber er mag doch selbst nicht helfen.

So hat der Geiz noch vielerlei Abstufungen; immer aber bleibt er — G e i z, das heißt, vorherrschende ängstliche Neigung, Vermögen zu sammeln, von dem er sich selbst und Andern den Genuß versagt; leidenschaftliche Liebe des Reichthums um des Reichthums willen.

Nie hat der Sparsüchtige genug; karg mit seinem Vermögen gegen Andere, darbt er selber, wenn er nicht die Annehmlichkeiten des Lebens unentgeldlich genießen kann. Immer sieht man ihn in gewinnsüchtiger Arbeitsamkeit; begehrlich lüstern nach Geschenken; absichtlich gefällig gegen Reiche; ängstlich gegen Arme; mit bedachtsamem, vorsichtigem Wuchergeist beim Ausleihen; klagend über die schlechten Zeiten; gleichgültig, oft hart gegen Blutsverwandte, die er unaufhörlich vor Verschwendung warnt; andächtig in den Kirchen, um himmlischen Segen zu erfröhnen; kindisch furchtsam vor dem Tode — absterbend für Alles, nur in seiner Selbstsucht noch lebendig für Geld und Eigenthum. Er entzieht sich und den Seinigen gern Alles, was nicht unumgänglich nothwendig ist; er hält sich für arm, oder zittert, durch irgend einen Zufall arm zu wer-

den; er denkt nie ohne Zagen an die Zukunft, und um nicht in künftigen Jahren zu darben, darbt er durch sein ganzes Leben! So ist der Geiz der Gipfel der Armuth.

Welch ein unruhiges, angstvolles Leben führt der Unglückliche, welchen diese Leidenschaft foltert! Er sitzt an den Quellen der Lebensfreuden, und dürstet; die Sorge um Geld und Gut lähmt seinen Geist zu allem Edlern, und schwächt die Gesundheit seines Leibes; er ist dürftiger, als der Bettler, welcher freudig an dem ihm zugefallenen Almosen schwelgt; er stirbt, und sah von dem ganzen Leben nichts, als Geld und Pfand- und Zinsbriefe, und verging unter beständigen Entbehrungen und Versagungen, um die todte Frucht seiner Mühen und Sorgen seinen Erben zu überlassen, die ihn nicht hochachten konnten.

Nur der Zufriedene ist reich; darum ist der Geizige eines der unglücklichsten Wesen, weil er nie zufrieden sein kann. Nur der Wohlhabende ist geehrt und geliebt, welcher Freuden um sich zu verbreiten weiß; darum ist der Geizige verachtet, weil er in der Fülle seines Reichthums dürftig ist, und die Kunst, Glückliche zu machen, nicht erlernen kann.

Die Aengstlichkeit und Unzufriedenheit, welche ihn beherrscht, verbreitet sich über Alles, was von ihm abhängt. Zänkisch im Hauswesen, karg und unfreundlich in der Kinderzucht, mürrisch und hart gegen Hausbediente, kalt gegen Verwandte, wird er Allen eine Plage oder Abscheu. Er sieht nicht ohne bittere Empfindung den wachsenden Wohlstand des Nachbars, und der Neid verschlingt seine Seele. Er sieht einen Gewinn, der durch Unredlichkeit zu machen wäre, — die Gelegenheit ist zu reizend, besonders wenn die Schlechtigkeit des Mittels nicht leicht in die Augen fällt: — so wird ihm eine Falschheit verzeihlich, seine Treue wird verkäuflich, Wort und Eid werden umgangen. Für einen Vortheil, für eine Erbschaft, für ein einträgliches Amt opfert er Ehrgefühl, Versprechungen, Freundschaft, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Wahrheit und Unschuld hin; wird er Verleumder, Lügner, Schmeichler, Alles was man will, und bestürmt er den Himmel mit Gebeten, die Kirche mit Besuchen. Ihm gilt nichts für Tugend, als was ihm Zuwachs des Vermögens bringt; alle Laster werden von ihm

entschuldigt, bald Nothwendigkeit, bald Klugheit geheißen, wenn sie ihm zur Vermehrung seines Gutes helfen. So ist der Geiz eine Wurzel alles Uebels. (1. Tim. 6, 10.)

Wie mit der untergehenden Sonne die Schatten wachsen, so wachsen mit den zunehmenden Jahren die Neigungen des Geizes. Die natürliche Besorglichkeit des spätern Alters vermehrt den Reiz zur Sparsucht und Kargheit.

Nicht Jeder, in welchem schon jetzt unmäßige Begehrlichkeit nach größerm Vermögen wach geworden, wird sich in jenem Bilde des vollendeten Geizes erkennen. Aber dahin wird sie, ohne ernstliches Ankämpfen, ausarten.

Es ist noch viel gewöhnlicher, daß mehrere Laster sich in einem und demselben Menschen das Gleichgewicht halten, wodurch er zuweilen den Anschein von nicht gänzlicher Verdorbenheit bekommt, als daß eine einzige ungeheure Leidenschaft den ganzen Menschen verschlingt.

So gibt es Viele, welche karg sind gegen ihre Hausbedienten, unbarmherzig gegen Leidende, gleichgültig gegen die bedrängte Lage ihrer Blutsverwandten, ohne Schonung gegen ihre Schuldner — Alles nur um Geld zu erwerben; dann aber hingegen mit diesem ruhmlos erworbenen Gewinn Pracht und Aufwand zu treiben, oder sich einen Namen zu machen, oder unter den Spielern zu glänzen, oder Wollüste zu befriedigen, und den Gaumen mit köstlichen Gewürzen zu kitzeln. Hier ist also eine Sünde nur Gehilfin und Magd der andern, und ihrer beider verabscheuungswürdiger Knecht ist der Mensch!

Dergleichen Fälle sind aber im alltäglichen Leben nicht selten. Mit welcher Begierde und auf wie unrühmliche Weise wird hier und dort Geld zusammengescharrt, bald durch unläugbaren Betrug, der aller Gesetze spottet; bald durch listige Erbschleicherei; bald durch Bedrängung der Schutzlosen — Alles nur, damit Hoffart und Hochmuth getrieben werden könne! — Mit welcher Grausamkeit wird Unglücklichen oft die nöthige Hilfe versagt, mit welcher Genauigkeit und Sparsucht das Gesinde behandelt, die ganze Haushaltung beschränkt und dann ein üppiges Gastmahl gegeben, wo in wenigen Stunden verschwelgt wird, was das Glück einer armen

Familie auf mehrere Monate gemacht haben würde! Wie mancher Vater, wie manche Mutter geizen gegen ihre eigenen Kinder, verwahrlosen deren Erziehung und spenden die mit niedriger Erwerbsucht auf ungerechten Wegen zusammengesparten Summen für Kleiderglanz und prächtiges Hausgeräthe hin!

Jedem gab Gott sein Pfund, mit dem er hienieden wuchern sollte, zur Beförderung allgemeiner Glückseligkeit; Jeder wird von der Anwendung der ihm anvertrauten Mittel einst Rechenschaft zu geben haben. Wehe den treulosen Haushaltern, welche unempfindlich gegen das Unglück hilfsbedürftiger Brüder, ihren Reichthum zusammenhäuften oder ihn nur auf dem Altar ihrer Leidenschaft opferten!

Die gemeinste Quelle des Geizes liegt in der fehlerhaften Erziehung der Jugend, da man sie nicht mit dem rechten und würdigen Gebrauche irdischen Vermögens bekannt machte; da man sie nicht lehrte arbeiten, um wenig für sich selbst, vieles für Andere zu gewinnen; da man sie mit Lobsprüchen überhäufte, wenn sie ohne Zweck sparsam, ohne Nutzen für sich und Andere karg waren. Oft bewirkt die dürftige Lebensart in Kinderjahren die allzuängstliche Sorge um die Tage der Zukunft, den unmäßigen Hang zum Vermögensammeln. Oft fallen die unbesonnensten Verschwender in den Fehler des Geizes, wenn sie sich plötzlich von Armuth und Schande bedroht sehen, und nun in Verzweiflung ein gewaltsames Gegenmittel ergreifen zu müssen glauben. Oft artet das hohe Vergnügen, welches anfangs die Sparsamkeit gewährte, in alle Untugenden des Geizes aus, wenn die gesammelten kleinen Schätze immer lüsterner nach den größern machen, und durch die Gewohnheit beständiger Nahrungssorgen das Gemüth unempfänglich für reinere Freuden geworden ist.

Daher wird es weiser Aeltern Pflicht, schon früh über die Neigungen ihrer Kinder zu wachen. Hütet euch, ihrer Sucht nach Mehrhaben als Andere euern Beifall zu geben; junge Leute, welche schon so früh über dem Wohlgefallen an todten Gütern die Freuden der Mittheilung, die Lust ihres harmlosen Alters vergessen, sind gemeiniglich in spätern Jahren kleinliche, selbstsüchtige, hartherzige Menschen, ohne Liebe für Andere, und ungeliebt von Andern.

Lehret früh eure Kinder genügsam sein mit Wenigem, und

Freude darin suchen, durch Mittheilung ihres kleinen Ueberflusses dankbare Herzen zu machen. Lehret sie sparsam sein in dem, was ihnen nothwendig ist, aber freigebig und hilfreich sein gegen diejenigen, welche weniger haben als sie.

Der Weise, der ächte Christ, weit davon entfernt, den Besitz zeitlicher Güter für eine Sünde zu halten, sieht das Eigenthum vielmehr als ein großes Beförderungsmittel menschlicher Glückseligkeit an. Er sucht daher durch Sparsamkeit sein Vermögen zu erhalten, und durch rühmliche Arbeitsamkeit es zu vermehren; aber nicht, um es als einen todten Schatz zu bewachen, oder zum Kitzel seiner sinnlichen Gelüste anzuwenden. Er meidet daher den fruchtlosen Aufwand und die Verschwendung für eitle, sinnliche Genüsse, die seine Denkart verderben könnten; er ordnet sogar durch gewisse männliche Grundsätze seinen Hang zur Freigebigkeit und zum oft unzeitigen Mitleiden; aber alles dies, um desto schneller bereit zu sein, da mit Nachdruck zu helfen, und ohne Rechnung auf Dank, wo Hilfe wohl angebracht ist; wo Pflicht, wo Großmuth, wo Wohlanständigkeit ihn auffordern, freigebig zu sein; wo er Andern Freuden bereiten oder gemeinnützige Anstalten begünstigen kann.

Er betrachtet das zeitliche Vermögen nicht als den Zweck seines Hierseins, sondern als das Mittel, sich künftigen Bestimmungen jenseits des Grabes würdiger zu machen. Dort ist sein hohes Ziel, dort sein Schatz, dort auch sein Herz! Für dieses opfert er seine Ersparnisse; nicht Schätze will er sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen! (Matth. 6, 20.)

Vater im Himmel, auch mir gabst Du Eigenthum! War ich immer weise im Gebrauch desselben? Hatte ich immer Muth genug, mir selbst oft Gelüste und Bequemlichkeiten zu versagen, wenn ich mit dem, was ich wohl entbehren konnte, Andern ein Engel des Trostes zu werden fähig war? Opferte ich nicht oft die ersten Pflichten gegen leidende Mitmenschen meinem Hange zur Eitelkeit, zum sinnlichen Wohlleben auf? Ach, habe ich das, was ich einem Weinenden abschlug, nicht zuweilen mit Lust verschwendet, allerlei unnütze Gelüste zu stillen? War ich immerdar ein weiser Haushalter über das, worüber mich Deine Gnade setzte?

Allwissender Gott, ich war noch nicht, was ich sein sollte! Darf ich es läugnen vor Dir? — Wie wankte ich oft zwischen unzeitiger Kargheit und unzeitiger Freigebigkeit und Verschwendung! Wie selten ging ich den goldenen Mittelweg der Mäßigung; wie selten wog ich mit Besonnenheit im Gebrauche meines Vermögens die höhern Pflichten gegen die geringern ab; wie oft gebrauchte ich mit Selbstsucht zu unnützen Dingen, was zum Segen von unübersehbaren Folgen für Andere hätte werden können!

Ach, ich erkenne mit Scham meine Schwächen; ich erröthe und zittere vor ihnen! — Nicht ferner soll es also sein. Ich will auch auf diesen Theil meines Lebens und meiner Denkart aufmerksamer werden. Alle meine Habe ist ein Darlehen von Deiner Hand, daß ich dadurch mir und den Meinigen ein heiteres Loos auf Erden bereite, und meine Glückseligkeit erhöhe, indem ich Anderer Glückseligkeit bewirke. Ach, daß ich es so betrachte, so benutze, dazu verleihe mir Kraft, Vater und Geber aller guten Gaben! Amen.

8.

Der Hausvater.

1. Tim. 3, 4. 5.

Vater, bis auf diese Stunde
Führtest Du mich väterlich;
Aus dem Herzen, aus dem Munde
Ström' ein dankbar Lied für Dich!

Du bist's, der uns Alles geben,
Alles wieder nehmen kann!
Dich, Du Quell von allem Leben,
Bet' ich täglich froher an!

Alles steht in Deinen Händen,
Reichthum, Armuth, Kleid und Brod;
Gott, von Deinem Himmel senden
Kannst Du Freuden oder Noth.

Alles ist an Dir gelegen,
Menschen richten wenig aus;
Kommt von Dir nur, Herr, der Segen,
So ist wohlbestellt mein Haus.

Ehe Völker, ehe Könige und Fürsten große Staaten errichten konnten aus der Vereinigung vieler tausend Familien, waren diese

Familien vorhanden, und jede derselben für sich gleichsam ein eigener Staat, deren natürliches Oberhaupt der Vater derselben, oder nach seinem Tode der älteste Verwandte gewesen ist. Nach seinem Namen ward das ganze Geschlecht oder der ganze Stamm genannt. Er unterhandelte und sprach allein für die Rechtsame desselben. Er sorgte für dessen Erhaltung, Schutz und Glück. Er war die achtbarste Person unter den Seinigen, und wenn er gebot, gehorchten freudig alle seine Angehörigen.

Unter allen Völkern ist die Würde des Hausvaters ehrwürdig gewesen und geblieben; noch heutiges Tages ist dieselbe geachtet in allen Welttheilen, unter allen Nationen. Denn sie ist in jedem Staate die erste und natürlichste jedes Bürgers. Der Fürst bekleidet sie, wie der Aermste von den Unterthanen. Das Gesetz aller Länder gibt dem Hausvater, der als Fürst unter den Seinigen stehen soll, höhere Rechte und höhere Pflichten. Er handelt noch jetzt als Stellvertreter der Seinigen; ist der Vertheidiger ihrer Rechtsame; hat von ihnen, als Ernährer und Versorger, Gehorsam zu fordern; er steht unter den Bürgern des Staates in Verehrung, und hat in freien Ländern seine Stimme zur Gesetzgebung und Ernennung der Obrigkeiten.

Diese älteste und erste Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft wird auch fortwährend bleiben; denn sie stammt nicht aus menschlicher Klugheit und Erfindung, sondern sie ist Sache der Natur, das heißt, Werk Gottes. Jeder, der mit dieser Würde bekleidet ist, sollte daher ihrer allezeit eingedenk sein, und sie weder mit leichtem Sinn übernehmen, noch durch eigenen Unwerth entehren.

Der Mann, so lange er allein dasteht, ist ungebunden, und um nichts, als um sich selbst bekümmert. Hat er für seine eigenen Bedürfnisse gesorgt, so ist er frei. Mißfällt ihm sein Stand: er verläßt ihn. Mißfällt ihm sein Vaterland: er vertauscht es mit einem andern. Ein Anderes ist es mit dem Verhältnisse des Hausvaters. Ihn fesseln viele neue Pflichten, von denen er sonst keine kannte — aber Pflichten, die an sich zu schön und durch sich selbst zu belohnend sind, als daß er sie nicht mit Freudigkeit übernehmen sollte. Er nennt unter allen seinen Sorgen jetzt die Sorge für sich selbst die geringste; seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft,

seine Hausgenossen fordern von ihm größere Aufmerksamkeit. Er soll der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber aller der Seinigen sein. Wohl werden ihm oft sein Stand, sein Amt, Gewerbe und Beruf zur Last, wenn ihn die Härte und Ungerechtigkeit seiner Obern quält, oder wenn er mehr Verdruß und Schmerz, als Gewinn von seinen Arbeiten zieht. Aber was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde, das erträgt er nun geduldig um der Seinigen willen; er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zufriedenheit, ohne ihren Wohlstand, ohne ihre Ehre hat er selbst weder Zufriedenheit, noch Wohlstand, noch Ehre. Wäre er allein, er würde vielleicht das Land meiden, in welchem Ungerechtigkeit herrscht, oder Kriege sein Eigenthum unsicher machen, oder allzugroße Auflagen ihn um den bessern Theil der Frucht bringen, für die er ein ganzes Jahr lang sich abmühete im Schweiße des Angesichts. Aber ein Blick auf den hilflosen Zustand der Seinigen fesselt ihn wieder an den Boden des undankbaren Landes. Er bleibt demselben getreu, und macht sich gern zum Opfer für seine Lieben.

So ist der Hausvater um seiner Stellung willen ein Gegenstand höherer Achtung, als der Ungebundene, Unvermählte und Kinderlose; der Staat zählt auf ihn mit größerer Zuversicht, als auf denjenigen, welcher in Fällen der Noth eine andere Heimath suchen kann. Es ist genug, im gemeinen Leben von Jemanden zu sagen: er sei der Vater von mehrern Kindern, deren Erzieher und Versorger er ist, um schonender gegen ihn zu sein und unwillkürliche Ehrfurcht für ihn zu empfinden.

Aber diese erhabenste Würde des Mannes in der Gesellschaft, wie oft wird sie entweiht! Und weil die schönsten, die zärtlichen Pflichten mit ihr verbunden sind, fällt mit Recht auf den sorglosen und schlechten Hausvater auch immer die größte Verachtung. Es kann Jemand sein öffentliches Amt schlecht verwalten, es kann Jemand seine Berufsgeschäfte mit Ungeschicklichkeit treiben — man wird ihn bemitleiden oder mit Glimpf tadeln können. Aber wer seinem Hauswesen auf eine üble Weise vorsteht, wer Weib und Kind versäumen, elend machen kann: wider solchen empört sich das mensch-

liche Gefühl. Man rechnet ihn zum Auswurf und zur Schande der Gesellschaft. So Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen? (1. Tim. 2, 3.) wie darf er hoffen, das Vertrauen seiner Obern, die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, die Achtung und Freundschaft seiner Mitbürger zu haben? Wer seinem Hause nicht weiß vorzustehen, wo ihn die heiligen Bande der Natur binden sollten: wie kann der mit Würde und Zuverlässigkeit andern Einrichtungen vorstehen, die in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustande sonst noch stattfinden?

Und wer ist ein wahrhaft weiser, christlicher Hausvater? Der ist's, welcher in seinem Hause mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht zu erhalten weiß. Denn diese Tugenden sind die Grundpfeiler aller häuslichen Glückseligkeit.

Und unter allen diesen Tugenden ist Ordnung die erste. Das Haupt der Familie ist es, welches, als Fürst unter den Seinigen, Alles mit Zweckmäßigkeit einrichten und regieren soll. An ihm ist es, den Blick auf Alles zu haben. Nicht daß er Alles selbst machen soll; sondern darüber wacht er, daß Jeder dasjenige wohl verrichte, was ihm anvertraut ist. Jeder von den Hausgenossen muß den Kreis seiner Geschäfte kennen, jeder für die Besorgung derselben verantwortlich sein.

Wo ein christlicher, verständiger Vater sein Haus wohl geordnet hat, vollzieht sich jedes Tagewerk ohne Stockung und mit Freudigkeit. Jeder wartet seines Berufes. Es bedarf nur freundlicher Zurechtweisung, liebevoller Aufmunterung, um das Ganze in regsamer Thätigkeit zu bewahren. Vielerlei Befehlen bewirkt nur Zerrüttung; vielerlei Tadel bewirkt Verdrossenheit und Muthlosigkeit.

Wo Ordnung des Hauswesens besteht, da ist kein Widerspruch bei jedem Anlaß; da ist kein Zwist über das, was geschehen und nicht geschehen müsse; keine Entzweiung der Gatten um jede Kleinigkeit; kein übles Beispiel für Kinder und Gesinde. Die Zwietracht der Gatten ist der erste Anlaß zum Zwiespalt des ganzen Hauses. Denn indem jeglicher Hausgenosse sein Urtheil im Stillen fällt, kann es nicht fehlen, daß er bald seinen Tadel auf jene wen-

det. Wo aber die Untergebenen in der Stille tadeln, da verschwindet die gebührende Hochachtung.

Daher wacht der Familienvater als Mann und Christ über Eintracht unter Allen. Nie erscheint er, selbst bei getheilten Ansichten und Meinungen, mit seiner Gattin öffentlich im Widerspruch vor den Kindern und dem Gesinde. Die Eintracht der Aeltern bewahrt die Ehrfurcht Aller unverletzt, und macht den Zank von Seite der Uebrigen zu einem Verbrechen gegen den Hausfrieden.

Damit aber die Ordnung des Hauswesens wohl bestehe, ist es der Vater der Familie, welcher sich selbst, ein Beispiel Aller, den eingeführten Einrichtungen und Gesetzen der häuslichen Zucht willig unterwirft, selbst dann, wenn sie ihm zuweilen lästig sein könnten. Es soll Alles seine Zeit, seinen Ort haben. Er verlangt für sich keine Ausnahme. Er will nicht der einzige Ungebundene in seinem Hause sein und willkürlicher Despot. Schweigend und gern gehorchen ihm Alle, wenn er selbst den Hausgesetzen pünktlich zu gehorchen weiß.

Als Haupt der Familie sorgt er, neben seinen Berufsgeschäften, für das Allgemeine. Er übersieht seine Einkünfte und bestimmt danach seine Ausgaben; der Stand seines Vermögens soll ihm immer klar vor Augen liegen, um zu wissen, ob Einschränkungen vonnöthen sind, oder ob man sich, ohne Gefahr, manchen kostspieligern Genuß erlauben darf. Die Gattin sorgt um das Innere, der Gatte um das Aeußere des Hauswesens; die Gattin um zweckmäßige Anwendung, der Gatte um den Erwerb; die Gattin um das gegenwärtige Bedürfniß, der Gatte auch um die Zukunft des Hauses. Ihm vor Allen liegt die Versorgung der Seinigen ob, wenn seine Gattin einst Wittwe, seine Kinder einst Waisen werden sollten. Ihm liegt die spätere Erziehung und Ausstattung der Söhne und Töchter ob, wenn seines Herzens Ruhe nicht gebrochen, nicht seine Sterbestunde bitter, nicht seines Namens Ehre nach dem Tod vernichtet werden soll. So aber Jemand, spricht die heilige Schrift, die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger denn ein Heide. (1. Tim. 5, 8.)

Daher ist die zweite Hauptstütze der häuslichen Glückseligkeit — Arbeitsamkeit. Nur durch diese ist Erweiterung unsers irdischen

Wohlstandes möglich. Und irdischer Wohlstand — nicht Reichthum, nicht Ueberfluß — ist die erste Bedingung, ohne welche keine Freude, kein reiner Lebensgenuß, keine Unabhängigkeit möglich ist.

Nützliche Thätigkeit wird erfordert, sowohl was man besitzt zu vermehren, als auch es nur zu erhalten. In einem wohleingerichteten Hause soll kein Müßiggänger leben. Jeder soll zum Wohlsein Aller, sei es auch noch so wenig, beitragen. Der Fleißigste ist der Verdienstvollste. Wer sein Tagwerk glücklich vollbracht hat, ist mit sich selbst der Zufriedenste und darum der Heiterste.

Und die Seele aller Thätigkeit im Hause ist der Vater der Familie. Er hat die schwerere Mühe, die schwerere Sorge; er ernährt, er kleidet, er erzieht die Seinen; er besoldet seine Arbeiter; er erhält sein Gesinde. Er muß, wenn es gebricht, Rath zu schaffen wissen. Er muß, wenn die Noth einbricht, den sauern Gang antreten. Aber er hat auch dagegen das lebhafteste Vergnügen, wenn er endlich sein Eigenthum mit zufriedenem Blick überschauen, wenn sein Bewußtsein ihm sagen kann: dies ist die Frucht meiner Anstrengungen, dies das Werk meiner Unverdrossenheit und Mühe.

Er hält seine Kinder zu nützlichen Beschäftigungen an, die ihnen entweder in spätern Jahren selbst heilsam werden können, oder wodurch sie das Wohlsein, die Freude, die Bequemlichkeit der Hausgenossen vermehren. Müßiggang ist eine Schande am Fürstensohne; Trägheit führt auf die offene Straße der Armuth hinaus.

Aber wo Arbeit ist, da soll auch Erholung und Ruhe sein. Der christliche Hausvater kann wohl die Mühe seines Gesindes mit Geld erkaufen; aber nicht durch den Lohn, welchen er hinwirft, Liebe für sich und sein Haus erkaufen. Und doch wird nur das gut und vollkommen gethan, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung gethan wird. Alles Andere ist Miethlingsarbeit. Daher gestattet ein kluger Hausvater seinen Angehörigen nicht nur gern erlaubte Freuden zu seiner Zeit, sondern er theilt mit ihnen seine häuslichen Feste; er veranstaltet selbst zuweilen für ihre Ermunterung ein kleines Vergnügen, daß sie des Lebens unter seiner Herrschaft froh werden; daß sie auch in spätern Zeiten sich noch gern an die glückseligen Stunden erinnern, die er mit väterlicher Güte be-

reitete; daß sie an seiner Art und Weise ein Beispiel erhalten, wie sie ein Hauswesen wahrhaft christlich regieren und beglücken sollen.

Erst wenn er Zutrauen, Liebe und Ehrfurcht Aller besitzt, — und o wie leicht, mit wie geringen Mitteln können diese im häuslichen Kreise erworben werden! — erst dann hat er das Recht, strengen Gehorsam gegen seine Vorschriften und Befehle zu fordern. Ohne Gehorsam ist kein Reich, kein Hauswesen dauerhaft. Zwar läßt sich wohl äußerlicher Schein des Gehorsams erzwingen; aber dies ist nicht ein solcher, der segenvoll und fruchtbringend ist. Wo nur das gethan wird, was nothwendig ist, da wird wenig gethan! Wo das Gesinde nur seine Schuldigkeit leistet, so weit das Auge der Herrschaft reicht, da ist Zeitverlust, Nachlässigkeit, Untreue daheim. Da wird beim äußern Schein guter Ordnung verwahrloset, verschwendet, ohne daß es Diesem oder Jenem zugerechnet werden kann. Darum muß in keinem Hause Gehorsam herrschen aus Furcht, sondern nur aus Liebe. Nur die Liebe hebt den verlornen Brosamen auf, daß nichts umkomme; erhält das Veraltete neu; zollt Ehrfurcht auch im Geheimen, und wendet Schaden und Gefahr ab, wo es sonst Niemand bemerkt. Dies ist der ächte christliche Gehorsam, welchen das göttliche Wort allen Untergebenen empfiehlt. Nur diesen wünscht der weise Hausvater unter den Seinigen zu empfangen. Aber ihm ist auch wohl bekannt, daß Liebe und Ehrfurcht nicht geboten werden können, sondern durch eigenes Bemühen erworben werden müssen. Denn der Mensch kann zwar seine Arme vermiethen, aber sein Herz bleibt frei. Auch der Gewaltigste auf Erden kann den Aermsten auf Erden nicht zur Liebe und Freundschaft nöthigen, er gebe denn Liebe und Freundschaft zuvor.

Das Beispiel des Gehorsams im Hauswesen sollen vor allen Andern die Kinder geben gegen ihre Aeltern. Wehe der Familie, in welcher der Wille des Sohnes oder der Tochter wagte, sich gegen den Willen der Aeltern zu empören! Und wenn dies Verbrechen begangen wird — wem soll es zugerechnet werden? Ist es nicht die Frucht der schlechten Erziehung? Trug nicht vielleicht allzugroße Nachsicht und Zärtlichkeit der Mutter die erste Schuld an diesem Unglück, oder die Sorglosigkeit des Vaters?

Wie groß und vielfältig auch die Berufsgeschäfte des Hausvaters sein mögen: die Erziehung seiner Kinder bleibt sein heiligster Beruf. Und kann er sie selbst nicht von Stunde zu Stunde leiten, er soll sie doch im Ganzen mit scharfem Blick beobachten. Er ist's, dem sie untergeordnet sind; von dem ein Wort hinreicht, sie zu allem Guten zu ermuntern, und der das Strafamt über sie übt. Aeltern! liebet eure Kinder mit aller Zärtlichkeit, welche die Natur euern Herzen einflößt, aber von ihrer Wiege an fordert festen Gehorsam. Und sie werden ihn gern zollen, diese Hilflosen, wenn ihr ihnen schon von ihrer Wiege an keinerlei Herrschaft über euch gestattet; wenn ihr weder durch ihre Thränen, ihren kindischen Trotz, noch durch ihr kindisch-schlaues Schmeicheln bewogen werdet, das zu thun, worauf ihr Eigensinn, ihre Laune beharren möchte! Aller Ungehorsam der Kinder entspringt aus dem befriedigten, ungebrochenen Eigensinn der ersten Lebensjahre. Wo Aeltern Schwächen zeigen, entflieht die Hochachtung der Kinder und wächst ihre Macht. Zu spät ist oft allzugroße Sicherheit bereuet worden. Gehorsam ist eine von den Tugenden, die mehr durch Gewohnheit gegeben, als durch eigenes Nachdenken oder durch Ueberzeugung erlangt werden kann.

Es kann manches Weh über ein Haus gehen — langwierige Krankheiten, Theurung, Kriegsschaden, Verfolgung, Betrug können allen Wohlstand zerrütten; Verleumdung, Neid, Schadenfreude können die Ehre des Mannes angreifen — aber das größte Weh, das tiefste Herzeleid bringt ein ungerathenes Kind. Und den ersten Grund zu dem namenlosen Uebel legte der Aeltern sträfliche Nachsicht gegen die Unfolgsamkeit der Kinder, oder — noch schlimmer als Alles — der Aeltern böses Beispiel und Schwäche.

Darum ist des Hausvaters erstes und allgemeinstes Hausgesetz Unverdorbenheit und Einfalt der Sitten. Ohne sie wohnt bei uns kein Frieden, kein Segen. Was Räuber, Mörder im Staate, das sind einzelne Lasterhafte in der Familie. Sie bekriegen die Glückseligkeit aller Bessern.

Die Tugenden, welche der Hausvater selbst übt, kann er mit Strenge von den Andern fordern. Ist er selbst Trunkenbold: wie mag er demjenigen Vorwürfe machen, der sich durch Unmäßigkeit

zum Gespött oder Scheusal Anderer macht? Ist er selbst Ehebrecher: wie mag er ohne Gewissenspein das Wort gegen den allzufreien Lebenswandel der Seinigen erheben? wie mag er das Entsetzen der Eifersucht von den Schwellen seines Hauses verbannen? wie sich die Ehrfurcht des höhnenden Gesindes bewahren? Ist er selbst launenhaft, zänkisch, mürrisch: wie kann er von Gattin, Kindern und Hausgenossen freundliche Blicke fordern, da er selbst der Störer ihrer Heiterkeit ist, und oft aus bloßem Eigensinn gegen sie hart und ungerecht war? Ist er selbst Verschwender, liebt er Zerstreuungen und Vergnügen mehr als anhaltenden nützlichen Fleiß und Erwerb; liebt er einen Aufwand, eine Pracht in Geräth und Kleidern, welche seinen Vermögenszustand zerrütten können; Gesellschaften und Lustbarkeiten, die ihn von der sorgfältigen Verwaltung seines Hauswesens abziehen; ist er Spieler, der den größten Theil seines Erwerbes, statt ihn zweckmäßig anzuwenden, dem blinden Glück anvertraut; ist er prahlhaft und stolz, daß er für mehr gehalten werden möchte, als er wirklich besitzt und ist: wie kann er verhindern, daß seine Kinder nicht dem gefährlichen Beispiele folgen? — wie verhindern, daß seine Untergebenen nicht Mißbrauch von seiner Sorglosigkeit machen, ihn übervortheilen, sich auf seine Kosten bereichern und den Untergang seines Vermögens und seiner Ehre öffentlich und heimlich befördern helfen?

Wehe, wo in einem Hause das Haupt der Familie fehlt; wo der Erste zugleich der Schlechteste unter den Genossen ist; wo, wer die Ehre Aller schirmen sollte, derjenige ist, welcher sie zuerst befleckt! Da wohnt Gottes Segen nicht; da herrscht zerstörender Fluch!

Wehe, wo der Familienvater seine tiefe Unwürdigkeit in jedem ruhigen Augenblicke empfinden muß, und den einzigen demüthigenden Trost hat, daß seine Gattin, seine Kinder besser, edler als er sind! Mag er die Schmach lange ertragen, ohne daß sie ihn erdrückt? Muß das Gefühl seiner schmählichen Verworfenheit nicht zuletzt schmerzlicher werden, als die Wollust süß ist, die er aus der Hand seiner Laster genießt.

Einfalt und Lauterkeit, ein Wandel ohne Tadel, voller Ehrbarkeit und Zucht, bringen den Himmel in das häusliche Dasein. Wenn es auch draußen stürmt, wenn auch der Wohlstand wankt:

nur Frieden im Herzen Aller, die den Vater umringen, nur die Tugend der Hausgenossen nicht wankend! Dann läßt sich jedes Unglück leicht ertragen, und selbst das größte Uebel wird durch den Gedanken versüßt: „Wir haben es nicht verschuldet noch verdient! Dies Uebel ist nur ein Gesandter Gottes an unser Haus. Wir können wohl noch ärmer werden an Gut und Vermögen; aber unsere Herzen bleiben reich an frohem Bewußtsein, reich an Trost und gegenseitiger Liebe, reich an Zuversicht zu Gott!"

Wohl mir, auch ich kenne noch Familien, in welchen dieser beseligende Geist waltet, der über alle Ungewitter des Lebens emporhebt. Auch ich kenne noch Familien, deren Haupt unter seinen Lieben gleichsam als ein Hoherpriester Gottes dasteht, um seiner Tugendopfer willen gesegnet, und Alle, die ihm angehören, zu Gott hinanführend.

Religiosität, ächte Gottesfurcht, beständige Achtung und Liebe gegen das höchste Wesen, ist die Vollendung und Krone des christlichen Hausvaters. Alle seine Hausgenossen sehen und vertrauen auf ihn; er mit Allen sieht und vertraut auf den Vater aller Wesen. Er soll der Stellvertreter Christi sein. (Eph. 5, 23, desgleichen 6, 1.) Dankbar empfängt er alle guten Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung; denn auch diese sind nothwendig, unsere Kraft zu stärken, unsern Glauben zu erhöhen, unser Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit dessen zu mahnen, was wir auf Erden besitzen.

Und was kann allen Gliedern einer Familie innigern Zusammenhang geben, als die gleiche Liebe, der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung zum Ewigen? Was kann ehrwürdiger sein, als der Hausvater, still betend im Kreise seiner Kinder? Was kann rührender und zugleich beruhigender sein am Sterbebette eines der Getreuen von der Hausgenossenschaft, als der wehmüthige Abschied Aller von dem Geliebten mit dem Blick voll Zuversicht zum Himmel, der da spricht: „Wir haben uns nur auf kurze Zeit einander verloren! Die Hand, welche uns hier zusammenführte, die Hand, welche uns durch das Dunkel dieses Lebens geleitet hat, sie hat auch Macht und Liebe, uns dort einander wiederzugeben!"

Das ist das Bild des christlichen Hausvaters.

Mit Liebe herrscht, mit Klugheit regiert er. Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht sind die Schutzgeister seines Hauses, die durch ihn Freude, Wohlstand, Zufriedenheit und Segen über einen Kreis guter Menschen verbreiten.

Und du, der selbst Hausvater ist und dieses Bild erblickt, vergleiche dich mit ihm und frage dich: Warst du im Kreise deiner Hausgenossen, was du ihnen, als Weiser und deinen schönen Bestimmungen gemäß, hättest sein können? Frage dich: Hast du Alles, was in deiner Macht lag, zum Glück, zum bleibenden Glück der Deinigen gethan? Vielleicht danken sie dir Wohlstand, Vermögen, Ansehen, Kenntnisse und so viel Sittlichkeitsgefühl, daß sie nicht ganz schlechte Herzen haben: aber haben sie Sinn für Einfalt der Sitten, jene Begeisterung für Tugend, jene feste, innige, durch Wort und Leben hervorstrahlende Religiosität, die, auch nach dem Verlust alles Andern, nie mehr unglücklich werden läßt? — sie nie wieder sinken läßt, auch wenn du nicht mehr über sie wachest? — Antworte dir! Antworte dem allwissenden Richter! — —

9.

Die Hausmutter.

Tit. 2, 5.

Geist der Weisheit, gib uns Allen
Durch Dein Licht
Unterricht,
Wie wir Gott gefallen!
Lehr' uns froh zum Vater treten;
Zuversicht
Mangl' uns nicht,
Wenn die Deinen beten!

Hilf uns nach dem Besten streben;
Schenk' uns Kraft,
Tugendhaft
Und gerecht zu leben!
Gib, daß wir nie stille stehen;
Treib' uns an,
Froh die Bahn
Deines Worts zu gehen.

Kennst du des Menschen höchsten Werth, und was ihm das Schwerste ist zu erfüllen?

Es ist: sich selbst verläugnen, und nur nach Jesu Willen, in Jesu Geist, im Geist der Alles umfassenden, Alles verzeihenden, Alles duldenden Liebe zu leben. Es ist: für sich selbst nur wenig, Alles für Anderer Glück zu thun und zu bedürfen. Es ist: nicht für sich allein sorgen und dasein, nein, vielmehr zum Besten Anderer dasein.

Mit dieser erhabenen Selbstaufopferung lebte Jesus auf Erden — mit dieser Selbstaufopferung für fremdes Glück lebten die Apostel hienieden. Was allen großen, guten, edeln Menschen möglich war — ist es dir unmöglich?

Viele zweifeln, daß eine so großmüthige Selbstverläugnung bei Menschen stattfinden könne; daß sie zu schwer sei, diese Pflicht. Wo aber die Liebe ist, o da ist nichts zu schwer! Und wo hat Gott jemals von uns Sterblichen zu viel gefordert? Aber Gott forderte es durch seinen Sohn Jesum Christum. Wer mich lieb hat, sprach er, und an mich glaubet, der verläugne sich selbst und folge mir nach. Und es ist nicht unmöglich, ihm, dem Sohne Gottes, nachzuahmen.

Du sprichst: es sei zu viel gefordert! — Siehe, es gibt Menschen, deren Beruf, deren süßestes Geschäft es ist, aus Liebe sich selbst zu vergessen, und alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen; nichts für sich, Alles für Andere zu sein.

So ist es schon durch ihren Stand die christliche Hausmutter; sie wird es noch mehr durch die eigene fromme Neigung ihres Herzens, wenn sie den schönen, ehrwürdigen Namen ganz verdienen will, welchen sie trägt.

Sie sorget Tag und Nacht — aber nicht für sich, sondern für das Wohl der ihr Anvertrauten. Sie arbeitet unabläßig; aber es ist nicht für ihren eigenen Unterhalt, sondern für das Wohlsein der Ihrigen. Sie sinkt des Abends ermüdet auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte, nicht für sich, nein, für Andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Hausgesinde, ihre Angehörigen sollen des Lebens froh werden. Sie hat für ihr ganzes mühevolles Leben keine andere Belohnung, als den Anblick derer, die sie zufrieden macht. Dafür spart sie, dafür kümmert sie sich, dafür entbehrt sie so Vieles.

Sie selbst gehört sich nicht. Sie hat ihr Schicksal, Glück und

Unglück an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes gebunden, der ihr einst fremd war. Was er ihr für ein Loos bereitet, mit dem nimmt sie in dieser Welt vorlieb. Wird er arm, sie theilt seine Armuth; wird er verfolgt, sie trägt unschuldig seine Leiden mit ihm; wird er krank, sie wartet und pflegt sein, und leidet mehr, als er selbst. Sie ist nichts für sich, Alles für einen Andern.

Sie gehört sich nicht selbst. Sie ist Mutter; sie lebt für ihre Kinder; sie lebt in ihnen mehr, als in sich selbst. Mit Schmerzen und Gefahr gab sie ihnen das Leben; mit tausend kleinen Opfern erkaufte sie deren Gesundheit. Sie wachte, wenn alle Andern schlafen konnten, in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütete das holde Kind am Krankenlager, und horchte auf dessen Athemzüge, und betete in der Einsamkeit. — Niemand weiß, was sie that; Niemand weiß es, was sie litt; Gott dem Allwissenden nur ist es bekannt. Sie hat Alles gern vergessen, sobald ihr des Lieblings Leben wieder geschenkt war. Sie rechnet es ihm nicht an, was sie duldete. Kein Sterblicher spricht davon; Keiner lohnt es ihr. Nur Du, o ewiger, gerechter Gott, nur Du hast ihre Thränen, ihre Sorgen nicht vergessen; Du rechnest es ihr an.

Sie selbst gehört sich nicht — sie ist Hausfrau. Sie hat für Andere zu denken, und ob sie auch erkranke: sie muß für die Gesundheit Anderer wachen; und ob sie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: sie sorget erst, daß ihre Angehörigen ihr Theil empfangen und ihre Freude genießen. Sie ist der Engel des Friedens im Hause, der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet, und vergißt deren keines. Sie umfaßt Alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Muttersorge. Sie hält sich für die Schuldnerin aller Andern, und glaubt, sie könne nie genug thun, während sie doch die Wohlthäterin eines Jeden wird, und oft schmerzlicher Undank die einzige Vergeltung ist, welche ihr zu Theil wird. Aber sie vergißt den Undank; sie ist schon wieder glücklich und fährt unverdrossen in ihrem Tagwerk fort, wenn sie nur von einem Einzigen mit freundlichem Lächeln belohnt wird. Sie fordert keinen Lohn — es kann ihn Keiner

geben — ihr Herz findet ihn in dem Gelingen ihrer freundlichen Bemühungen, in der Glückseligkeit der Ihrigen.

So die Hausmutter — die christliche Hausmutter, dies schöne Bild der edelmüthigen Selbstverläugnung aus Liebe! Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tief wirkenden Beruf! Der Mann kann glänzendere Dinge thun; er kann durch seine Kunst und sein Gewerbe Reichthum sammeln; er kann sich in der Stadt, im Lande, unter fremden Völkern einen Namen machen; er kann mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttern, — aber unmittelbarer, inniger und anhaltender beglücken kann er nicht, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun Niemand achtet.

O himmlischer Beruf, mit einem Herzen voller Liebe auch nur einen kleinen Theil der Welt, nur eine einzige Familie zu beseligen! Wer so viel gethan hat, o der hat in seinem Lebenslauf genug geleistet — der lebte in Gott, der wird leben mit Gott.

So wie alles Wohl eines Hauses an die Tugenden einer guten Mutter geknüpft ist, hängt auch nothwendig an ihren Fehlern das Weh der Familie. Der Einfluß der Hausmutter ist so groß, daß man aus ihrer Denk- und Handlungsart gemeiniglich einen richtigen Schluß über die glückliche oder unglückliche Lage der Familie zu folgern im Stande ist; daß ein einziger ihrer Fehler oft alle ihre andern Tugenden verdunkeln kann; daß ihre lasterhaften Neigungen das Hauswesen den Genossen desselben zur Hölle machen; daß der Segen des Hausvaters vergebens baut, wo der Fluch der Mutter wieder niederreißt.

Leider, daß jenes Bild der ehrwürdigen Hausmutter nicht auf jede passend ist, welche den Namen einer solchen trägt, und wir im gemeinen Leben weniger glückliche Haushaltungen finden, als unter einem Volke gefunden werden sollten, welches sich zu der erhabenen Weisheit und Lehre Jesu Christi bekennt! Oft freilich ist daran die Unwürdigkeit des Hausvaters Schuld; aber weiß die Mutter ihren Kindern und Angehörigen wohl vorzustehen, so versüßt sie das Bittere, was er verursacht, durch Liebe und verdoppelte Sorgfalt; so wird sie der Schutz und der Trost derer, die er bedrängt; sie übernimmt von Allen das Leiden und trägt es allein in ihrem Herzen. Das Haus ist auch bei des Mannes und Vaters Fehlern

noch nicht so elend, als es durch die Schwachheiten und Fehler der Hausmutter ist. Denn sie ist fast immer und bei Allem nahe; ihr kann nicht ausgewichen werden; sie wohnet und wirket beständig in den wichtigern und in den geringsten Geschäften der kleinen Familie.

Umsonst ist des Mannes Fleiß und Thun, wenn sie zerstreuungssüchtig, eitel, prachtliebend und verschwenderisch ist; wenn sie, um ihren Gelüsten ein Genüge zu leisten, was sie mit der rechten Hand erspart, mit der linken heimlich verschwendet; wenn sie im Hause zwar den Schein der Ordnung walten läßt, um vor Andern zu glänzen oder doch nicht verächtlich zu werden, hingegen da, wohin nicht leicht der Blick der Fremden dringt, Unordnung befördert, und den Fremden, sogar den eigenen Gatten, betrügt. Daher entspringt so manches geheime Familienweh, woran Alle kränkeln, und was man doch Andern nicht gern offenbar werden läßt. Daher weicht von so mancher Haushaltung der Segen, und ist oft Mangel, wo man Wohlhabenheit oder doch hinlängliches Auskommen zu erwarten berechtigt sein sollte.

Umsonst ist guter Wille, Lust, Liebe und Freundlichkeit, wenn die Hausmutter nicht durch beständige Gleichheit ihres Gemüths die Heiterkeit Aller zu erhalten und zu nähren weiß; wenn ihr Wort nicht den Betrübten beruhigen, ihr freundlicher Blick den Zürnenden zur Versöhnung bewegen, ihr liebevoller Wink mehr ausrichten kann, als ihr Eifern und Toben. Zwar ist es gewiß, daß die natürliche Reizbarkeit, die größere Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechts geneigter machen kann zu leidenschaftlichen Aufwallungen, zur Verstimmung des Gemüthes. Aber es ist auch gewiß, daß aus dem gleichen Grunde im Herzen des Weibes die übeln Eindrücke leichter vorübergehen, und es seiner Empfindungen wieder schneller Meisterin zu werden vermag; es ist gewiß, daß diejenige eine gleiche heitere Gemüthsstimmung beibehalten könne, welche vernünftig genug und entschlossen ist, nicht eigensinnig ihren finstern Launen nachhängen und angehören zu wollen; es ist gewiß, daß man bei jeder launenhaften, zänkischen Hausfrau voraussetzen kann, sie habe eine schlechte, verwahrlosete Erziehung in ihrer Jugend genossen.

Dem Manne mag im Drang der Umstände und im stürmischen

Verhältniß des Lebens oft der Ernst anstehen, und Kraft und Gewalt geziemen. Das Weib empfing keine andere Waffe zum Siegen, als Güte, die Alles leitet; als freundliche Klugheit, die Allem auszuweichen versteht, was Gefahr bringt; als einen liebevollen Sinn, der auch den Ungestüm des Wütherichs endlich bändigt. Das Weib verläugnet seine von der Natur empfangenen Vortheile, wenn es, so schwach es ist, mit Gewalt ertrotzen will, durch zänkisches Wesen seine Anmuth und Würde entstellt, und männlich handeln will, wo ihm nur die Milde der Weiblichkeit geziemt. Es sinkt aus seiner angebornen Hoheit zum Gespött oder zur Verachtung herab, und wird Allen und sich selbst durch Bosheit und Groll zur Qual und Verabscheuung.

So wird die Hausmutter, aus deren Tugenden die Glückseligkeit aller ihrer Angehörigen hervorgehen kann, der Unsegen und die Marter Aller durch ihre Fehler, selbst durch scheinbar geringe Fehler, weil diese zu tragen, und jeden Tag, jede Stunde zu ertragen, oder ihnen doch ausgesetzt zu sein, auch dem Geduldigsten zu schwer fällt, auch dem Langmüthigsten das Dasein verbittert.

Darum, o du, welche zu den Edlern deines Geschlechts gehören möchtest, nicht zu den Verworfenen; du, welcher der Name einer liebenswürdigen, einer christlichen, einer weisen Hausfrau der glänzendste aller Namen ist, wie er es sein sollte — erforsche: ist Jeder in dem häuslichen Kreise, in welchem du waltest und lebst, so glücklich, als er's sein könnte? Und wenn es ein Einziger unter Allen nicht wäre: woran liegt die Schuld? Hast du nie Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben? Hast du Alles gethan, um Jeden mit seiner Lage zu versöhnen? Warst du dir immerdar in Liebe, Freundlichkeit und Güte gleich, oder warst du oft das verachtungswürdige Spiel deiner Einbildungen und Launen?

Kennst du das treue Bild der christlichen Hausmutter? Das göttliche Wort schildert es dir: Du sollst sein sittig, keusch, häuslich, gütig, dem Mann unterthan, auf daß nicht das Wort Gottes verlästert werde. (Tit. 2, 5.) In diesem Wenigen liegt der Kern aller deiner Pflichten und die Quelle deines irdischen Glücks, wie deiner Vollendung für das Ewige.

Sittig sein sollst du; durch die Holdseligkeit deines Wandels

allen den Deinigen ein nachahmungswürdiges Muster derjenigen schönen Eigenschaften sein, die du an Andern bewundern möchtest; die Seele deiner Familie sollst du sein, aber eine göttliche Seele! — Doch ohne Religion ist keine Tugend im vollen Sinne des großen Wortes, sondern nur Verhältniß- und Klugheitssache. Erst Religiosität verbreitet über unsere Handlungen etwas Höheres, etwas Göttliches.

So wie in der menschlichen Gesellschaft kein verächtlicheres Geschöpf dasteht, als ein Frauenzimmer, welches mit einiger Halbwisserei und leichter Belesenheit die Aufgeklärte, die Zweiflerin, den Freigeist spielen möchte, mehr aus Eitelkeit, als aus verständiger Prüfung und aus Bedürfniß: so ist ein Frauenzimmer, neben aller übrigen Anmuth, erst dann ehrwürdig und zwiefach geehrt, wenn es, ohne Gepränge, ohne Vielbeterei, Frömmelei und Schwärmerei, mit gottergebenem, religiösem Sinn denkt, handelt, lebt; wenn es innig und freudig hält an dem Glauben, den Jesus gab, an den Hoffnungen, die er uns offenbarte.

O Mutter, Mutter! an diesem Glauben halte fest; nur er kann dich aufrecht halten in den Gewittern dieses Lebens; ohne ihn bist du dir selbst ohne Werth! — Mutter, o Mutter! diesen einfachen, beseligenden Glauben präge früh dem weichen Herzen deiner Kinder ein; ohne ihn verlierst du früh oder spät die Herzen deiner Kinder! Mutter, sei ihnen das Vorbild der Verehrung Gottes und seiner Vorsehung, in der Kirche, wie in der stillen Schlafkammer; — so führst du sie zu Gott, so führt sie Gott dir einst wieder zu!

Keusch sein sollst du, ein Bild der Zucht und Sittsamkeit in Tagen, da viehische Wollust das Angesicht frech über Märkte und Straßen trägt; da die Mode oft gewaltiger als die angeborne Schamhaftigkeit ist. Reinigkeit des Gemüths ist der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren ward, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und goldenen Geschmeides nicht. Der Friede deines Hauswesens ist auf immer verscherzt, die Zufriedenheit deines Gemüths ohne Heilung verwundet, wenn du dich von den Pfaden der Treue entfernst, die du am Altare geschworen.

Es ist nicht genug, im Umgange durch Klugheit sorgfältig Alles zu vermeiden, was auch nur leise die Eifersucht erwecken kann, diese

entsetzliche Störerin häuslicher Glückseligkeit — schwer ist dieses Gespenst zu bannen, wo es einmal eingekehrt ist! — sondern selbst den Schein sollst du meiden, welcher einen Schatten auf die Reinigkeit deines Herzens werfen könnte. Durch die Strenge deiner Sittsamkeit wirst du deinen Hausgenossen als ein ehrwürdiges, höheres Wesen erscheinen, und mehr als durch Worte und Lehren die lieblichste der Tugenden im Gemüthe deiner Kinder einheimisch machen.

Häuslich sein sollst du; denn nur was deine Sorgsamkeit erspart, ist der wahre Gewinn von dem, was des Hausvaters Fleiß erwirbt. Dein Gedanke hält die Ordnung des Ganzen empor, und Reinlichkeit ist die liebenswürdige Stellvertreterin oder die anmuthigste Gesellin der Pracht. Wer sich von dem Werth und der Vollkommenheit einer Hausmutter belehren will, trete nur in ihr Haus, und Alles, was er sieht, sagt ihm, was er von ihr halten müsse. Nicht was da ist, sondern wie es da ist, zeugt von dem Geschmack, von der Rechtschaffenheit der guten Wirthin; und nicht daß man ihr gehorcht, sondern wie man ihr gehorcht, spricht für ihren Verstand und für die Vortrefflichkeit ihres Herzens. Mit Würde und ruhigem Gemüth leitet sie Alles, was zu ihrem Geschäftskreise gehört. Nie verliert sie das richtige Ebenmaß ihres Betragens gegen den Hausgenossen wie gegen den Fremden. Ohne mit dem Gesinde allzuvertraulich und gemein zu werden — denn nie vergißt sie, daß, wer anordnen soll, Würde und Ansehen haben müsse — weiß sie doch die Herzen der Dienstboten durch Leutseligkeit zu gewinnen und zu führen. Ohne mit den Untergebenen zu grollen, zu zanken und sich in unedeln Ausdrücken zu verirren, weiß sie durch die Achtung, welche sie einflößte, Gehorsam zu erzwingen und Nachlässige zu ihrer Pflicht anzuhalten.

Haushälterisch soll sie sein, und daher dem häuslichen Leben so viel Anmuth verleihen, daß nicht der Mann, nicht die Kinder sich leicht hinaus nach fremden Zerstreuungen sehnen, sondern am liebsten in der Umgebung der Ihrigen leben. Alles ist einer klugen, weisen, gefälligen Hausmutter möglich, wenn sie mit Liebe Alles umfaßt, was zu ihr gehört.

Darum soll sie gütig sein gegen Alle; gütig gegen den Gatten, und Alles meiden, was die schöne Freundschaft und gegen-

seitige Vertraulichkeit unterbrechen könnte, ohne welche das eheliche Leben eine Hölle wird. Und die Bande der Liebe und Zuversicht auf das festeste zu knüpfen, ist der sicherste Weg, dem Gatten ein immer offenes Herz zu haben; keine Geheimnisse, auch die unschuldigsten nicht, für ihn zu haben; nichts zu thun, das sie vor ihm zu verhehlen Ursache hätte, und selbst den Fehler, wenn er begangen wird, ihm nicht zu verbergen — dies Alles, um nie seinen Argwohn zu reizen, nie seine Zuversicht wankend zu machen. Ein einzigesmal das Vertrauen getäuscht, macht Jahre lang Mißtrauen. Oft ist ein geringes Mißverständniß, weil man zu schüchtern, oder zu stolz, oder zu eigensinnig war, sich einander offenherzig mitzutheilen, der erste Grund zu einer lebenslangen, unglückseligen Ehe geworden. Denn ein einziger falscher Schritt zieht oft auf beiden Seiten den zweiten und dritten und tausendsten nach sich.

Gütig sein soll sie gegen die Kinder. Ach, einem Mutterherzen darf ja die Liebe nicht empfohlen werden gegen diejenigen, welche ihm Gott gab. Aber wohl Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht in Verzärtelung und gefährliche Nachsichtigkeit gegen Fehler entarte; Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht ein Kind vor dem andern begünstige und größere Zärtlichkeit einem allein gewähre. Diese Vorliebe für ein Kind ist, zumal wenn sie auf unkluge Weise geäußert wird, ungerechte Härte gegen das mindergeliebte, ist das erste Verderben in der Kinderzucht, und hat auf die Gemüthsart der Jugend, ohne daß man es leicht bemerkt, den nachtheiligsten Einfluß. Oft sind auch die verständigsten Mütter schwach genug, diesen Fehler zu begehen — um so sorgfältiger muß das Herz gegen ihn bewacht werden.

Gütig sein soll sie gegen die Dienerschaft, ohne Heftigkeit und schnöde Aeußerungen des Stolzes oder der Herrschsucht. Das herrschsüchtige Weib, welches sich gern dafür erkennen läßt, daß es Alles thue, Alles leite, hat bald die Herrschaft eingebüßt, denn Jeder sucht sich derselben zu entziehen, weil das Gefühl und der Selbstwerth eines Jeden gekränkt wird. Das herrschsüchtige Weib verewigt den Unfrieden im Hause, weil Jeder statt Liebe innern Widerwillen zurückgibt, und zwar vielleicht gehorcht, um öffentliche Ruhe zu erhalten, aber im Stillen wieder anders thut. Aus

diesem Grunde sind allgemein die eiteln und herrschsüchtigen Weiber die schlechtesten Wirthinnen. Es mangelt ihnen an richtiger Einsicht, wie sie die Seele des Hauswesens sein können.

Gütig soll sie sein auch gegen alle diejenigen, welche mit der Familie in irgend einiger Verbindung stehen. Ihre Liebe und Freundlichkeit soll die mit dem Hause versöhnen, welche wider Einen in demselben etwas haben. Ohne Liebe von außen, wie will da Wohlsein und Glück im Innern blühen? Darum ist sie es, welcher am meisten an Eintracht mit allen Nachbarn gelegen ist; sie opfert lieber an Kleinigkeiten auf, um das größere Gut, allseitige Hochachtung und Zuneigung gegen das Haus, zu bewahren. Darum ist sie es, welcher am meisten daran gelegen ist, daß nicht durch Klatschereien und Zwischenträgereien der stille Friede ihrer Lieben gestört werde. Vieles mag sie im Kreise ihrer Freundinnen vernehmen, aber nur das Gute behält sie im Gedächtniß und nennt es wieder. Nicht immer kann sie ihr Ohr verleumderischen Reden und boshaften Bemerkungen, wohl aber denselben ihre Zunge entziehen. Sie will das Glück ihres Hauses, darum möchte sie die Liebe der ganzen Welt auf dasselbe sammeln.

Dies ist das Bild der christlichen Hausmutter, wie es die heilige Schrift darstellt. So sei jegliche, auf daß durch ihren Wandel nicht das Wort Gottes verlästert, sondern geehrt werde!

10.

Weise Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben.

Jes. Sir. 29, 29.

In Deinem Reich,
Gott, sind die Geister vor Dir gleich,
Sind alle Menschen Brüder,
Und Christi Glieder.

Wer seinen Werth,
Als Mensch, nicht selber kennt und ehrt,
Raubt Macht sich und Vermögen
Zu Andrer Segen.

Nur der ist gut,
Der wenig fordert, Vieles thut.
Von fremden Launen nie geleitet
Sein Glück bereitet.

Drum, daß ich frei,
Von Andern unabhängig sei,
Dies gib, damit ich Deinen Willen
Kann frei erfüllen.

Man möchte reich sein, und macht sich doch selber arm. Man möchte etwas bedeuten, eine gewisse Achtung unter den Leuten genießen, und bringt sich doch selber um alle Achtung und Bedeutung. Man möchte höher stehen, als viele Andere, und erniedrigt sich doch gar oft unter die Niedrigsten. Man möchte Herr sein, und verkauft sich für Spottgeld in Sklaverei.

Diese Widersprüche in den Handlungen eines und desselben Menschen sind so gemein und alltäglich, daß wir sie kaum noch der Aufmerksamkeit werth finden. Woher entspringen sie? Aus dem Gegenstreite zwischen gewissen Forderungen, die wir als vernünftige Wesen machen sollen, und der Elendigkeit unserer irdischen Gelüste. Wir möchten gern Vieles haben, Vieles gelten, Vieles sein, aber mit weniger Anstrengung, weniger Aufopferung, weniger Selbstbeherrschung.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir unsere Glücksumstände verbessern, für uns und die Unsrigen einen gewissen Wohlstand bereiten, nicht um damit großzuthun oder uns gütlich thun zu können, sondern auf daß wir die nöthigen Mittel in Händen

haben, unsere bessern Wünsche sowohl für eigene Veredlung, als für Anderer gute Erziehung und Glück zu erreichen. Wer unter täglichen Sorgen leidet, wie er das Allerunentbehrlichste aufbringe, sein Leben zu erhalten, ist sehr zu beklagen. Er ist der Sklave seines Leibes. Er kann an nichts Besseres denken. Er ist vom guten Willen und der Gnade oft der schlechtesten Leute abhängig, und muß oft seine Grundsätze, seine Tugend verkaufen oder verläugnen, um Brod, Obdach und Kleider zu haben.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir uns bemühen, selbstständig zu sein, nicht um über Andere nach Willkür schalten und verfügen zu können, sondern um nicht der Willkür eines Andern zu Gebote zu stehen. Der Trieb nach Unabhängigkeit und sein eigener Herr zu sein, liegt tief in des Menschen Brust, und kann durch kein Mittel ausgerottet werden. Es ist nichts, was so sehr schmerzt, als an sich selber nichts und nur der Schatten eines Fremden zu heißen, keinen eigenen Willen haben zu dürfen, und sich jede Demüthigung gefallen lassen zu müssen. Jeder Mensch, auch der allerärmste, fühlt es, er sei Mensch, so gut wie jeder andere; er sei ein Kind des Schöpfers im Himmel, ein eigener Zweck zu eigener Bestimmung: nicht Sache und Werkzeug nur für anderer Sterblichen Laune geschaffen.

Bei dem Allem sind doch Viele durchaus nichts Besseres, als todte Werkzeuge, willenlose Wesen und Spiele von willkürlichen Einfällen derer, die sie oft an Geistesgaben weit übertreffen. Sie machen sich selber abhängig, und sind Diener, während sie Herren sein sollten und könnten.

In einer gewissen Abhängigkeit freilich stehen alle Menschen zu einander; denn Einer ist des Andern Beistandes immer bedürftig. Gott wollte dies, vertheilte darum seine Gaben ungleich, damit Einer dem Andern recht unentbehrlich sein solle, und daß die Geselligkeit unter einzelnen Menschen, Familien und ganzen Nationen aufs engste geknüpft werde. Daher ist der Fürst mehr oder weniger abhängig von seinem Volk, der Unterthan eben so von seiner Obrigkeit, der Dienstbote von seiner Herrschaft, der Künstler, Handwerker und Kaufmann von seinen Kunden. Einer wetteifert mit dem Andern um die Gunst des Dritten. Kinder, bis sie,

laut Gesetzen, das volle Alter der Mündigkeit haben, sind von ihren Aeltern, Erziehern und Vormündern abhängig. Diese Art der Abhängigkeit kann nie aufgehoben werden, weil sie die Auflösung der menschlichen Gesellschaft, die Zerrüttung alles Glücks und Wohlseins zur Folge haben müßte.

Aber wir sollen unsere Abhängigkeit von Andern nicht ohne Noth und in dem Grade vergrößern, daß wir damit aufhören, für uns selbst als eigene Zwecke zu bestehen. Der Unterthan ist zu Allem frei, was nicht gegen die landesobrigkeitlichen Gesetze verstößt; das unmündige Kind ist zu Allem frei, was nicht die Ehrfurcht gegen den Willen der Aeltern verletzt, die besser wissen, was zu seinem Besten dient; Knecht, Magd, Taglöhner, haben ihrer Herrschaft nur in dem zu gehorchen, was die Hausordnung mit sich bringt, oder wozu sie ihre Kräfte und Einsichten auf eine gewisse Zeit vermiethen.

Hingegen eine ganz andere Bewandtniß hat es mit denen, die sich in solche Lage bringen, daß sie, ob sie gleich erwachsen genug sind, freien Willen zu haben, blindlings auch den elendesten Geboten, den willkürlichsten Einfällen Anderer folgen müssen; daß sie Befehle und Wünsche erfüllen müssen, gegen welche sich ihr Herz empört und durch welche das Gefühl ihres Selbstwerthes fast ganz vernichtet werden muß; daß sie die Achtung für sich selbst vernichten müssen, und empfinden, keines Andern Achtung zu verdienen.

Und in diese, die Menschenwürde in uns vertilgenden Verhältnisse werden wir nicht durch Obrigkeiten, nicht durch Aeltern, nicht durch Herrschaften, nicht durch die Gunst derer gebracht, die unserer Arbeiten und Dienste bedürfen: sondern durch unsere Schwächen, Thorheiten und Fehler. Niemand glaube, dahin könne es nie mit ihm kommen. Es ist oft nur allzuleicht möglich! Und daher sollen wir die Gefahren kennen lernen, die unserer Tugend drohen, um nicht von denselben das Opfer zu werden.

Oder ist es denn so unerhört, daß allzuleichtsinnige, unvorsichtige, treuherzige Personen ein zu großes Vertrauen in die Redlichkeit von Menschen setzten, die sie erst nachher von einer bösen Seite kennen lernten? Dadurch, daß sie solche Leute zu Mitwissern eines oft wichtigen Geheimnisses machten, begaben sie sich

in die schmählichste Sklaverei von deren Launen. Sie mußten entweder deren oft niederträchtige Forderungen eingehen, oder sie als Feinde fürchten, und sich ihrer Rache und der Verrätherei des Geheimnisses preisgeben. Nur allzuoft geschah schon, daß aus Furcht vor Schande, vor Unglück derer, die das Geheimniß zunächst anging, der Redliche ein Diener fremder Laster wurde, weil er zu feige war, lieber Unglück zu tragen, als das zu thun, was Religion und Gewissen begehrten; weil er mehr die Menschen fürchtete, als Gott.

Weit gefährlicher noch ist es, wenn unser Geheimniß eine eigene schlechte Handlung ist, die wir um Alles gern in der Welt verborgen hielten, davon aber irgend eine unzuverlässige, zu aller Niederträchtigkeit fähige Person weiß. Damit haben wir unsern guten Ruf und Namen, unsere Ehre, unser Amt, vielleicht unsern ganzen Wohlstand in die Hand eines Bösewichts überantwortet, und uns in Knechtschaft bei ihm gegeben. Schlechte und verschmitzte Menschen sind immer bereit, unsere Schwächen auszuforschen, denselben zu schmeicheln, sie zu Thorheiten, zu unerlaubten Schritten zu verführen, um dadurch Botmäßigkeit über uns zu gewinnen. So hat oft allzugroße Vertraulichkeit zwischen Herrschaften und Dienstboten für das Glück einer Familie die betrübtesten Folgen gehabt, und diejenigen zu sklavischen Dienern derjenigen erniedrigt, denen sie gebieten sollten. So ist mancher Untergebene der Tirann seines Vorgesetzten geworden, weil er ein Mitwisser von dessen Leichtsinn oder Bosheit gewesen. Wer gefehlt und einen Zeugen seiner Schuld hat, der vielleicht noch schlechter ist, als er selbst, kann leicht aus Furcht vor Schande und Strafe in noch größere Verbrechen willigen, um damit das Geheimniß seiner Schändlichkeit zu erkaufen.

Es gibt Andere, die aus Trägheit, oder weil sie gute Tage lieben, und doch nicht Vermögen genug haben, die Gelüste ihres Gaumens zu stillen, sich freiwillig in die entehrendste Knechtschaft reicherer Personen hingeben. Man nennt sie in der gemeinen Lebenssprache S c h m a r o t z e r. Wer für einen Leckerbissen Schmeichler und Augendiener des Vornehmern werden kann, ist jeder Niederträchtigkeit fähig, wenn der, welcher ihn füttert, nur aufgelegt ist,

sie zu begehren. Aber auch wenn er sie nicht begehrt, ist der Schmarotzer, dieser Sklave des eigenen Gaumens und Magens, ein verächtliches Wesen. Denn wie mag der Achtung erwerben, der einer Bequemlichkeit willen Verzicht auf seine Selbstständigkeit thut? Es ist besser, sagt die heilige Schrift, geringe Nahrung unter einem bretternen eigenen Dache, denn köstlicher Tisch unter den Fremden. (Sir. 29, 29.) Wer gibt, fordert Vergeltung. Wer nicht vergelten kann, muß sich jede Demüthigung gefallen lassen, die man über ihn beschließt; wer dergleichen duldet, ist ihrer würdig. Der aber ist weit entfernt, ein Nachfolger Jesu zu sein, und keiner höhern Pflichtübung fähig, der seinen Selbstwerth nicht kennen will.

Es gibt Schmarotzer anderer Art, welche sich aus Hochmuth und Eitelkeit zur Augendienerei und Speichelleckerei der Vornehmen und Großen feil machen. Um einen Strahl fremden Glanzes zu erborgen, und in diesem Widerschein vor Andern zu glänzen, werden sie Söldner fremder Launen, und halten sich durch die Niederträchtigkeit ihrer Verrichtungen noch hochgeehrt. Sie haben keinen eigenen Willen; was der Gebieter heischt, das Edle wie das Schändliche, es ist ihr Gesetz. Die herabwürdigendsten Zumuthungen sind ihnen werthvoll. Sie sind nur Mittel und Werkzeuge; sie haben kein eigenes Leben, ihr Dasein ist nur der Schatten eines Andern. Um diesen Preis erkaufen sie die Freude, vor geringern Personen zu prunken, die doch erröthen würden, an ihrer Stelle zu sein.

Nicht ganz unähnlich sind denselben andere Menschen, deren Eitelkeit sich zu angesehenen oder berühmten Personen drängt, Umgang mit ihnen oder wenigstens Briefwechsel sucht, um sich dessen rühmen zu können. Die Thoren ohne eigenen Werth schmeicheln sich, der erborgte leiste ihnen dieselben Dienste, und bemerken nicht, daß der wenige, welchen sie haben mögen, zu nichts wird, indem sie sich durch Großthuerei verächtlich machen.

Doch wer könnte oder möchte alle die verschiedenen Fälle aufzählen, wo Menschen, durch ihre Schwächen und Leidenschaften verführt, ihren eigenen bürgerlichen und sittlichen Werth aufopfern, Knechte fremder Willkür, anderer Leute Sündendiener

und selbst Verbrecher werden! In allen Ständen gibt es dergleichen, an den Höfen der Fürsten, in den Gassen der Dörfer.

Mit dem Zustande solcher schimpflichen Abhängigkeit ist aber das wahre Christenthum unverträglich. Die Ausübung der Gebote Jesu ist in ihm größtentheils unmöglich.

Frei muß sich der Christ inner den Schranken bürgerlicher Ordnung bewegen und seinen bessern Willen vollstrecken können. Wehe dem, welchen ein böses Gewissen, knechtische Furcht, Eitelkeit, Bettelstolz, Hunger oder Faulheit zum Sklaven eines fremden Willens macht! Er muß die Thorheiten und Sünden Anderer mittragen helfen, und kann nie die Süßigkeit des Triumphes genießen, welchen die Tugend bereitet.

Das ist die Hoheit des Christen in der bürgerlichen Welt, daß er Jeden liebt, Jeden nach seinem Verdienste schätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Auge kühn seinem Feinde ins Auge schauen; ohne Furcht vor dem Throne der Könige, und unverzagt vor jedem Richterstuhle stehen. Er kann zu dem Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: „Ich will nicht!" und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: „Ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen ist mir mehr werth, als all' dein Gold!" und der Reiche muß vor der Tugend des Aermsten hochachtungsvoll verstummen. Sein Wort gilt, sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unlauterer Menschen; im schlechtesten Gewande geht er mit edelm Stolze neben den Schwächlingen hin, die in Seide und Gold vor Andern kriechen. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes; er hat keinen andern Herrn über sich, als den Herrn des Weltalls; Sterblichen dient er mit der Gabe, die er empfangen hat von Gott, auf daß Andere ihm dafür geben, was er bedarf.

Nach solcher Hoheit und Unabhängigkeit zu streben, ist des Christen Pflicht. So war Jesus Christus unabhängig von menschlicher Willkür und Laune. Er trat ins Leben aus einem niedrigen Stande hervor, that, was die bürgerlichen Gesetze geboten, gab dem Kaiser, was des Kaisers war; aber er fürchtete im Bewußtsein unbescholtener Tugend Keinen, so gewaltig derselbe auch sein

mochte. Arm war er, wenigstens nach den gemeinen Begriffen der Menschen arm. Er hatte kein festes Eigenthum und keine sichern Einkünfte, zuweilen nicht, wohin er sein Haupt legte. Er lebte mit seinen Jüngern von dem, was durch seine Wohlthätigkeit von dankbaren Herzen oder durch die Händearbeit seiner Schüler gewonnen ward. Aber in seiner Armuth blieb er groß und frei, durch keine Verpflichtungen gebunden, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was seinen bessern Einsichten und heiligern Neigungen entgegenstrebte. Er war der Menschheit Lehrer und Erlöser, und erfüllte somit seine hohe göttliche Bestimmung auf Erden. Er geizte nicht nach irdischen Ehren und Aemtern, sondern blieb unabhängig, und wollte nur die Ehre Gottes und die Erfüllung seiner heiligen Gebote, indem er Tugend und Gottseligkeit über Alles liebte und ehrte. Darum legte er keinen Werth auf der Menschen Gunst, und so hatte er nicht Ursache, ihnen zu schmeicheln, oder sich selber nach ihren Meinungen zu richten.

So war Jesus. So soll sein, wer sein Nachfolger heißen und an seiner Hoheit Theil nehmen möchte. Willst du es sein, groß sein unter den Großen; reich unter den Reichen; gebietend unter den Gewaltigen; ohne äußere Würde und Ehre, ohne Tonnen Goldes, ohne äußere Macht, der Edelsten einer im Volke sein? — Mache unabhängig im bürgerlichen Leben dein eigenes Glück von anderer Leute Gunst und Laune. Es ist nicht schwer. Sei gewissenhaft, genügsam und bescheiden.

Sei gewissenhaft; hüte dich vor jeder Handlung, vor welcher du erröthen müßtest, wenn sie deinen besten Freunden oder deinen Feinden kund würde. Ein furchtloses Gewissen ist der stärkste Schild gegen Tirannei; Niemand ist leichter zu unterjochen, als wer sich einer bösen Sache bewußt ist. — Klug sein, besser scheinen, als man ist, vermag etwas, um sich einiges Ansehen zu geben: aber erspähen Andere nicht deine geheime Sünde, so wird sie spät oder früh dein eigenes Gewissen, oder ein von der Vorsehung Gottes angeordnetes Zusammentreffen der Umstände verrathen. Nur wer sich selbst keinen stillen Vorwurf zu machen hat, darf vor fremden Vorwürfen nicht erschrecken, und muß nicht darauf denken, die Gunst Anderer durch unerlaubte Willfährigkeit zu

bestechen. Mustere deine verschiedenen Neigungen, besonders diejenigen, welche dich wohl am leichtesten zu ungebührlichen Dingen hintreiben können, dich vielleicht schon zu Manchem verleitet haben, was du schwerlich wünschest, daß es Andere erführen. Diese Neigungen tödte in dir, indem du ihnen die Nahrung entziehst; enthalte dich jeder Gelegenheit, wo sie geweckt werden könnten; versuche es lieber, das Gegentheil von dem zu thun, wozu sie dich machen möchten. Dies ist das entscheidendste Mittel, dich von aller Menschenfurcht zu befreien. Wer ohne Menschenfurcht ist, steht dem Mächtigsten gleich. Mancher Gewaltige bebt im Stillen vor der Redlichkeit seines Dieners, und die Tugend des Knechtes macht das schuldbewußte Herz des Herrn zittern.

Sei genügsam! — Der Mensch bedarf zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft äußerst wenig. Aber will er seinen Gaumen kitzeln, hat er auch mit Tonnen Goldes nicht genug. Die meisten Leute würden in der That wenig gebrauchen, wenn sie nicht mehr um Anderer, als ihrer selbst willen, Aufwand machen wollten. Es ist nur Einbildung und falscher Stolz, was uns zu Verschwendern macht, nicht unser Bedürfniß selbst. So gebrauchen wir viel, ohne daß Andere auch nur den geringsten Vortheil davon haben. Wir selbst haben keinen größern Nutzen dadurch, als den, sagen zu können: Wir stehen keinem Unsersgleichen nach. — Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du bist reich genug, noch für Andere Vieles von dem Deinigen zu erübrigen. Nicht der Reichthum, noch die Menge des Besitzthums, sondern der Ueberfluß macht wahrhaft reich. Wem Millionen zu Gebote stehen, der kann sehr arm sein, weil er noch daneben Schulden machen muß, um seine eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Taglöhner kann sehr reich sein, weil er noch weniger gebraucht, als er verdient, und mit seinem Ueberflusse Andern hilft, die vielleicht nichts verdienen können; oder Andern damit Freude macht, deren er selbst entbehren kann. Wer sich auf solche Art Ueberfluß zu verschaffen weiß, ist unter den Reichen reich, so gering auch seine Einnahme sein mag. Sie seufzen vielleicht unter Schulden und Sorgen, weil sie nicht genug haben; er geht frohen Muthes und theilt noch Hilfe mit. Sie haben ein glänzendes Elend; er hat ein scheinloses, aber wahres

Glück. Sie müssen, um den Aufwand zu bestreiten, weil ihn ihre Thorheit und Verwöhnung nun einmal fordert, ihre Freiheit und Unabhängigkeit veräußern, um Gnade der Großen buhlen, oder vor ihren Gläubigern kriechen, oder einer Erbschaft wegen den süßesten Lebensgenuß fahren lassen, wohl gar in manche schimpfliche, das Gemüth befleckende Bedingung willigen. Wer genügsam mit Wenigerm ist, als ihm durch seinen Fleiß und Gottes Segen zu Theil wird, steht unabhängig; hat auf keine fremde Winke zu horchen; darf sich nicht scheuen, dem Einen zu begegnen, der von ihm Geliehenes zu fordern hat, oder die Unbilligkeit des Andern zu verwerfen, der ihm geben könnte. Er bedarf nur seines Fleißes, seiner Tugend und der Gnade Gottes, keiner menschlichen Gnade.

Sei bescheiden! Dies ist das dritte und unfehlbare Mittel zur Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben. Viele Menschen sind nur darum Sklaven von oft noch unwürdigern Leuten, als sie selber sind, weil sie herrschen wollen; sie entehren sich erst durch Niederträchtigkeiten, um dadurch zu Ehren vor der Welt zu gelangen. Daher geschieht es, daß Mancher die allgemeinste Verachtung trägt, ohne es zu wissen, der mit der allgemeinsten äußerlichen Ehrerbietung umringt wird. Sei bescheiden! Fordere in der bürgerlichen Gesellschaft keine Auszeichnung, als welche dir durch deine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zu Theil wird. Lerne nur klar erkennen, wie nichtswürdig die Gunst der Großen oder die Ehrenbezeugung des Volkes ist, und wie da im Grunde Einer den Andern zu täuschen pflegt, und du wirst keinen Augenblick anstehen, diese Herrlichkeit, der so manche Tugend geopfert wird, zu verachten. — Du weißt es, du fühlst es, du siehst es an Andern, daß keineswegs der Vornehme, der im hohen Rang, in Ehrenstellen Lebende die aufrichtige Hochachtung der Menschen genießt, sondern sowohl bei Hohen als Niedern nur derjenige, welcher durch unbescholtene Tugend, durch vorzüglich edelmüthige Handlungsweise bekannt ist. Dahin lenke sich dein Ehrgeiz. Bist du aber von solchen Ansichten der Welt geleitet, ist christlicher Edelsinn dein Stolz: wahrlich, dann wirst du am wenigsten nach menschlichem Beifall und Lob schmachten;

dann bist du unabhängig vom Urtheil der Menge, denn du kennst ein Urtheil, einen Beifall, an dem dir mehr gelegen ist — Gottes Urtheil, Gottes Beifall.

Wie könnte ich, mein Schöpfer, mein Vater, Dir anhängen, wenn ich von den Vorurtheilen oder Bosheiten der Welt abhängig bin! Und doch bin ich elend genug, daß mich meine Leidenschaften von Dir und meinem ewigen Glück entfernen, und mit knechtischen Ketten an den Dienst der Welt fesseln. Vater, mein Vater, ich bin nicht würdig, Dein Kind zu heißen! Noch war ich zu selten durch Gewissenhaftigkeit erhaben, durch Genügsamkeit reich, durch Bescheidenheit ruhmvoll. Der Geist Deines göttlichen Sohnes war nicht in mir. O Geist Gottes, meines Vaters, Geist Jesu Christi, heiliger Geist, heilige auch mich, daß ich entschlossen und muthvoll die entehrenden Bande breche, die mich an das Nichtswürdigste des Lebens und an mein Unglück festketten! Amen.

11.

Wenn unser Wohlstand abnimmt.

Hiob, 2, 10.

Wenn gleich aus tiefer Mitternacht
Gewitter um mich blitzen,
So zag' ich nicht; mein Vater wacht,
Er wacht, mich zu beschützen.
Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen.

Sein Auge schaut auf meinen Schmerz,
Und seine Blicke zählen
Die Sorgen, die mein armes Herz
Mit Angst und Kummer quälen.
Er sandte mir das Leiden zu,
Daß nicht mein Herz in stolzer Ruh'
Des Ewigen vergesse.

Gesegnet sind die Leiden mir,
Die mich zum Himmel ziehen,
Mich lehren, Gott, allein zu Dir,
Als meinem Vater, fliehen.
Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst Du mir wieder Tagespracht,
Die Alles umgestaltet.

Gewöhnlich machen sich die Menschen ihre meiste Sorge über die Aufnahme oder Abnahme ihrer Glücksumstände, und woher sie Geld genug nehmen werden, um ihre verschiedenartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man aber alle Jahre den Wechsel der Glücksumstände bei so vielen Tausenden sieht; wenn man sieht, wie nichts Ungewisseres als Geld und Gut ist, und wie doch endlich, wenn die Umstände auch noch so schlimm werden, kein Einziger ganz verloren geht, sondern immer wieder, wenn die Noth am allergrößten wird, durch Gottes besondere Leitung und guter Menschen Beistand Rettung findet: sollte man da nicht glauben, der Kummer um kleines Hab und Gut, und wovon wir leben, müsse der allergeringste sein? — Aber dennoch ist er es keineswegs. Denn an unserm Mehr- oder Wenigerhaben hängt noch manches Andere, als die Sorge, wovon wir leben, uns nähren und kleiden wollen. Daran hängen noch die Besorgnisse unserer

Eitelkeit, die kleinen Gelüste unserer Bequemlichkeit, die Aussichten für unsere Kinder oder Freunde, und eine zahllose Menge von sich alltäglich verändernden Wünschen und Planen für die Zukunft.

Es ist in unsern Tagen unter tausend Haushaltungen vielleicht kaum eine einzige, welche nicht von Nahrungssorgen mehr oder weniger gedrückt würde, oder doch ihr Besitzthum und ihre ehemaligen Einkünfte nicht sehr geschmälert sähe.

Und unter diesen Tausenden mache auch ich keine Ausnahme.

Doch den Muth darf ich nicht sinken lassen. Wer seine Standhaftigkeit aufrecht erhält, hat noch die Möglichkeit, sich aus seinem bedrängten Verhältniß wieder hervorzuschwingen. Man muß nie an sich selbst verzweifeln, noch weniger an der Vorsehung, der tausend uns unbekannte Mittel und Wege zu Gebote stehen, uns wieder in eine andere Lage zu versetzen, wenn es die rechte Zeit für uns ist. Das haben ja Millionen schon vor mir erfahren; das erfahren Millionen noch alle Tage.

Ich will standhaft sein, unerschrocken ausharren, wie es dann auch kommen möge. Mir gleichviel! Ich kann es nicht ändern. Alles hängt ja von der Hand des Allerhöchsten ab. Ihm müssen wir uns schweigend unterwerfen.

Doch diese Ergebung in Gottes Willen soll und darf mich nicht in Unthätigkeit gerathen lassen. Will ich den Segen des Herrn hoffen, so muß ich mich durch Anstrengungen desselben wenigstens würdig machen. Ein fauler Knecht wird auch vom besten Herrn verstoßen. Nur dem, der keine Mühe spart, sich selber nach allen Kräften zu helfen, hilft Jedermann freundlich. So will auch ich mit Gottes Beistand thun. Er wird mich nie ganz verlassen.

Es ist Zeit, daß ich einmal recht ernsthaft überlege, wie mir zu helfen sei. Und will ich das, so muß ich ohne Schonung meiner Eigenliebe prüfen, woher die Abnahme meiner Glücksumstände rührt. Bin ich nicht vielleicht selbst zum Theil Schuld daran? War ich nicht vielleicht in meinen Unternehmungen zuweilen unvorsichtig? War ich nicht vielleicht in meinen Ausgaben reichlicher, als ich nach Maßgabe meiner Umstände hätte sein sollen? Verleitete mich nicht mitunter falscher Stolz, falsche Scham zu unrechten Schritten? — Wenn dies war, so trage ich jetzt nur die

Schuld meiner Fehler. Und ich werde sie so lange büßen müssen, als ich nicht Muth habe, sie abzulegen, und ganz das tugendhafte Gegentheil von dem zu werden, was ich bisher war.

Ist aber die Verschlimmerung meiner Vermögensumstände hauptsächlich nur die Folge der schlechten Zeiten; ist meine gegenwärtige bedrängte Lage nicht eigentlich mein eigenes Verschulden, mein eigenes Werk: o so ist's Gottes Werk! Dann kann ich schon ruhiger, ja sogar freudiger sein. Ich habe nicht Ursache, mich vor mir selber zu schämen, oder vor andern Leuten meine Verhältnisse zu verbergen. So spreche ich mit dem ebenfalls viel geprüften Dulder Hiob: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? (Hiob 2, 10.)

Freilich, das Böse fällt uns schmerzlich auf. Aber worin bestände denn mein gottergebenes Christenthum, wenn ich nicht getrosten Muthes Alles tragen könnte, was der Herr der Schicksale mir zu tragen gibt? So lange dem Menschen Alles nach Wunsch geht, kennt er sich selbst noch nicht ganz. Erst in bösen Tagen erfährt er deutlich, was an ihm selber sei. — — Freilich, unserer Eitelkeit, unsern gewohnten Bequemlichkeiten geschieht Abbruch. Aber eben dies war auch vielleicht der Grund, warum durch Gottes Fügungen unsere Glücksumstände in Verfall gerathen mußten. Wir sollten nicht eingebildet und hoffärtig sein; wir sollten uns nicht in Bequemlichkeiten verweichlichen, nicht alle Sorge für die Lust des Leibes verwenden. Was hälfe es dem Menschen, spricht der göttliche Heiland, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden nähme an seiner Seele?

Ertrage freudig deinen Zustand — er ist ja Gottes Werk. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Doch an dir liegt viel, deine Lage zu verbessern, wenn du es mit rechtem Ernst willst, und es auf die gehörige Weise anfängst. Dann tritt auch deines Gottes Segen hinzu. Und woran du manches Jahr verzweifelst, kann dir ein einziger Tag verschaffen.

Verschaffe dir vor allen Dingen die genaueste und deutlichste Erkenntniß vom gegenwärtigen Zustande deines

Vermögens. Ohne diese Einsicht, welche dir täglich klar sein muß, stehst du in einer fortwährenden Ungewißheit und Unruhe, und deine Maßregeln werden schwankend, weil du nie zuverlässig weißt, ob du zu viel oder zu wenig thust. Verhülle und verhehle dir nichts; verschönere dir nichts. Baue auf keine Hoffnungen, sondern siehe an, was ist. Rechne auf nichts, als was du wirklich hast und dir unwidersprechlich gehört. Und wäre es noch so wenig, viel weniger, als du selbst glaubtest: genug, daß dich schon die Gewißheit davon ruhig und fest in deinen Entschlüssen macht. Je größer das Uebel, je größer der Muth. Nur hüte dich vor falscher Scham. Ergreife einen ächten Stolz; den Stolz, daß du dein Schicksal unverschuldet trägst. Was Gottes Werk ist, dessen darf der Mensch sich nicht schämen.

Und von diesem Augenblicke an entwirf deinen Lebensplan. Entferne Alles, was entbehrlich genannt werden kann, ohne Zeitverlust. Begnüge dich mit dem Wenigsten. Deine Kraft sei größer als Alles, dein Vertrauen auf Gottes Beistand am allergrößten. Dieser Muth in bösen Umständen wird dich mit ungewohnter Heiterkeit erfüllen. Deine kaltblütige Entschlossenheit wird dir selbst ein Gefühl eigener Größe geben, das du noch nie hattest. Du wirst zuletzt über dein Schicksal erhaben hinblicken, und über mancherlei Entbehrungen sogar scherzen können, über welche die Schwächern seufzen.

Laß dich von diesem Entschlusse durch keine falsche Scham abwendig machen. Sei nur wahr gegen dich und Andere. Nenne die Dinge, wie sie sind, und du wirst nichts mehr fürchten. Wer aber ohne Furcht lebt, der ist schon ein halbbeglückter Mensch. Deine Festigkeit, deine Offenheit werden von allen Rechtschaffenen geachtet sein, und selbst ihr Mitleiden wird sich gegen dich mit einer gewissen Ehrfurcht vermischen. Wer aus Eitelkeit nicht gern Andern wissen lassen will, wie übel es mit ihm stehe, muß sich in jeder Stunde zum Heuchler machen; ein frohes Gesicht machen, wo er seufzen möchte; Ausgaben thun, wo er nothwendig sparen sollte. Er verschlimmert seinen Zustand mit jeder Woche, und lebt doch dabei in beständiger Angst und in der Ueberzeugung, daß seine Lage früher oder später dennoch kund

werden müsse. Wozu also diesen Zustand von Bangigkeit verlängern? Man sieht doch sehr bald durch die angenommene äußere Herrlichkeit das innere Elend, sieht die mühsam zusammengesetzte Miene, und vermuthet eben darum weit schlimmere Dinge, als wirklich vorhanden sind.

Warte nie bis zum letzten Augenblick mit Anwendung deiner Hilfsmittel, die dich, wo nicht aus der Verarmung, doch aus der Verlegenheit retten können, reicher zu scheinen, als du bist. Wer reicher scheinen will, als er ist, ist in der That ärmer, als er selbst scheint. Warum zögerst du mit deinen Einschränkungen? Was du heute noch, um die Leute zu täuschen, ausgibst, könnte dich, wärest du ehrlich gegen dich und die Welt, nach mehrern Wochen noch aus großen Verlegenheiten ziehen. Für wessen Glück lebst du? Ist es nicht für das deinige? Für wen machst du Aufwand, der dir überflüssig, wohl gar schädlich ist? Geschieht es nicht für Andere, ohne daß sie davon einen Nutzen haben?

Werde genügsam mit dem Wenigsten. Deine Einkünfte verringern sich; es steht nur bei dir, sie durch hohe Sparsamkeit wieder zu vergrößern. Armuth ist keine Schande; aber Hang zur Bequemlichkeit, Ueppigkeit, Verschwendung ist Schande. Verschwender ist aber auch der Dürftigste, sobald er genießt, was er wohl entbehren könnte, und ausgibt, was er nicht eingenommen hat. Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du wirst dich plötzlich reich sehen. Du wirst noch immer mehr haben, als du vonnöthen hast, während du in glücklichen Tagen, wo du mehr besaßest, oft weniger hattest, als du gebrauchtest. Dies Entbehren wird deinem Körper Gesundheit, deinem Geist eine höhere Kraft verleihen. Siehe da schon ein Segen Gottes, der jeder Tugend nachfolgt! Was du deinem Körper versagst, hast du deiner Seele gegeben.

Aber hüte dich, darum in den Fehler des Geizes zu fallen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß schwache Menschen, erschreckt durch den Verfall ihres Vermögens, in Kargheit übergehen, und sich und Andern das Nothwendige versagen, um Geld zu häufen. Sie nennen es Sparsamkeit; aber sie sparen auch da

und dann noch, wo und wann es ihnen nicht nur ohne Nutzen, sondern sogar nachtheilig wird. Verschwender, wenn sie sich plötzlich bekehren wollen, sind am meisten der Gefahr ausgesetzt, Geizige zu werden. Sparsamkeit will nur sammeln, um nicht Mangel zu leiden, und Mittel zu haben, sich und Andern zu helfen. Kargheit aber will selbst da sparen, wo die Pflicht es verbietet. Geiz will Vermögen sammeln, weder um es selbst zu genießen, noch Andere davon genießen zu lassen, sondern aus bloßem Wohlgefallen am Gelde.

Deine Genügsamkeit entarte aber auch nicht in Unanständigkeit, wodurch du deine Nebenmenschen von dir zurückstößest. Du mußt selbst deine Armuth ehrenvoll, und dich in deiner Lage liebenswürdig machen können. Du bist freilich nicht vermögend, in deinem Hause zu glänzen mit theuerm Hausgeräth; aber deine Wohnung kann durch geschmackvolle Ordnung gefallen und durch strenge Reinlichkeit. Du kannst freilich nicht in kostbaren Kleidern erscheinen; aber eine hohe Sauberkeit derselben schafft dir bei allen Personen Achtung und Zutritt. Reinlichkeit ist eines der wichtigsten Mittel für Jeden, der im Hauswesen zu ersparen gedenkt. Unreinlichkeit ist eine der gewöhnlichsten Verschwendungsarten dürftiger Familien. Sie bilden sich ein, was ihnen nicht kostbar sei, bedürfe auch keiner ausgezeichneten Sorgfalt. Aber ihre Nachlässigkeit und Verwahrlosung dessen, was sie haben, vergrößert ihre Verarmung, und deutet denen, welche helfen könnten, an, daß hier nicht mehr zu helfen sei, weil man nicht hauszuhalten versteht.

Verdoppele deine Arbeitsamkeit. Den Fleißigen segnet Gott. Verdoppele deine Aufmerksamkeit, sowohl um dasjenige, was du besitzest, unverletzt zu behalten, als es mit neuem Erwerb zu vermehren. In deinem Hauptberuf und Geschäft hindern dich vielleicht die Zeiten, hinreichend für deine Bedürfnisse zu gewinnen. Denke nach, wie du dir auf irgend eine andere Weise neue Gewinnsquellen eröffnen kannst, wären sie endlich auch noch so klein. Verschmähe das Geringere nie; denn es wird nichts groß, ohne aus der Zusammensetzung vieler kleiner Theile. Mit dem Fleißigen ist Gott!

Laß dich durch deine beschränkten Umstände nicht

mürrisch machen, nicht neidisch, nicht ungefällig gegen Andere. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Nimm es mit Zuversicht auf Gottes Weisheit und Liebe; nimm es mit Dankbarkeit. Hebt dich dein Glaube an Gott, so wirst du nie aufhören, heiter zu sein. Der Heitere ist jederzeit geneigt, andern Menschen gefällig und dienstfertig zu sein. Dem Dienstfertigen wieder zu dienen, ist Jedem ein Vergnügen. Siehe, das wirkt der Glaube an Gott! — Verlasse das Vertrauen nicht auf Gott, und die Menschen werden dich auch nicht verlassen. Kommen die Stunden des Trübsinns, laß sie kommen. Sie sind dir heilsam. Aber überlasse dich ihnen nicht ganz, sondern schwinge dich aus ihnen auf den Flügeln der Andacht und des Gebets zu dem Ewigen empor, der dich noch immer liebt, und dein Geist wird von seinem Thron erheitert zurückkehren. Du wirst freilich manche ehemals gewohnte Lustbarkeit entbehren müssen; nie aber, wenn du nur selbst willst, die Lust. Sie lächelt Jedem, der reinen Herzens ist und seine Pflicht thut. Es werden dir scheinbar kleine Freuden aus Umständen erblühen, die du ehemals kaum der Aufmerksamkeit würdig hieltest, und sie werden dich mehr erquicken, als vormals die kostspieligsten Zerstreuungen.

Dies sind deine Pflichten; dies sei deine Weisheit! Auf diese Art wirst du dich, bei aller Zerrüttung deiner Vermögensumstände, Gott gefällig und den Menschen achtungswürdig emporhalten, und nicht untergehen.

Dies sind deine Pflichten. Aber eine hängt in der andern. Wähle nicht die eine und versäume die andern. Dir würde nur halb geholfen sein; und du selbst begehrst nicht halbe Hilfe. Halte an Gott, und er wird auch dich halten!

An Dir, Vater der Welt, Allbarmherziger, der Du Keinen verlässest, will sich auch meine bekümmerte Seele festhalten. Ich erkenne auch in diesen trüben Tagen, wo mein irdischer Wohlstand weicht, Deine väterliche Weisheit, und verzweifle an Deiner Liebe nicht. Haben wir Gutes empfangen von Dir, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Ich erkenne, was ich in diesen meinen Umständen zu thun schuldig bin mir und den Meinigen.

Und ich will es thun. Gib Du mir nur Kraft und Deinen segenvollen Beistand. Ich werde mit Dir Alles, auch das Schwerste, überwinden. Ich werde meine Freudigkeit nicht verlieren, die denen bleibt, die Dich lieben. Hilf mir, Vater, Deinem Kinde; mit Inbrunst flehe ich Dich an, hilf mir! Amen.

12.

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

Röm. 8, 28.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Hilfe senden,
Wenn schon mein Muth verzagt.

O so gescheh' Dein Wille!
Er ist der beste doch;
Und aus des Kummers Fülle
Rufst Du mir Freuden noch.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei,
Von ängstlich bangen Sorgen,
Nur Dir ergeben sei.

Kein Uebel ist so groß, daß nicht die Furcht vor demselben ein größeres Uebel wäre, als das Unglück selbst, welches man vor sich zu sehen meint. Jedermann weiß es aus eigenen Erfahrungen. Aber es gehört schon viel Geistesstärke dazu, sich dieser Erfahrung und ihrer Lehre immer bewußt zu bleiben, und sie zu benutzen. Die meisten Menschen sind so schwach, so kleinmüthig, so schnell bei jeder Gefahr verzagt, so wenig bedacht auf Alles, was ihnen schon die Vergangenheit sagte, so wenig mit muthiger Zuversicht auf die himmlische Vorsehung hinblickend, daß sie bei jeder neuen Drohung der Schicksale in neue Furcht gerathen.

Die Sorge ist der Leiden größtes; nicht weil alles Sorgen an sich selbst schon ein Uebel wäre, sondern weil der kleinmüthige Sterbliche es zum Uebel macht. Denn jeder Gedanke an die Zukunft und das Bestreben, künftigen Uebeln vorzubeugen, ist Pflicht; aber mit Angst und Zittern das Kommende erwarten, ist gegen die

Pflicht des Christen, der einen Gott glaubt und Jesu tröstendes Wort im Herzen trägt.

Jeder Mensch, er sei noch so glücklich, hat seine eigenen Sorgen; keiner ist davon befreit; denn jeglicher richtet forschend seinen Blick auf die bevorstehenden Zeiten; aber was sie ihm bringen, kennt er nicht. Der Beglückteste weiß nicht, ob er es noch den folgenden Tag ist.

Die Sorgen wachsen, wie die Erkenntniß der Menschen von der Unzuverlässigkeit der äußern Glücksgüter wächst. Das unwissende Kind sorgt am wenigsten, weil es noch mit dem Wechsel der Dinge zu unbekannt ist. Es glaubt, was es hat, zu haben, so lang es ihm gefällt; es fürchtet keine bösen Ereignisse, weil ihm noch keine erschienen sind.

Die Sorgen wachsen, wie die Anhänglichkeit der Menschen an äußere Glücksgüter wächst. Wer die meisten leidenschaftlichen Neigungen hat, der hat die meisten und schwersten Sorgen. Wer von unmäßiger Ehrliebe beherrscht wird, und zuviel Werth auf das günstige Urtheil des großen Haufens setzt, wird beständig vor der Möglichkeit zittern, durch irgend einen Umstand sein bisher genossenes Ansehen zu verlieren. Wer zuviel auf Erwerb oder Besitz zeitlichen Vermögens hält, wird beim leichtesten Anschein von Gefährdung desselben in Schrecken gerathen. Willst du weniger von Sorgen gequält werden, so mindere nur deine allzuheftige Neigung für das, was dir am liebsten ist. Brich die Macht der dich beherrschenden Leidenschaft. Lerne den Werth dessen richtiger schätzen, was für dich bisher einen übertriebenen Werth hatte. Was uns jeder Zufall rauben kann, darauf müssen wir nicht das gesammte Gebäude unserer Glückseligkeit errichten. Kinder sind darum am glücklichsten, weil sie ihr Herz noch nicht fest an gewisse Dinge hängen. Sie beweinen und vergessen, und finden wieder neue Freuden auf. Sie betrachten die Veränderlichkeit der Umstände wie ein Spiel, das nur flüchtig ergötzt. Der Weise muß aus Grundsätzen werden, was sie von Natur sind. Wenn ihr nicht umkehrt, und werdet wie die Kinder, sprach Jesus, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Die Sorgen wachsen, wie die Zahl der Berührungen wächst,

in welche wir mit der Welt treten. Je zurückgezogener der Mensch von mancherlei Verhältnissen lebt, je weniger Bedürfnisse er sich macht, je leichtern Herzens kann er sein; wenigstens hat er den Vortheil, nicht durch das Schicksal von allzuvielen Seiten her bedroht zu werden. Aber darum hat er nicht weniger Sorge, wenn er einen schwachen, kleinmüthigen Sinn hat. Auch in der tiefsten Einsamkeit ereilt ihn der Schwarm von Bekümmernissen, wenn er das furchtsame Gemüth mit sich dahin bringt. Er zittert da freilich keineswegs vor der Mannigfaltigkeit der Unglücksfälle, aber desto tiefer vor den wenigen, die ihn noch bedrohen. Alle Unfälle des Lebens sind nur das, wozu wir sie machen, und jedes Uebel ist uns das, wofür wir es halten. Was man für kein großes Unglück hält, ist auch keines. Darum geschieht, daß der Eine sehr gleichgültig bei Dingen ist, die den Andern in Angst und Noth bringen.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß häusliche Sorgen die schwersten sind. Da hat man nicht bloß für sich selbst zu denken, sondern auch für Gattin, Kinder, Dienstboten, Arbeiter, Verwandte. Man muß für ihren Unterhalt, für ihr Auskommen, für ihre Ehre, für ihre Gesundheit sorgen. Wäre ich frei, spricht Mancher, wenn er eine düstere Zukunft sieht, das Alles würde mir wenig Kummer machen. Ich wüßte schon, wie ich mich retten könnte; aber das Schicksal der Meinigen liegt mir am Herzen! — Aus eben diesem Grunde sieht man in unsern Tagen, besonders in Städten, wo viel Aufwand herrscht, wirklich viele Personen die eheliche Verbindung scheuen und im unvermählten Stande bleiben.

Diese Gesinnungen entspringen aber offenbar aus einer falschen Ansicht des Lebens, und aus einem Mangel wahrer Religiosität. Aus Mangel an wahrer Religiosität, weil dergleichen Aeußerungen ein Geständniß von gewissen geheim gehaltenen Leidenschaften sind, die mächtiger selbst als der Naturtrieb wirken, und ein schwaches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, so wie auf die Worte der heiligen Schrift, verrathen: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Ein Wort, dessen tiefen Sinn dergleichen Menschen selten ergründet haben.

Es ist wahr, daß das häusliche Leben die Zahl der Sorgen vermehrt, aber nicht das Gewicht der Sorgen. Auf vielerlei

Dinge Bedacht nehmen müssen, ist kein Unglück; aber mit beständiger Aengstlichkeit, mit immerwährender Furcht auf etwas Bedacht nehmen, das ist Unglück! Und dieses kann der Mensch eben so sehr im vermählten, als im unvermählten Stande haben.

Wer aus Furcht vor der Last der Sorgen das eheliche Leben meidet, ergibt sich all den traurigen Erwartungen und Bekümmernissen, welche der Stand der Unvermählten bringt: Schwächung der Gesundheit; einsam stehen mit seinen Leiden und Freuden; beständig ein Fremdling in der Welt sein; Verzicht thun auf das Glück, geliebt zu sein; erkaufte Pflege in Krankheit von fremder Hand; Einsamkeit in alten Tagen, ohne alle Erquickung der Zärtlichkeit der Unsrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Freilich nicht Jedem, sondern nur dem, der im hohen Sinne Jesu das Leben betrachtet, und daher überzeugt ist, daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die Gott lieben. — Wer Gott wahrhaft liebt, bezeugt es durch gewissenhafte, strenge Vollziehung aller Pflichten. Wer seine Pflicht redlich erfüllt hat, der hat nichts zu befürchten, es komme auch über ihn, was wolle. Und nähme ihm Gott auch das Liebste, er weiß, daß es zu seinem und der Seinigen Besten dient. Warum sollte er also ein Raub des Kummers werden? Wer will sich denn also über das betrüben, was gewiß sein und der Seinigen Glück ist? Er weiß ja, ohne den Willen Gottes kann auch das Kleinste nicht geschehen; er weiß es, Gottes Weisheit ist höher, als aller Menschen Vernunft; er weiß ja, daß dieser Weisheit nichts gleich kommt, als die göttliche Liebe zu uns.

Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Christliche Religiosität oder Frömmigkeit ist die höchste irdische Weisheit, die den Schlüssel zu allen Räthseln des Lebens hat, die uns eine gewisse Ueberzeugung gibt, daß kein wahres Uebel zu finden sei unter dem Himmel, als die Sünde, die Pflichtverletzung, die allzugroße Einwurzelung unserer Neigungen in das, was zeitlich und unabänderlich ist.

Das eheliche und häusliche Leben macht den Menschen aber zur Frömmigkeit geneigter, als das unhäusliche, einsame Dasein. Je mannigfaltigere Sorgen, je öftere Hinblicke auf Gott. Wer nur

für sich allein sorgt, gewöhnt sich leicht, zu sehr auf eigene Kraft zu trauen. Je mehr wir durch Bande der Liebe an die Menschheit gekettet sind, je milder werden wir in ihrer Beurtheilung und Behandlung, je mehr sind wir zärtlichen Gefühlen offen. Die Liebe führt uns an weicher Hand zur Tugend. Der Blick auf Gatten und Kinder hat schon von Unthaten zurückgehalten, die der Unabhängige mit frechem Muthe verübt hätte. Die Liebe lenkt die Hoffnung und Sehnsucht des Sterblichen am öftersten mit sanfter Gewalt zum Himmel, zur Ewigkeit. Wer an Gott und Ewigkeit glaubt, und vor beiden mit Jesu großem Sinn wandelt: kann der wahrhaft unglücklich sein? Kann er jemals unglücklich werden? Was hat er mit Furcht und Zittern zu sorgen, er, dem gewiß Alles, was geschieht, zum Besten dienen muß?

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wer möchte auch ganz ohne Sorge sein wollen? Sie ist die wirkliche Würze des Lebens. Wer keine Sorge hat, ist auch ohne Wünsche. So lange wir athmen auf Erden, wünschen wir. Es ist auch gut, daß wir wünschen, damit wir nicht still stehen in todtenhafter Unthätigkeit, sondern immer vorwärts schreiten zum Bessern. Das Bessere findet der Mensch durch Klugheit in äußerlichen Verhältnissen; das Beste aber, nämlich Seelenfreudigkeit, durch Tugend in sich selber.

Sorge vergrößert das häusliche Glück. Sorglosigkeit um die Zukunft zerstört das Hauswesen. Wer nur an die gegenwärtigen Umstände denkt, nicht an die möglichen Folgen seiner Handlung; wer über den Besitz einer einzigen Sache alles Uebrige vergißt: der rennt mit strafbarem Leichtsinn in den Abgrund seines Verderbens. — Was ist es denn, das dem Menschen die meiste Freude macht, wenn es nicht das Gelingen seiner Mühe ist, sich ein besseres Loos zu bereiten, oder Uebeln abzuwehren, die im Anzuge sind? Ein Glück, ein Vortheil, so uns ohne unser Zuthun erwächst, macht nicht den zehnten Theil des Vergnügens, als was die Frucht unsers Nachdenkens und Fleißes war. Denn in dieser erkennen wir unsere eigene Kraft, und die Wahrnehmung derselben erfüllt uns mit Achtung für uns selbst. Wir lieben, was wir durch Sorge und Arbeit erworben haben; denn es ist erst durch uns da, es würde ohne uns nicht gewesen sein, es ist gleichsam aus

uns hervorgegangen, es ist Eins mit uns. So liebt auch Gott seine Geschöpfe.

Je mannigfaltiger daher häusliche Sorge ist, je häufiger wir bald diese, bald jene kleine Gefahr von uns oder dem Haupte der Unsrigen abzuwenden haben; je verschiedener die kleinen Hindernisse sind, welche wir zur Zufriedenheit unserer Familie bald hier, bald da aus dem Wege räumen müssen; je öfterer uns unsere Fürsorge, unsere Unternehmung, unser Rath, unser Anschlag gelingt: um so mannigfaltiger, um so häufiger ist das Glück, welches wir genießen. Wir leben doppelt selig im Anschauen unserer Werke; denn es sind *unsere* Werke, sind redende Zeugen unserer Sorgfalt, unserer Einsicht, unserer Kraft. Hundert Kleinigkeiten, welche das Auge der Fremden gar nicht bemerkt, werden auf diese Weise Quellen unserer Freude. Wir fühlen es tief, daß häusliche Sorge das wahre häusliche Glück bringt.

Wenn Jesus lehrte: „Sorget nicht für den andern Morgen," wollte er uns damit nicht zur Unthätigkeit verdammen, oder den Leichtsinn empfehlen. Er selbst bewies von diesem in seinem ganzen Lebenslauf das Gegentheil. Er sorgte für das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts. Er eiferte gegen Leichtsinn, Wohlleben und Müßiggang. Er empfahl, wie jeder seiner Jünger, wie Paulus (2. Thess. 3, 6 f.), die Tugend der Arbeitsamkeit, und lehrte bei jeder schicklichen Gelegenheit das: Bete und arbeite! jenes Gottesgesetz: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Aber er warnte vor der ängstlichen Sorge, welche einen Mangel des Vertrauens auf Gott verräth; vor jener beständigen Unruhe des Gemüths um irdische Angelegenheiten, welche die edelsten Kräfte des Geistes und der Gesundheit verzehrt, und untüchtig macht, sich über die Sinnlichkeit zu erheben.

Fürsorge ist gut, sie stählt unsern Muth; aber *bange Besorgniß* ist schädlich, sie schwächt unsern Muth und nimmt uns die Kraft, möglichen Unfällen auf die zweckmäßigste Weise vorzubeugen, oder, wenn wir sie nicht verhindern können, doch ihre nachtheiligen Folgen zu verkleinern. Daher, wer den Muth nicht verliert, hat den Sieg schon halb gewonnen. Auf Alles gefaßt sein, heißt schon den meisten Gefahren entronnen sein.

Ueberwinde dich selbst, und du hast die Welt überwunden. Sei mäßig in deinen Wünschen, und deine Besorgnisse werden sich von selbst mäßigen. Liebe nichts mit allzuunbegrenzter Liebe, als deine Tugend; und der Verlust dessen, was irdisch ist, und folglich doch einmal, sei es früh oder spät, verloren sein muß, wird dich weniger erschrecken. Was würde dir wohl auf Erden am bittersten sein, wenn du es einbüßen solltest? Sind es deine Kinder? Ist es dein Gemahl? Ist es dein Freund, dein Vermögen oder dein Stand, oder dein Ansehen, oder dein Vaterland? Worüber würdest du am alleruntröstlichsten sein? — Gut, denke, daß es dir nach Gottes Rathschluß genommen werden könne; mache dich sogar vertraut mit diesem Gedanken. Denn wahrscheinlich bist du bestimmt, das einzubüßen, woran dein Herz am allerfestesten hängt, weil es dich eben durch diese Leidenschaftlichkeit hindert, inniger an Gott und Ewigkeit zu hangen; dich hindert, dein Glück durch Tugenden in dir selbst unerschütterlich zu gründen. Es ist der Gottheit Wille, deinen Geist von dem, was vergänglich ist, emporzuziehen nach dem Unvergänglichen. Bereite dich also auch auf das Schwerste vor, um, wenn der prüfende Augenblick kommt, nicht alle Glückseligkeit mit einem Schlage zu verlieren. Liebst du Gott, so bist du überzeugt, daß alle Dinge zu deinem Besten dienen müssen.

Prüfe dich selbst, du Vater, du Mutter, wenn du nun plötzlich kinderlos daständest — würdest du ganz elend sein, oder noch in deinem Innern eine Freudigkeit behalten, mit der du in jenes bessere Leben hinüberblicken, und ruhig und einsam deinen Lebensweg auf Erden vollenden könntest? Prüfe dich selbst, wenn unvermuthet alle deine Stützen fielen, wenn du unausweichlich in die größte Armuth eingehen, vielleicht dein dürftiges Brod mühsam auf andere Art oder in andern Ländern suchen müßtest: würdest du darum in deinem Innersten vollkommen unglücklich sein, oder noch einen aufrechten Muth behalten? — Der Weise, der wahre Christ, trägt noch etwas in seinem Gemüth, das ihn von allem äußern Unglück unabhängig macht, und nicht auf die Urtheile der Welt achten läßt. Er steht wie ein Fels Gottes in Gewittern. Er ist größer, als jedes Schicksal. Denn in ihm ist ein

Glaube an Gott, eine Hoffnung des bessern Seins, eine Hochachtung seiner selbst. — Zwar die Sorge ist ihm nicht fremd, aber die heimliche Furcht vor dem Mißlingen seiner Wünsche. Das Zeugniß seines Gewissens gilt ihm mehr, als das Reden der Menschen. Er befiehlt dem Herrn seine Wege; er weiß, der wird's wohl machen. Denen, die Gott lieben, müssen endlich alle Dinge zum Besten dienen.

Und auch nur einem solchen rein christlichen Gemüthe bringt häusliche Sorge häusliches Glück. Für den Weisen ist die Sorge nur der leichte Schatten, welcher im Gemälde seines Lebens die einfallenden Lichtstrahlen mildert, oder glänzender hervortreten läßt. Eben dadurch wird, was ihn umgibt, werthvoller. Was uns einen kleinen Kummer machte, erweckt dafür desto lebhaftere Freude. Es achtet ja Niemand seiner eigenen Gesundheit, und freut sich Keiner derselben so herzlich, als wer sie bedroht sah. Wie Vieles würde gleichgültig bleiben, und uns arm an Vergnügen lassen, wenn es nicht auch unsere Theilnahme und Besorgnisse erregen könnte. Es wachsen tausend Pflanzen, aber die einzige, die wir selber besorgten und pflegten, macht uns mehr Lust, als die tausend übrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wie süß ist es nicht an sich schon, das Sorgengefühl für geliebte Wesen, die uns Gott gegeben! Würde eine Mutter wohl vorziehen, lieber ihr Kind nicht zu haben, als die Sorge um dasselbe zu empfinden? Würde sich der Gatte die Sorge um die theure Gattin, der Sohn die Sorge um den guten Vater nehmen lassen? Liegt nicht in der Sorgfalt um das, was wir haben, der schönere Theil unseres Lebens? — Und geht es dann auch einmal nicht nach unsern Wünschen — Alles wird durch die Liebe wieder gut. Man trägt leichter, was Andere freudig mit uns tragen. Man sendet sich durch Wort und Blicke gegenseitig Trost ins Herz. Nach einem Sturme thut wieder die Ruhe wohl. Nach jedem überstandenen Unglück fühlen wir uns erhabener. Der Mensch ist dann immer am größten, wenn er besteht im Zusammensturz des Unbeständigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. — Wir müssen ja sorgen, um glücklich zu sein. Was unsere Sorge von uns nicht

abwenden kann, das ist auch kein Unglück, sondern Gottes Werk, der es sendet. Es muß zu unserm Besten dienen! Daher ist jede Furcht und Aengstlichkeit vergebens. — Es gibt nur ein einziges wahrhaftes Unglück — dies sind die Folgen der Sünde, die Folgen schlechter, unredlicher Handlungen. Gegen Begehung des Fehlers können wir Sorge tragen, aber gegen die Wirkungen des schon begangenen ist unser Sorgen zu spät. Hier helfen auch keine Trostgründe. Wer will uns trösten, da unser eigenes Gewissen uns den Trost versagt? Was hilft, daß uns Andere lossprechen möchten, da uns das eigene Bewußtsein verdammt? — Sollen wir jemals Angst und Schrecken fühlen vor dem Untergang unsers häuslichen Glücks oder eines Theils von demselben, so sei es, insofern wir selber auf dem Wege sind, es durch eine leidenschaftliche Uebereilung, durch eine strafbare Begierde, durch eine Verletzung göttlicher und menschlicher Ordnungen zu zerstören.

Vater im Himmel, ich liebe Dich mit den Gefühlen des Kindes, welches seine Ohnmacht, seine beschränkten Einsichten kennt, und Vertrauen hat auf des Vaters höhere Macht und Weisheit. Darum bin ich ruhig in Deinen heiligen Willen ergeben, ohne Bangigkeit wegen meiner und der Meinigen Zukunft. Füge Du es mit ihnen und mit mir, wie Du willst. Wir wissen es, denen, die Dich lieben, gereicht Alles zum Besten.

Darum will ich auch nicht mehr mit Furcht und Bangigkeit sorgen, sondern mit Muth und ruhigem Herzen. Nur so belohnt sich die Sorge, nur so ist sie dem durch die Lehre Deines Sohnes Jesu Christi geheiligten Gemüthe angemessen. Jede andere ist entweder störrischer Eigenwille, oder allzuinbrünstiges Festhalten an dem, was nicht unser ist und sein soll, oder allzugeringes Vertrauen auf Deine väterliche Weisheit und Vorsehung. Warum sollte ich denn auch zaghaft sorgen, da Du am besten weißt, was mir nütze ist, und Du mit Deiner Vaterliebe beständig für mich und die Meinigen Fürsorge trägst? — Ich will meine Pflichten erfüllen, für das, was ich in meinem Verhältnisse, in meinem Stande thun muß, Sorge tragen — alles Andere überlasse ich Deiner Leitung. Da werfe ich meine Sorgen auf Dich, o Herr, Du wirst es wohl machen! Amen.

13.

Gefahren der Armuth.

Jes. Sirach 11, 11.

Gott der Schwachen, Gott der Armen,
Freude des Bedrängten, gib
Leidenden Du dein Erbarmen
Und erhab'nen Glaubenstrieb,
Dem Vertrauen kühnen Schwung,
Dem Verlangen Sättigung.

Gib dem, der Dich bittet! Wende
Dich nicht, fleht man Dich, zu leih'n;
Voll sind Deine Vaterhände,
Gern gibst Du den Kindern Dein!
Und Dein treues Vaterherz
Sieht der Armuth bittern Schmerz.

Den Vorzug und Werth einzelner Menschen, so wie ganzer Völker, nach dem Reichthum beurtheilen, den sie besitzen, ist eben so verkehrt, als gewöhnlich. Die edelsten und weisesten Völker waren nicht immer die reichsten, so wenig es die edelsten und weisesten Menschen waren; und umgekehrt waren die begütertsten Völker und Menschen nicht immer die preiswürdigsten.

Ob ein Volk reich sei, darauf kommt zu seiner Glückseligkeit wenig an, wohl aber darauf, ob es eben genug habe, ohne mit einem allzugroßen Aufwand von Zeit und Kräften seine dringendsten Lebensbedürfnisse bestreiten zu müssen. Je mehr Sorge das Volk wie der einzelne Mensch für die allerdringendsten und ersten Mittel seines Daseins verwenden muß, je weniger froher Genuß, je weniger Sorge für Gemüthsveredlung kann stattfinden. Je mehr der Mensch genöthigt ist, die kurzen Stunden seines Lebens dem zu widmen, was Kleider, Nahrung, Hütte und äußere Bequemlichkeit und Behaglichkeit fordern, desto weniger lebt er für edlere Genüsse, für Geistesfreuden. Mehr Mittel zum Leben haben, als man gebrauchen kann, ist kein Glück, kein Vorzug. Ein Quell, der genugsam fließt, dient zum Löschen des Durstes so trefflich, als ein breiter Strom. Aber weniger haben, als nöthig ist, um zu leben, dies ist Unglück. Es ist Armuth!

Man hat Unrecht, den Armen deswegen zu beklagen, weil er

auf Stroh schlafen, mit schlechter Kost sich sättigen, in Lumpen gewickelt gehen muß. Denn es gibt Völker, wo der bei uns arm Gehaltene für beneidenswürdig reich geachtet werden würde. Aber darin ist er zu beklagen, wenn ihm auch dies Wenige bisweilen fehlt, folglich die Gesundheit seines Körpers verletzt werden muß; oder wenn er, um dies Wenige zu gewinnen, so anhaltend arbeiten muß, daß ihm keine Zeit zur Erholung seines Geistes übrig bleibt, folglich die Gesundheiit seines Geistes verwahrloset, und der Mensch zum dienstbaren, gedankenarmen Thier, zur Maschine wird. In beiden Fällen wird der hohe Zweck seines irdischen Daseins vernichtet. Aus diesem Gesichtspunkt muß man die Armuth sowohl ganzer Völker als einzelner Personen beurtheilen. Völker, die auf kargem, unfruchtbarem Boden kaum ihr Leben fristen können, und vom Morgen bis zum Abend mit dem Aufsuchen ihrer ersten Nothwendigkeiten beschäftigt sein müssen, sind wahrhaft arm. Ihr gedrücktes Leben ist ein thierisches Dasein; sie sind geistlos, träge, wie das ausgehungerte Thier, oder wild und kriegslustig, wie das hungernde, noch seiner Kraft sich bewußte Raubthier. Derselbe Fall findet bei einzelnen Familien statt. Aus ihnen gehen kranke Bettler oder Räuber hervor.

Aber auch diejenigen Völker sind nicht weniger arm, die an künstliche Bedürfnisse gewöhnt sind, daß sie unaufhörlich arbeiten müssen, um die große Menge derselben zu stillen, also daß ihnen für den edlern, bessern Genuß des Lebens kaum Zeit und Sinn übrig bleibt. In diesem Falle befinden sich heutiges Tages viele Nationen unsers Welttheils, die reich sind an Gewerb und Handel aller Art, Ackerbau und Viehzucht in Fülle betreiben, aber an solchen Aufwand, an so vielerlei Bedürfnisse gewöhnt sind, daß das ganze Leben mit Arbeit verschwendet werden muß, um dieselben zu befriedigen. Sie sind durch die ungeheure Menge selbsterfundener Lebensnothwendigkeiten arm.

Im gleichen Verhältniß steht jeder einzelne Mensch, der, wollte er sich nur mit den ersten Nothwendigkeiten begnügen, Ueberfluß haben würde; aber weil er an feinere Kleider, bessere Wohnung, köstlichere Nahrung, theurere Belustigungsarten gewöhnt, oder durch Vorurtheil gezwungen ist, mitzumachen, kaum durch die an-

haltendste Arbeit die nöthigen Mittel dazu herbeischaffen kann. Auch er ist wahrhaft arm. Er schleppt sein Leben in beständiger Dienstbarkeit und Sorge hin; sein Geist kann sich selten zum Bessern erheben.

So kann in reich genannten Städten tödtliche Armuth herrschen bei aller Fülle des Gewerbes, und der zur Unentbehrlichkeit gewordene Aufwand so drückend werden, daß viele Menschen, die bei mehr Genügsamkeit Ueberfluß hätten, jetzt doch kaum wagen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, aus Furcht, Weib und Kind nicht ernähren zu können. So ist das Landvolk, welches sich fruchtbaren Bodens und reicher Aernten freut, bei aller seiner Wohlhabenheit an Mitteln arm, wenn es mit diesen Mitteln nichts anzufangen weiß, als seine leiblichen Bedürfnisse zu steigern, während es, fern von bessern Unterrichtsanstalten, eines edlern Lebensgenusses unfähig ist. Wer möchte das wohlgemästete Vieh an der Krippe preisen? wer Obrigkeiten, die durch Verfügungen, statt das Höhere im Menschen zu ehren, es in Vergessenheit zu stürzen und die Bedürfnisse des thierischen Daseins zu vermehren suchen, um ein Volk in fortwährender Arbeit und Sorge zu einem gedankenlosen Werkzeug zu machen? Was ist das Christenthum — was der Zweck der Menschenschöpfung, wenn der Sterbliche die Ordnungen der Natur umwälzt, das Thierische zum Wichtigsten, das Göttliche zur Nebensache macht? — Warum gab die Gottheit uns den unsterblichen Geist? Warum erschien Jesus, der Welterleuchter, auf Erden? Warum ist eine Ewigkeit, wenn die Fertigkeiten des Leibes und Verstandes nur für das Irdische gebildet, und lebenslang für Erwerb von Kleidern, Speisen und für andere Sinnengenüsse angewendet werden? Wenn man den zur Seelenerhebung geweihten Sonntag wieder zur rohen Erholung von körperlichen Beschäftigungen, den Gottesdienst zur langweiligen Ehrensache, die Religion zu einer Gewohnheitsübung macht? Welche Sitte, welches Zeitalter, wo die Bestimmung des Menschen in todtem Betrieb seiner Kunst, seines Gewerbes anfängt und endet, ohne das Höhere zu ahnen! wo der Mensch, wie das im Sande scharrende Thier, so lange die Erdscholle umwirft und bearbeitet, bis er sie für seine Enkel wieder mit dem Staube seines eigenen Leich-

nams düngt! Dies aber ist das Leben der meisten heutigen Christen, die eine Sehnsucht zur Religion, aber keine Zeit dazu haben.

Es wird bei uns viel von Armuth und Wohlthätigkeitsanstalten gesprochen. Aber die rechte Gefahr der Armuth, die aus ihr entspringende Geisteslähmung und Seelenverwilderung werden von Wenigen gehörig gekannt, und daher auch nicht gewürdigt. Man glaubt schon Alles gethan zu haben, und den Ehrenkranz zu verdienen in den Augen der Gottheit und Menschheit, wenn man die Straßen frei hält von müßigen Bettlern, und Jedem, der arbeitsfähig ist, Gelegenheit gibt, sich durch eigene Arbeit zu nähren, und vielleicht reichlich zu nähren. Ja, ihr gabet den Müßiggängern Arbeit, aber ihr machtet sie durch Vermehrung ihrer Bedürfnisse noch ärmer, als sie vorher waren. Sie waren Müßiggänger, und ihr habt sie in Sklaven erkünstelter Nothwendigkeit — ach, in lebendige Maschinen verwandelt, denen Gott vergebens eine Seele gegeben!

Lernet die wahrhaften Gefahren der Armuth kennen, dann werdet ihr desto weiser die Mittel der Rettung wählen!

Wer so viel zu erwerben weiß, daß er seinen Leib gegen die Unbill des Wetters schützen kann, gleichviel mit welchem Gewande; daß er seinen Hunger mit gesunder Kost stillen kann, gleichviel ob leckerhaft oder nicht; daß er selbst seinem Weibe und Kinde die ersten unentbehrlichsten Nothwendigkeiten mittheilen kann — der ist nicht arm. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Dorfe muß zuerst ein Jeglicher in die Lage versetzt werden, durch Arbeit so viel zu gewinnen. Wer nicht arbeiten kann, dem gebühren Almosen aus der Hand der Barmherzigkeit. Wer nicht arbeiten will, dem gebührt Strafe. Der bettelnde Müßiggänger ist ein öffentlicher Dieb am Eigenthum Anderer, ein Verminderer des öffentlichen Vermögens; er schwelgt von fremdem Gute, ohne Recht, ohne Anspruch, ohne Dank.

So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen! Zur Fristung des Lebens bedarf es wenig. Wecket ihr aber in eben derjenigen Person, der ihr Arbeit verschafftet, ein Gelüst nach neuen Bedürfnissen, so stürzet ihr sie in neue Armuth, die zu tilgen ihre Arbeitsamkeit oft nicht mehr hinreicht. Darum gebet ihnen neben

der Möglichkeit, ihre ersten Nothwendigkeiten zu befriedigen, zugleich die Möglichkeit, ihren Geist über den Staub zu erheben. Zeiget ihnen Gott, Ewigkeit und die Wunder der Schöpfung, begeistert sie für das Heiligthum ihrer Pflichten, für die Ehrwürdigkeit ihrer Rechte. Flößet ihnen Hochachtung für den Werth ihres Geistes und seines höhern Berufes ein. Zum Unterricht der Bedürftigen rufet die geistreichsten Männer, denn sie haben derselben mehr vonnöthen, als die Kinder der Wohlhabenden, welche schon der Umgang mit Gebildeten bilden hilft; sie haben derselben mehr vonnöthen, weil sie durch innern Reichthum des Gemüths äußere Mängel ersetzen, und eben durch jenen sich über diese erheben sollen. Der Zweck aller Unterweisung sei Zufriedenheit mit der von Gott gegebenen Lage; Verschmähung erkünstelter Bedürfnisse; Stolz, durch nützliche Anwendung der Fähigkeiten und Kräfte zum Wohl der Miterschaffenen Thaten des Reichthums zu üben. Wer geben kann, ist reich.

Aber in unsern gewöhnlichen Wohlthätigkeits-Anstalten wird das körperliche Bedürfniß über Alles, das geistige für nichts geschätzt. Daher die steigende Armuth der Armen, je mehr sie erwerben lernen; daher die Stumpfheit ihres Geistes, indem man sie gewöhnt, Sklaven und Maschinen zu sein; daher die Verwilderung ihrer Sitten; daher die Rohheit ihrer Begierden; daher das Viehische in ihren Vergnügungen, wo Spiel und Rauferei, Sauf und Fraß den Inhalt ihres Genusses ausmachen; daher ihr Elend, ihre Zwietracht, ihre Unordnung im häuslichen Leben; daher endlich der Reiz, sich fremden Eigenthums durch Betrug oder Gewalt zu bemächtigen, daß Stehlen unter ihnen oft nicht mehr entehrt, wenn es nur unentdeckt bleibt, und Räubereien zum Handwerk werden. Ihr menschenfreundlichen Obrigkeiten, ihr vielvermögenden Edeln, werfet einen Blick auf die untern Volksklassen — welches Elend, welche Verstandesverfinsterung, welche Sinnesrohheit, welche Sittenlosigkeit, welche gräuelvollen Laster! Und auch sie sind doch Erschaffene Gottes, Berufene zur Ewigkeit, Theilnehmer an Jesu Christo, unsere Brüder!

Nicht aus dem Mangel der ersten Lebensnothwendigkeiten entspringen die Gefahren der Armuth — denn was zur Leibes-

nothdurft und Nahrung gehört, wird leicht gefunden und erworben; sondern sie entstehen aus der falschen Hilfe, die man den vermeinten Armen reicht. Und falsche Hilfe ist es, wenn man Almosen gibt ohne Arbeit, Arbeit gibt ohne Unterricht, Unterricht gibt ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit.

Almosen ohne Arbeit sind Besoldungen des Müßigganges; Müßiggang wird aber mit Recht aller Laster Anfang geheißen. Nicht die Armuth macht den Bettler zum Prasser, zum Zeitverschwender, zum Wollüstling: sondern euer unverdientes Almosen. Leicht erworben, leicht durchgebracht. Der geborne Bettler hat vom Werth und rechten Gebrauch zeitlicher Güter eben so wenig richtige Vorstellungen, als der geborne Reiche, der in Ueberfluß erzogen wird. Beide sorgen um keinen künftigen Morgen, denn sie wissen schon vorher, wo wieder nehmen. Beide verschwenden in ihrer Art, denn sie wissen, es wird ihnen nicht fehlen. Der Reiche verläßt sich auf die Tonne Goldes, der Bettler auf die Gutwilligkeit und Freigebigkeit Anderer. Der bettelnde wie der vornehme Müßiggänger stürzen sich in den gleichen Schlamm von Lastern. Beide suchen nur thierischen Sinnenkitzel, beide Genuß in Leckereien und Ueppigkeiten; beide haben ihren Stolz, ihre Ränke, ihre Umtriebe.

Almosen ohne Arbeit vermehren die Gefahr für das öffentliche Wohl, um so reichlicher sie ertheilt werden. Denn die habelosen Geschlechter, der Unterstützung sicher, vermehren sich darauf hin durch erlaubte und unerlaubte Verehelichungen. Ihre Ausrottung wird schwerer, je stärker ihre Zahl wächst, und das ihnen inwohnende Gefühl der Kraft gibt ihnen zuletzt Muth, mit List oder Gewalt das an sich zu bringen, was ihnen Barmherzigkeit reichlicher zu geben sich weigert. Almosen ohne Arbeit sind Aussaaten, von welchen Diebesrotten und Räuberbanden erwachsen. Wer den Tiger füttert, wird von ihm zuletzt zerrissen. Es ist das Kennzeichen liebloser Unbarmherzigkeit von den Einwohnern eines Ortes, in welchem Menschen, die ihr Leben nicht durch Arbeit erhalten können, vor der Thür der Wohlhabenden um Almosen flehen. Es ist aber das Kennzeichen großer Unordnung und gefähr=

lichen Leichtsinnes gegen die öffentliche Ruhe, wo man Arbeitsfähige durch reichliche Almosen von nützlicher Thätigkeit abhält.

Arbeit geben ohne Unterricht zur Selbstveredlung des Menschen, heißt freie Wesen in Sklaven, Menschen in Thiere verwandeln. Dies ist falsche Hilfe! Aus ihr, nicht aus dem Mangel des Nothwendigsten, entspringt die Gefahr. Denn wenn ihr schon den Leib nähret, aber den Geist tödtet, was habt ihr Gutes gethan? Ist der Leichnam mehr, als die Seele? Doch mustert die Familien der verwahrloseten Landleute! Arbeit haben sie; aber sechs Tage ins Joch eingespannt, gleich dem Zugvieh, treiben sie ihr Leben in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Der siebente Tag, ihnen zur Ruhe vergönnt, wird ihnen ein Tag roher, thierischer Lust. Vielleicht als Kinder waren sie in keiner Schule, oder in so elend bestellter, daß der langweilige Aufenthalt darin ihnen geisttödtender geworden ist, als hätte man ihnen Freiheit gegeben. Als Erwachsene machen sie, laut hergebrachter Uebungen, die Zeremonien der christlichen Kirche mit, ohne den wahren Sinn derselben zu begreifen. Sie hören Predigt und Auslegung des göttlichen Wortes, ohne fähig zu sein, die ausgesprochenen Gedankenreihen ihres Lehrers zu fassen und zu beherzigen. Maschinen am Pfluge, stehen sie als Maschinen im Tempel Gottes. Sie haben Augen, und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht. Daher ist Aberglaube ihre Weisheit, Zeremoniendienst ihre Religion. Sie sind aller Laster fähig, wenn das bürgerliche Gesetz sie nicht schreckt; und die ächte Christentugend ist ihnen fremd, wie Jesu hohe Offenbarung. Sie zittern mehr vor den Menschen, als vor Gott, und das Schrecken der Hölle macht sie frömmer, als die Liebe des Himmels. Daher rühme Niemand die Frömmigkeit, die Redlichkeit, die Treue des verwahrloseten, gemeinen Volkes, so lange es in den altüblichen Gebräuchen und Ordnungen einhergeht. Es geht darin mechanisch in angenommenen Gewohnheiten. Aber lasset durch ein großes Unglück Throne und Verfassungen stürzen, die bürgerlichen Einrichtungen sich auflösen, wenn auch nur für kurze Zeit, und ihr werdet vor den Gräueln eines entzügelten, unwissenden Pöbels schaudern. Mustert die großen Werkstätten gewerbreicher Städte, wo in zahlreicher Menge Kinder und

Erwachsene beisammen in einförmigen Arbeiten von der Frühe bis zur Nacht beschäftigt sind; wo eben die Aufmerksamkeit auf das Einerlei des Geschäfts jede andere Selbstthätigkeit des Geistes hindert. Seht sie da, eingebannt für ihr ganzes Leben, ohne Belehrung, ohne Erweckung des Gemüths, ohne Erhebung der Seele; die unwissenden Kinder lüsterne Hörer roher, unanständiger Scherze oder Erzählungen der Erwachsenen, denen sie nachahmen. Beobachtet die bleichen, verschrumpften Gestalten, in deren Antlitz sich mehr als eine heimliche Sünde offenbart. Welche Wohlthat wird ihnen durch Arbeit gegeben? Ach, für elenden Lohn vermietheten sie ihren Körper, und gaben die unnütze Seele dazu in den Kauf. Verdorben an Gesundheit, vergiftet an Herz, ist der Zweck ihrer Schöpfung durch falsche Menschenfreundlichkeit, durch Eigennutz, Selbstsucht und gewissenlosen Leichtsinn ihrer Herren vernichtet. Ach, die armen Unglücklichen! Es sollte ihnen geholfen werden, und man stieß sie von der erhabenen Menschenstufe in den Werth und Rang des Thieres hinab. Wird Gott, der große Vergelter, nicht einst ihretwillen Rechenschaft fordern? Wehe denen, die Menschenseelen verderben lassen, um ihren Mammon zu vergrößern!

Unterricht ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit ist falsche Hilfe, wie alle vorigen Arten. Auch der ärmste Mensch kann ein vollendeter Mensch sein. Bloßer Unterricht allein thut es nicht. Einübung der Tugend muß hinzukommen. Unterricht erfordert Jahre; eine Tugend aber lieb zu gewinnen, ist ein Augenblick genug, und eine Tugend zu üben, gibt jeder Athemzug Gelegenheit.

Ihr wollet der Armuth steuern, um deren traurige Gefahren zu mindern. Es sei! Aber nicht Almosen mindert, und auch nicht reichlich belohnte Arbeit mindert die Armuth, sondern — Genügsamkeit mit Wenigem! Wer für sich selbst wenig bedarf, ist reich, und kann von dem Ueberflüssigen mittheilen. Wer viel Bedürfnisse hat, leidet auch bei großer Einnahme Noth.

Darum, wer Bedürftige bereichern will, lehre sie stolz darauf werden, vieles entbehren und wenig vonnöthen haben zu können; er begeistere sie für die höchste Sitteneinfalt

und das Glück der mäßigsten Lebensart. Er zeige ihnen die daraus hervorblühende Leibesgesundheit und das erwachsende Vermögen, Andern nützlich zu werden, und Wohlthäter zu sein, ohne Geld und Gut zu besitzen. Er wecke ihren Stolz, unabhängiger zu werden von den Launen der Nebenmenschen dadurch, daß man ihres Beistandes meistens ermangeln kann. Und bei Genügsamkeit wohnt dauerhaftes Erdenglück.

Aber darin liegt die Barmherzigkeit Vieler, die sich Menschenfreunde zu sein dünken, daß sie den Dürftigen für seine Arbeit besser kleiden, mit angenehmen Speisen erlaben, und an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnen, die ihm vorher gleichgültig waren. Ihre grausame Güte macht den Unterstützten ärmer, als er je gewesen, indem sie ihm neue Unentbehrlichkeiten schaffen, und Bedürfnisse einimpfen, die zu stillen er lebenslang arbeiten muß, ohne zur Ruhe und Besinnung zu gelangen. So verbringt er sein Dasein kummervoll im Sklavenjoch der Leibesnothwendigkeiten; versäumt wird der Geist und ein edler Genuß; er stirbt einst, ach! und was hatte er auf Erden gethan? — Sein Gewerb, sein Handwerk getrieben Tag für Tag, um seinen Hunger zu stillen, seine Blöße zu decken; er brachte es vielleicht auf feinere Speisen, bequemere Kleider, eine gute Hinterlassenschaft — aber mehr nicht. Er hatte doch keinen Tag mit Ruhe, keine Nacht ohne Sorge. Und wofür nun Alles? Für den Raub der Würmer! Und seine Seele? Sie ward unter den tausend Sorgen für Haus, Gewerbe, Nahrung und Kleider vergessen. Sie blieb roh, ohne Veredlung, wie seit den ersten Jugendtagen, da die Schule verlassen ward. Gott, Ewigkeit, Welt, Schöpfungswunder, Seelenadel, Tugendgröße, sind ihm wie dunkle Traumgestalten geblieben, und Vorurtheile und Einbildung und Wahn nisteten in seinem Gemüth neben der Leidenschaft. Er hatte einen Gott, ohne ihn je zu fühlen; er lebte in einer Welt, ohne sie je gesehen zu haben; er hatte ein Herz, ohne es dem Entzücken der Tugend zu öffnen.

Ein stiller Schauder durchdringt mich! So erblicke ich einen Theil des Menschengeschlechts, wie es an sich selbst den schwersten Hochverrath übt, und das Göttliche verkauft um Staub. Welch eine Verwirrung der einfachsten Begriffe, welch eine Zerstörung

der natürlichsten Ordnungen! Dies sind die Gefahren, dies die schrecklichen Wirkungen der Armuth! einer Armuth, die so allgemein ist, denn der Bettler ist nicht immer der Aermste! Oft ist der Mann in Sammet und Seide, welcher ihm aus dem Palast ein Almosen zuwirft, noch dürftiger, als der Beschenkte.

Gott, welche Ansichten der Welt haben sich mir in dieser Stunde meiner Andacht eröffnet! Wie ganz anders seh' ich jetzt Vieles, das mir ehemals besser und sogar lobenswürdig schien! Und doch ist es nur zu oft Verderben und namenloses Elend.

Und endlich ich selbst — habe ich nicht selbst vor den Gefahren der Armuth zu zittern? Zwar, mein Gott, mein liebreicher Vater, segnest Du meine Arbeiten; noch habe ich mein Brod, mein Obdach und mein Gewand, und ich darf an den folgenden Morgen denken, ohne Furcht, Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu leiden — aber bin ich demungeachtet nicht voll heimlicher Sorgen? Verschlingen diese Sorgen nicht einen wichtigen und schönen Theil meiner Stunden? Bin ich nicht in der That viel ärmer, als ich scheine? O wie viel entbehrliche Bedürfnisse habe ich mir leider zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten verwandelt! Wie sehr bin ich nun der Sklave derselben geworden, und muß meine besten Tage, meine besten Kräfte bloß für sie, also bloß für Bequemlichkeiten meiner Person aufopfern, statt sie zur Beglückung der Welt anzuwenden! O wie anders, genügsamer Jesus, warst Du; wie reich warst Du in Deiner scheinbaren Dürftigkeit!

Ich muß und will Rechnung halten über meinen Zustand — ich will zur Freiheit des Lebens zurück. Enthaltsame Genügsamkeit verändert die Dürftigkeit schnell in Wohlstand — ich will Kräfte, Stunden und Mittel gewinnen für Menschenbeglückung, für Selbstheiligung zum ewigen Sein! Hilf mir, o Gott, mit Deiner Gnade! Amen.

14.

Glück der Armuth.

Spr. Sal. 13, 7.

Was hat der Reiche mehr? Mehr Pracht,
Mehr Ansehn und mehr Glanz, mehr Macht,
Und auch mehr Sorg' und Ueberdruß;
Bei allem seinem Ueberfluß
  Mehr Furcht und Gram.

Mühseligkeit ist Aller Loos,
Der Mensch sei niedrig oder groß!
Doch kommen wahre Ruh' und Lust
Auch gern und nur in dessen Brust,
  Der Gott gefällt.

Ist auch nicht köstlich dein Gewand,
Ist auch erhaben nicht dein Stand:
Beneide du kein Feierkleid,
Das oft ein Herz voll Sorg' und Neid
  Und Schmerz verhüllt.

Sind denn Hoheit und Reichthum wirklich nur die großen und unerläßlichen Bedingungen, unter welchen man allein auf Erden des Lebens recht froh werden und glücklich sein kann? Fast sollte man es glauben, wenn man auf das Tagewerk der Menschen, auf ihre Plane von Jugend an, auf die Art sieht, wie sie ihre Kinder erziehen. Welch ein Wogen, welch ein Drängen, um zu größern Einkünften zu kommen! Der Kaufmann setzt seine und der Seinigen Habe aufs Spiel, um das Doppelte zu gewinnen. Landmann und Handwerker gönnen sich kaum Ruhe, um ihren Verdienst zu vermehren. Der Krieger geht für Ruhm und Beute ins schreckenvolle Schlachtfeld, und setzt Blut, Gefahr der Verstümmelung und Leben daran. Der Schiffer vertraut sich den treulosen Wellen des Weltmeers, und kämpft auf gebrechlichen Fahrzeugen gegen die Wuth der Elemente. Um Gold wird Alles feil — das Leben selbst; als wäre dieses Metall köstlicher, denn jede andere Schöpfung Gottes.

Und was haben wir, wenn nun das ganze Leben mit Arbeit, Kummer und Sorge vollbracht ist, wenn der Reichthum eingesammelt und das Alter da ist? Was gewinnen wir von diesen todten

Schätzen, wenn unsere Kräfte nun erschöpft sind? Geben sie uns die für sie elend aufgeopferte Jugend zurück? Verbannen sie die eisgraue Farbe unsers Greisenhaares? Füllen sie unsere Adern mit verjüngter Lebenskraft? Setzen sie unserm Dasein auch nur eine Stunde mehr zu? — Nein, wir stehen gewöhnlich am Ziele langer Mühen, wenn wir keinen Gebrauch davon machen können. Wir freuen uns des Gewonnenen, wenn es Zeit ist, Abschied davon zu nehmen.

Was hilft endlich das reich zusammengescharrte Vermögen? Können wir nun mehr thun, als unsern Leib bekleiden, als unsern Hunger sättigen, unsern Durst löschen? Nein, denn das konnten wir das ganze Leben hindurch auch, wenn gleich mit geringerm Aufwand. Aber schmeckt uns nun der Leckerbissen köstlicher, als ehemals die einfachste Speise, da Gesundheit, Jugend, Arbeitsamkeit und Freude unsere Tischgenossen waren? Hält uns das theure Kleid wärmer und gesünder, als vor Zeiten das wohlfeile, in welchem wir Wind und Wetter trotzten? Oder haben wir nun größere Verdienste um die Menschheit und um den Himmel, da wir nun etwas mehr haben, als hunderttausend Andere? Sind wir in der That hochachtungswürdiger und weit geehrter, nun uns Andere, nicht wegen unserer Tugend, sondern wegen unsers Geldes, Schmeicheleien sagen, über die sie im Herzen lachen? Wer hat zuletzt am besten das Leben genossen? Derjenige, welcher, um froh und heiter zu werden, fünfzig Jahre in Angst und Gefahr verbrachte, oder derjenige, welcher, ohne den Reichthum zu erwarten, damit anfing, fünfzig Jahre froh und heiter zu sein?

Es ist ein seltsamer Wahn, eine fürchterliche, alles Lebensglück störende Leidenschaft, reich sein zu müssen, um glücklich zu werden! Hätte dies in Gottes Plan gelegen, wahrlich, kein Sterblicher wäre arm. Aber Reichthum und Hoheit beseligen schlecht. Warum steigt denn so mancher Fürst vom Throne und vertauscht den Glanz des Hofes mit der beneidenswürdigen Eingezogenheit des Privatlebens? Warum liegt denn Sorge und Schmerz in den Geberden so vieler Reichen, während der Aermere jauchzt und den Tag genießt und den Segen, welchen ihm Gott gab? Warum denkt denn jeder Reichgewordene noch mit Sehnsucht an die Tage zurück, da er zwar

weniger besaß, aber sich des Wenigen herzlicher freuen konnte, als jetzt des Vielen?

Wahrlich, es ist ein tiefer, erfahrungsreicher Sinn in den Worten der heiligen Schrift: Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth. (Spr. Sal. 13, 7.) Nicht das größere oder kleinere Vermögen, welches man besitzt, sondern die Art und Weise, wie man sich bei diesem Vermögen benimmt, um es anzuwenden; die Art und Weise, wie man es betrachtet, ob als Mittel oder als Zweck des Lebens: nur dies macht unsern Reichthum und unsere Armuth aus. Ist der Taglöhner bei seiner Brodrinde, die er neben dem gesunden Wasserquell frohen Muthes verzehrt, nicht reicher, als der reichste Schiffer, der mit allen Schätzen Indiens auf dem Weltmeere in Gefahr ist, aus Mangel an Nahrung umzukommen? — oder als der Geizige, der neben seinen Zinsrechnungen sich jeden Lebensgenuß abdarbt, um Geld zu häufen? — oder als der reiche Schlemmer, der mit verdorbenem Blute und Säften nun kränkelnd nicht genießen mag? — oder als der begüterte Bösewicht, den Jeder scheut und meidet, wenn er es irgend kann, und der keinen einzigen wahren Freund hat? O, Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth!

Nicht der Besitz großen Gutes, sondern großer Genuß von einem Gute, groß oder klein, macht reich. Man nennt Erwerben eine Kunst. Alle Aeltern unterrichten sorgfältig ihre Kinder darin, als wäre keine wichtigere im Leben. Aber mit Weisheit genießen ist eine noch größere Kunst; wer sie nicht versteht, für den ist das Erworbene wie nicht erworben da. Und in dieser Kunst unterrichtet man leider die Jugend am seltensten, weil der Mensch einmal zur Unnatürlichkeit verwöhnt ist. Du bist nicht reich; die Welt hält dich vielleicht für arm, weil es dir an Glücksgütern mehr fehlt, als Andern. Beklage dich nicht! Weniger Glücksgüter hast du, als der Andere; aber ob du darum arm bist, dies hängt erst von dir ab. Der, welcher dich darum verachtet, weil er mehr zu besitzen glaubt, hat auch viel weniger, als mancher Andere, von dem er seinerseits vielleicht wieder verachtet wird.

Du kannst reich sein in deiner Armuth. Es hängt nur von dir

ab. Du besitzest vielleicht sehr geringe Glücksgüter; aber weißt du auch, in welchem Glücke du dich eben deswegen befindest? Siehe, darum erst nenne ich dich arm, weil du dein vor dir liegendes Glück nicht kennst, nicht zu ergreifen Verstand und Muth hast. Darum nenne ich den Blinden arm, der in einem Palaste wohnt, welchen er nicht sieht; und den Geizhals arm, der Zinsen auf Zinsen häuft, und sich mit leeren Hoffnungen speiset. Ist der Todte reich in seinem Grabe von Gold und Marmor?

Du kannst reich sein. Du kannst dein irdisches Vermögen schon in der nächsten Stunde verdoppeln, verzehnfachen, und Ueberfluß haben, wenn du nur willst. Es hängt von dir ab. Arbeitsamkeit gewinnt, Sparsamkeit erhält dir viel — aber damit schreitet der Mensch nur langsam demjenigen Zustande entgegen, in welchem er sich rühmen kann, Ueberfluß zu besitzen. Ich zeige dir einen kürzern Weg: sei genügsam! Hast du Nahrung, Kleid und Obdach, so laß dir genügen. Eine reinliche Hütte leistet dir, was der größte Palast; einfache, gesunde Kost, was der Leckerbissen eines Fürsten; ein prunkloses, sittsames Kleid, was ein kostbares Gewand. Beschränke deine Bedürfnisse, und du wirst plötzlich mehr besitzen, als zur Lebensnothdurft und Nahrung nöthig ist. Du wirst so wohlhabend sein, selbst noch Andern beistehen zu können, die ärmer sind, als du bist. Statt Wohlthaten zu nehmen, wirst du Wohlthaten erweisen können. Beschränke deine Bedürfnisse; wie viel wirst du dann entbehren, wofür du dich jetzt müde arbeitest und dir sorgenvolle Stunden machst! Es kommt nur darauf an, ob dich nicht eine lächerliche Eitelkeit blendet, daß du es gern Andern in Geräth und Kleidern gleich thun möchtest. Aber die Andern danken dir für diese deine Eitelkeit nicht, vielmehr sie zucken, und mit Recht, voll Mitleid oder Verachtung die Achseln über dich, wenn dein unnützer Aufwand den besten Theil deiner Einnahme verschlingt. Die Achtung derer, die dich bloß deines Kleides willen schätzen, verlange nicht; und die Achtung derer, die dich deines Herzens willen schätzen, wird dir nicht entgehen, wenn du sie durch dein würdiges Thun zu verdienen weißt. Siehe, durch jenes einfältige Mittel verwandelst du plötzlich deine Armuth in Wohlhabenheit. Dann bedarfst du für dich wenig, aber für Andere vieles.

Dann wirst du Jesu herrliches Wort begreifen: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollet, auch nicht für euern Leib, was ihr anthun sollet. Das Leben ist mehr, denn die Speise; der Leib mehr, denn die Kleidung. Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und was wird es sein, das du bereitet hast? (Luk. 12, 20. 22. 23.) — Dann wirst du deiner Tage erst recht froh werden, wenn du heiter und sorgenlos weniger für deine Entbehrlichkeit arbeitest, als für Anderer Glück.

Sei in deinem Stande, in deinem Verhältnisse der Einfachste in der Lebensart, und der, welcher die wenigsten Bedürfnisse zählt! Zittere nicht, Andere werden dich wegen deiner Einschränkung für geizig, wegen deiner Enthaltsamkeit für ärmer achten. Nein, sie werden vielmehr erstaunen, wenn du in Wohlthätigkeit und Unterstützung der Hilfsbedürftigen freigebiger und reicher bist, als sie, weil sie bei ihren vielen Bedürfnissen ungleich weniger übrig haben, als du.

Erst diese Genügsamkeit schließt die Thore deines Glückes auf, welche bis jetzt vor dir verriegelt waren. Erst dann wird statt mancher wahrhaft entbehrlichen Sorge, woher Dies oder Jenes zu nehmen sei, eine reine, stolze Zufriedenheit in deine Brust einziehen. Du wirst verschmähen, wonach Andere mit kindischem Ungestüm jagen, und der Thorheit lächeln, mit welcher sich Unzählige in Schulden, Verlegenheiten und Entbehrungen stürzen, um sich Dies oder Jenes zu gewähren, dessen sie ohne Noth entbehren könnten. Erst dann wirst du harmlos dein Haupt zum Schlummer niederlegen und sprechen können: ich bin unabhängig von fremder Gnade; mein Fleiß ernährt mich und die Meinigen, und ich kann noch übrig haben; ich bin bei wenigem Gute reicher, als Mancher bei großem.

Erst dann wird dich das Hochgefühl eigenen innern Werthes beseelen. Wie wandelbar ist das Ansehen dessen, den man nur schätzt wegen dessen, was er hat, nicht wegen dessen, was er in sich selbst gilt! Erst dann wird es sich auch stärker in dir regen, durch Verdienste des Herzens zu glänzen, wenn du auf äußern Glanz in Geräthe und Kleidern und andern Ausgaben Verzicht thust. Und wahrlich, bald wirst du dir selbst bekennen, du habest

das bessere Theil erwählt. Alles, wonach du sonst vergebens getrachtet hast, jener Friede, jene heitere Gemüthsruhe, jene stille Ehrfurcht guter Menschen gegen dich, jenes Bewußtsein vom Beifall Gottes: dies Alles wird dir von selbst zufallen, indem du nach Gütern des Herzens, nach dem Reich Gottes trachtest. (Luk. 12, 31.)

Aber auch dann erst wirst du vermögend sein, nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein wahrhaft erhabener Sterblicher zu werden, wenn du aufgehört hast, Sklave deiner Sinnlichkeit zu sein. Dann gehört die Kraft deines Gemüths und deiner Erkenntniß ganz dir selbst; bisher hattest du deine Kräfte in eiteln Bestrebungen zersplittert, und mehr gelebt, um Andern, als um dir selbst zu gefallen. Nur wer an sogenannten Glücksgütern arm, und durch Genügsamkeit reich genug ist, mit Vielem, was er erübrigt, der Welt mannigfaltig nützlich zu werden: nur ein solcher ist der größten und edelsten Dinge fähig. Ein Reicher ist's seltener. Ihn fesselt das Vorurtheil der Gewohnheit und Erziehung mächtiger. Daher waren die erhabensten und tugendhaftesten Menschen des Alterthums meistens dürftig an großen Glücksgütern. Sie schalteten über größere Reichthümer in ihrer Brust. Eben der Druck der Umstände, die Härte und Strenge der Lebensart, zu der sie sich gewöhnten, die Meidung aller Verweichlichung, entwickelte und bildete ihre Gemüthskraft in wunderbarer Größe aus. Viele ihrer Namen schimmern noch heute, gleich segensvollen Gestirnen, aus der Vergangenheit auf uns. Jesus, der ewige Sohn der Gottheit, er selbst verschmähte für die höhern Genüsse der Seele die niedrige Lust gemeiner Menschen. Er war ohne äußere Glücksgüter, aber doch überschwenglich reich. Er war der Wohlthäter derer, die ihm begegneten. Er hatte wenig Bedürfnisse, arbeitete wenig für sich, desto mehr blieb ihm Zeit und Kraft, für Andere zu arbeiten. Er ging verachtet und verkannt, aber Fürsten beten ihn heute voll Andacht an; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, aber reich genug war er, dem menschlichen Geschlecht einen ganzen Himmel zu schenken. Also Jesus! Auch seine Schüler und ersten Boten an die Welt erkor er nicht aus den Geschlechtern der Reichen, aus den Söhnen der Herrscher und Großen, sondern er wählte sie aus dem niedrigen Stande der Armuth, weil hier in-

nere Kraft am unverzärteltsten und reinsten vorhanden ist. Der begüterte Jüngling bebte vor der Nachfolge des Gottmenschen zurück, der ihm gebot, arm an Gütern, reich an Tugenden zu werden; aber ein Petrus, ein Paulus traten machtvoll und groß bei ihrer Armuth unter die Völker — ihr Wort stürzte die Tempel der Heiden, ihr Arm gründete die Kirche Christi!

Wer die Kunst versteht, reich zu sein in der Armuth, wie Jesus, wie die Apostel, wie die meisten Tugendhaftesten der Vorwelt waren, der ist auch vor den Gefahren der Armuth geborgen! Nur daraus entstehen alle nachtheiligen Folgen der Dürftigkeit, daß derjenige, welcher sie leidet, nicht weiß, wahrhaft reich zu sein. Eben weil der Unbegüterte gewöhnlich zu sehr Sklave seiner Thiernatur ist, um das Entbehrliche zu entbehren; eben weil er Bequemlichkeiten, gute Kleider, köstliche Nahrung, kostspieligere Lustbarkeiten will, wird er Müßiggänger, wird er Dieb, Betrüger, Räuber, und dem Staat zur Last, dem Bürger ein Gegenstand der Verachtung. Er ist arm, weil er nicht weiß, in aller Güterlosigkeit reich zu sein. — Indem ich aber von dem Glück des Dürftigen rede, welcher es zu ergreifen versteht, kann ich nicht anders, als auch die Vorzüge mir ins Gedächtniß rufen, welche der Tugendhafte bei aller äußern Armuth vor den reichsten seiner Mitbürger hat; Vorzüge, die ihm ohne sein Zuthun zu Theil werden. Denn wo ein Mangel ist, zu dem legte, als Ersatz, die Hand des weisen und gütigen Vaters im Himmel auch wieder ein Gutes, so daß der Niedere keine Ursache hat, den Hohen, und der Unbemittelte den Mittelreichen über Verdienst zu preisen. Dem Armen blühen da die schönsten seiner Freuden, wo der Reiche Elend vermuthet. Eine Kleinigkeit beglückt den Dürftigen mehr, als den Reichen die prachtvollste Gabe. Ueberhaupt irren sich die Menschen sehr, wenn sie glauben, Armuth an Gütern sei auch Armuth an Vergnügen. Wahrlich, o ihr Bewohner der Paläste, unterm Strohdach nistet oft die Freude ein, welche in euern Speise- und Tanzsälen längst zur Fremdlingin geworden, und Harmlosigkeit bettet dem Dürftigen auf seinem Strohlager weich, während die Sorge noch eure seidenen Kissen mit Dornen füllt. Zur Freude gehört nicht Reichthum, sondern ein für sie empfängliches Herz.

Die harmlose Kindheit weiß nichts von Geld und Gut, aber am meisten von der Freude. Der Dürftige hat mehr Anlage und Anlaß zum Vergnügen, als der Reiche. Denn jenen kann das Unbedeutendste überraschen, er hat Augen für das Geringste, welches der Begüterte als unwerth übersieht. Das Gelingen einer Arbeit, ein froher Blick vom Freunde, eine Ruhestunde nach der Arbeit, ein für jeden Andern nichtiges Geschenk — Alles hat Werth für ihn, Alles freuet ihn. Der Begüterte ist schon darum seltener zur reinen Fröhlichkeit gestimmt, und kann sie auch mit allem Aufwand nicht erkaufen, weil er in viel mannigfaltigern Verhältnissen lebt, zahlreichere Rücksichten zu achten hat, überall größere Verantwortlichkeiten erblickt. Dies stört den ungetrübten Lebensgenuß sehr, das Gemüth behält immer eine gewisse unbehagliche Sorgsamkeit bei, man wagt es kaum, sich ganz unbefangen der Lust hinzugeben. Je einfacher unsere Verhältnisse sind, je weniger Rechenschaft man der Welt schuldig ist, je mehr man, unbekümmert um Andere, sich selber angehören kann: je reiner ist jeder Genuß, den wir haben, je harmloser können wir uns ihm überlassen.

Der Reiche hat mehr scheelsüchtige Gegner, als vertraute und redlich gesinnte Freunde. Die Gemeinheit der meisten Menschen gestattet es kaum anders, als an Personen, die irgend einen Vorzug vor ihnen haben mögen, Fehler aufzuspüren. Den Unbegüterten aber sucht die stolze Verleumdung nicht leicht in seiner Einsamkeit auf. Es kennen ihn Wenigere. Der Neid hat an ihm nichts zu nagen. Unbekanntheit und Dunkelheit sind ein hohes Gut. Sie sind die edelste Schutzwehr der häuslichen Glückseligkeit. Wer öffentlich leben muß, hat nur halbes Leben.

Doch warum unternehme ich's, das Glück zu preisen, welches auch den Dürftigen begleitet? Wer zweifelt daran, daß es vorhanden sei? daß Gottes Güte, einem Jeglichen sein Loos gebend, mit jedem Schatten Licht, mit jedem Lichte Schatten paarte? — Aber daß Dürftigkeit öfters, und öfterer als Reichthum, zur Entwickelung der edelsten Gemüthskräfte, zur Umarmung der erhabensten Tugenden führe, so wie umgekehrt die höchste Tugend zur Verachtung weltlicher Würden und zeitlichen Reichthums führt:

dies ist eine Betrachtung, die für meine eigene Vollkommenheit von allzugroßen Folgen ist, als daß ich sie nicht anstellen sollte.

Auch ich bin nichts weniger als reich. Auch ich sehe über mir Zahllose, die, begüterter als ich, mich eher zu den Armen zählen würden. Aber ungeachtet meines Pflichteifers, ungeachtet meiner Sparsamkeit, meines unverdrossenen Fleißes, bin ich doch ärmer, als ich sein sollte. Ich kann Andern nur wenig Gutes thun, weil ich für mich selbst leider noch immer zu viel Bedürfnisse habe. Ich bin, ach ich bekenne es, schwach. Bisher hatte ich mich noch nicht überwinden können, manches Entbehrliche zu entbehren. Theils Gewohnheit, theils Erziehung, theils Furcht vor schiefen Beurtheilungen von Andern hinderten mich daran. Ich könnte durch einen einzigen entschlossenen Schritt mich von unzähligen Sorgen und Kümmernissen losreißen. Wollte ich nach meinem Stande, nach meinen bürgerlichen Verhältnissen so enthaltsam leben, ohne doch weder meiner Gesundheit, noch derjenigen Achtung zu schaden, die ich meiner Stellung in der Welt schuldig bin — wie reich könnte ich sein, wie vieler Ueberfluß bliebe mir! Das Glück der Armuth, welches ich nur noch zu wenig empfunden habe, würde mir dann ganz zugehören. Und warum verzögere ich mein eigenes Glück länger? Warum mache ich mich durch die Menge selbstgeschaffener Bedürfnisse, für die ein beträchtlicher Aufwand von Zeit, Sorgen und Mühe nöthig ist, abhängiger von andern Menschen, als ich's zu sein Ursache habe? Warum werbe ich nicht thätig um jene stille Zufriedenheit, die das höchste aller Erdengüter ist? — Ich will es, ich will meine Entbehrlichkeiten durchgehen, die ich mir thörichter Weise zu Unentbehrlichkeiten gemacht habe. Freilich die Gewohnheit wird sich oft sträuben dagegen, aber ein fester, tugendhafter Wille besiegt auch sie. Ich werde die Umänderung in meinen Bedürfnissen, die Einschränkung in meinem Hauswesen nicht plötzlich, nicht allgemein zugleich, sondern allmälig ausführen. Jede einzelne Verzichtleistung wird mich dann doppelt erfreuen, theils daß sie mir das lohnende Bewußtsein meiner eigenen Stärke gibt, theils daß sie meinen Reichthum vermehrt. Gehässige Auslegungen von fremden Beobachtern sollen mich nicht irre machen. Meine Ruhe wird gewinnen, je mehr meine Sorgen sich

verkleinern. Und ich werde die gehässigen Ausleger irre machen, indem ich ihnen bei meiner scheinbar vergrößerten Armuth unerwartet reicher erscheine, als sie sind; indem ich uneigennützig arbeite und für Anderer Glück thätig bin; oder indem ich mit meinem Ueberfluß Andern kräftiger helfe, als sie, die sich so manche kostspielige Bequemlichkeiten und Vergnügungen nicht versagen können.

Dann, o dann, mein Jesus, bin ich Dir abermals um einen Schritt näher, dann Dir und Deinen Jüngern wieder um etwas ähnlicher. Wer mein Jünger sein will, sprachst Du, der nehme sein Kreuz auf sich, der verläugne sich selbst und folge mir nach. So werde ich Dir würdiger folgen. So werde ich der Sinnlichkeit weniger gehören. So wird, wie das Gelüste meines Ehrgeizes, meine Eitelkeit, meine Sucht nach Bequemlichkeit allmälig absterben, die Kraft meines Gemüthes um so lebhafter wachsen. Ich werde die Hoheit, die Seligkeit einer tugendhaften freiwilligen Armuth empfinden.

Und in dieser Empfindung, in diesem Siegesgefühl über das Niedrige und Irdische in mir, welch eine große Schadloshaltung für die Entsagung von Dingen, welche weder mein Leben schöner, noch mein Herz besser machen!

O Messias, erhabener Dulder, Du nanntest auf Erden weniger Dein Eigenthum, als ich noch *heute* mein nennen kann; und doch warst Du voll unsterblichen Glücks, Dir gehörte die Liebe des Vaters und das Zujauchzen aller Himmel, Dir das Bewußtsein, göttlich groß zu handeln.

So richte sich denn mein wankender Muth an Deinen Heldentugenden auf, daß ich werde, wie Du. Die Erde mit allen ihren Gütern und Genüssen gehört uns nur für eine kleine Weile, ewig gehört dem Frommen sein errungener Himmel.

15.

Gefahren des Reichthums.

Matth. 19, 21—24.

Sollt' ich, gibst Du auch mehr Segen,
Mehr, als Andern, mir Gewinn,
Ihnen ungerecht begegnen,
Weil ich reicher, stärker bin?
Darum, weil so oft Verbrecher,
Ohne Furcht vor Dir, o Rächer!
Obgleich alle Welt sie haßt,
Fest doch steh'n, wie ihr Palast?

Würden der Bedrängten Zähren,
Würden ihre Seufzer nicht
Rettung, Gott, von Dir begehren,
Und beflügeln Dein Gericht?
Würd' ich nicht stets zittern müssen?
Würde nicht selbst mein Gewissen
Ueber mich um Rache schrei'n,
Und ihr erster Rächer sein?

Jesus kam aus dem Lande der Galiläer zurück in die Fluren Judäa's, jenseits des Jordans. Schon waren seine Reden, seine Thaten, seine Wunder weit umher erschollen, und viel Volks strömte ihm bei seiner Ankunft entgegen, aus Neugier oder Lernbegier, aus Ehrfurcht oder Neuerungssucht. Es war nicht mehr der gemeine Mann allein, sondern es waren auch Männer aus den besten Geschlechtern, die sich zu ihm drängten. Gelehrte erschienen, um ihn zu prüfen, angesehene Personen, um ihn zu beobachten. Unter ihnen fand sich eines Tages auch ein junger Mann von vorzüglichem Stande und Vermögen. Er kam, wie es schien, mit lebhaftem Willen, ein Schüler des großen Propheten von Nazareth zu werden; er erklärte es, und fragte: Was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? — Christus empfahl ihm zuerst treue Beobachtung der zehn Gebote Mosis. Der junge Mann bezeugte, er habe sich des Gehorsams gegen dieselben von Kindheit an beflissen; er wünsche noch vollkommener zu werden, als er durch diese Gebote werden könnte. Da beschloß Christus, die Kraft des Jünglings zu prüfen, der sich selbst viel zu wenig kannte. Und er sprach zu ihm: Willst du vollkommen werden, so mußt du auf-

opfernden Muth und Selbstbeherrschung haben. Du bist reich. Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen und folge mir nach. — Der Jüngling hörte das, und erschrak, und verstummte betrübt. Vieles hatte er sich zugetraut, aber diese Forderung war ihm zu schwer zu erfüllen. Er verschwand in der Menge. Es ist leichter, sagte Christus, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! (Matth. 19, 24.)

Und wenn Jesus Christus, statt vor beinahe zwei Jahrtausenden im Morgenlande zu erscheinen, nach Gottes Rathschluß erst in unsern Tagen, in unsern Gegenden zur Menschheit gekommen wäre; wenn er heute unter uns lebte, die wir ihm Altäre und Tempel errichtet haben, die wir in ihm den ewigen Sohn und Heiland der Welt verehren, und er würde, wie dort, noch heute den aufopfernden Heldenmuth der Reichen prüfen: welches könnte die Folge werden? Würden ihrer viele sein, die freudig ihr Hab und Gut von sich stießen, um ganz einzig dem Göttlichen zu dienen, und unter Verfolgung und Druck und Verbanntheit mit ihm an der Wiederherstellung allgemeiner Glückseligkeit zu arbeiten? Zwar Jeder wird es vielleicht im Herzen von sich glauben, und von den Andern bezweifeln. Warum sollte ich — wird Mancher bei sich sagen — nicht freudig mein Vermögen und Gold, das ich nicht anbete, aufopfern für den angebeteten Gottessohn? — Aber ach! wenn es zur ernsten Prüfung käme, wie würden sie bestehen? — Ja, es ist zur Prüfung gekommen. Die Stimme Jesu Christi sagt ihnen noch heute: Ich bin vorhanden unter euch. Was ihr einem der geringsten eurer Brüder thut, das habt ihr mir gethan! — Wie aber sind ihrer die meisten in der Prüfung bestanden? Wohl bringt Armuth dem Menschen große Gefahr — aber sie härtet ihn doch ab; sie läßt ihm doch Kraft, ein besserer Mensch zu werden. Aber gefährlicher ist der Einfluß entnervenden Reichthums auf die Veredlung des Sterblichen, und nicht ohne Grund sprach Christus, der erhabene Menschenkenner, die schweren Worte: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme!

Und doch sehnt sich der größte Theil der heutigen Christen nach nichts mit solcher Begier, als nach glänzenden Vermögensumstän-

den. Wäre es möglich, Jeder würde der Reichste sein wollen. Umsonst warnt Jesu Stimme: Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele? — Ach, wie viel Tausende opfern Unschuld, Wahrheit, Recht, Freiheit, Alles auf, Leben und Hoffnung des ewigen Lebens, oft für einige Hände voll Goldes!

Es ist kein Wunder, daß gemeine Geldsucht eine der herrschendsten Leidenschaften unsers Zeitalters geworden; daß Jeder daraus, wie er sein Vermögen auf gerechte oder unerlaubte Art immer mehr erweitere, die wichtigste seiner häuslichen Angelegenheiten macht. Denn von zarter Jugend an wird Kindern von ihren Aeltern nichts Anderes gezeigt, nichts nachdrücklicher eingeprägt. Dafür treibt man sie von Schule zu Schule; dafür müssen sie Wissenschaft und Kenntniß sammeln; dafür Handwerke und Gewerbe erlernen; dafür werden die verächtlichsten Ränke und Umtriebe ersonnen; dafür werden als den Hauptzweck Ehen vorgeschlagen, berechnet, ins Werk gesetzt; dafür muß der Mensch ins Joch des Alltagslebens eintreten. Und ist endlich Einer, der ohne Reichthum doch stolz genug ist, das Gold zu verachten, der Wissenschaft oder Wahrheit, Unschuld, Freiheit, Recht und Tugend höher hält, als alles Gold, der zufrieden ist mit Wenigem, der keine Schätze begehrt — wie wird er vom gemeinen Haufen angestaunt! Wie wird er als ein Narr verspottet, der weder zu leben wisse, noch wisse, was zum Leben gehöre! Wie wird er von den gleichen Leuten mitleidig belächelt, die in der Kirche andächtelnd mit großer Erbauung hören, wie Salomo zu Gott gefleht habe, nicht um Reichthum, sondern um Weisheit! Ihnen selbst aber ist diese Weisheit eine Thorheit, und was sie an dem königlichen Beter bewundern, würden sie an ihren Freunden tadeln.

Nach Vermögen jagen! dies ist die große Aufgabe des Lebens für beinahe alle Haushaltungen. Es ist nicht bloß darum zu thun, so viel zu gewinnen, daß man sich anständig oder zur Nothdurft erhalte, nein, Reichthum ist die allgemeine Sehnsucht, und Tausende gehen darüber zu Grunde, indem sie, gleich Wahnsinnigen, was sie schon haben, für die leerste Hoffnung hinschleudern, wenn sich nur Reichthum in derselben spiegelt. Man will Reich-

thum um der Ehre, Ehre um der Macht, Macht um des Einflusses, Einfluß um der Befriedigung jeder Laune willen. Die Alten ermuntern dazu die Jugend, der Staat die Unterthanen. Man schätzt den Werth des Menschen nur nach dem Gewicht seines Goldes; Talent, Tugend und Armuth sind in der Wagschale des Urtheils leicht, ein Schatten, neben vermöglicher Unwissenheit oder güterreichen Lastern.

So ist die allgemeine Stimmung. Wohl gibt es noch Ausnahmen, es sei zur Ehre der christlichen Religion, zur Ehre der Menschheit gesagt! Aber diese Ausnahmen hüllen sich bescheiden und schüchtern in Dunkel. Wohl rief Jesus der Gottessohn: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! — Seine heutigen Nachfolger prangen mit seinem Namen; aber ihre Weisheit ist nicht immer die seinige. Sie begehren, Reiche zu werden, und hoffen dennoch, und vielleicht mit weit geringerer Mühe, das Himmelreich als ausgedehntes Vermögen zu gewinnen. Aber sie irren in ihrem verkehrten Sinn. Sie wissen nicht, was sie thun. Sie verscherzen ihre Seele, ohne es zu glauben; sie werden leidenschaftvolle, nur für Staub und Staubesfreuden athmende Wesen, denen Tugend, Christenthum, Erlösung, Gottheit, Ewigkeit todte Vorstellungen sind. Ihre Weisheit ist nicht Deine Weisheit, o Jesus!

Reichthum ist, wo nicht ein entschiedenes oder unbesiegbares, doch ein mächtiges Hinderniß, in das Reich Gottes einzugehen. Aber wodurch wird Reichthum zum Hinderniß an wahrer Tugend und ächt christlicher Seelenhoheit?

Schon die erste Erziehung von Kindern begüterter Aeltern pflegt den Keim zum nachmaligen Verschlechtern der Gemüthsart zu pflanzen. Solche Kinder, theils zärtlicher gehegt und geschont, theils von ihren Erziehern, Dienstboten und andern Umgebungen, der Aeltern und deren Vermögen wegen geschmeichelt, werden schon dadurch, wenn sie Anlagen zur Schlaffheit haben, träger, weichlicher, üppiger, stolzer herabsehend auf Verdienst ohne Gut; oder wenn sie Anlagen zu einer gewissen Lebhaftigkeit des Gemüths haben, eigensinniger, herrischer, rechthaberischer, hochmüthiger. Es ist daher nur allzugewöhnlich, daß die verdienstvollsten und

würdigsten oder durch ihre Tugend berühmtesten Personen von dunkler Herkunft, vom Mittelstande waren, die sich nachmals emporschwangen; ferner, daß die Kinder ruhmwürdiger Aeltern entarteten, und durch Gemeinheit und Schwäche den Glanz ihrer Vorfahren trübten.

So wie die eiserne Noth die Erzieherin des ganzen Menschengeschlechts war: ist eine gewisse mit Freiheit verbundene Strenge und Rauhheit, die zur Entwickelung der Kraft durch deren Anstrengung treibt, die beste Pflegemutter großer und trefflicher Geister. Aber in den Palästen der Begüterten suchen wir diese vergebens: da hält süßliche Schmeichelei Wache gegen den Eintritt ernster Tugenden. Es gibt aber keine Christentugend ohne eine hohe, Alles überwältigende Gemüthskraft. Selbst die Ehen der Reichen, selten durch Natur und Liebe, sondern meistens durch Rücksichten auf Vermögen und Stand geschlossen, tragen an sich schon zur Entartung der Geschlechter und zur Hervorbringung einer schwächlichern oder talentlosern Nachkommenschaft bei. Was hier nicht der Mangel gegenseitiger Zuneigung der Aeltern verschuldet, wirken mehr oder weniger von der andern Seite verderbte Säfte, wie solche beim beständigen Genusse verkünstelter und übermäßig reizender Nahrungsmittel und Getränke nicht anders sein können. Vergleichet die frischblühende Jugend des Mittelstandes und des Landmanns mit den zarten Bleichlingen der reichen Häuser! Aber Niemanden befremde es, wenn die Nachkommen der herrlichsten Ahnherren selten mit den Tugenden derselben wetteifern können. Wahr ist es, feinere, geschliffenere Sitten finden wir in den Familien der Begüterten, und diese Sittenmilde kann als Vorbereitung zu einem edlern, menschlichern Sinn angesehen werden. Leider aber ist in den meisten Häusern diese Sittenmilde nicht mehr Vorbereitung, sondern schon Ende und Ziel des Strebens. Ein anständiges, ungezwungenes, gefälliges Betragen, das weder Blöße noch Lächerliches darbietet, die Kunst, sich den Schein der Tugend und den Anstrich von Kenntniß zu geben, wo das Bessere selbst fehlt: dies ist gewöhnlicher Hauptzweck der Erziehung. Religion und Religiosität wird als eine untergeordnete Sache genommen, die um des An-

standes willen beobachtet, aber auf welche weiter keine besondere Wichtigkeit gelegt wird.

Ist nun Gemüthskraft höhern Werths, als feine Sitte und Geberde, ist Religion und Religiosität edler als Höflichkeit und Lebensart: woher nun unter solchen Umständen Seelenstärke und Tugend? Woher nun Muth zu Aufopferungen und zu jenen heldenmüthigen Selbstverläugnungen, wie Jesus sie von den Erhabensten der Sterblichen, das ist, von seinen Nachfolgern, fordert? Da vertritt das Ehrgefühl die Stelle der Religiosität, Macht und Würde die Stelle der aufmunternden Ewigkeit. Man fängt erst an, sich Gottes zu erinnern, wenn uns die Welt anfängt zu vergessen; für die Seele zu sorgen, wenn der entnervte Leib unter Krankheiten zuckt; sich mit der Ewigkeit vertraut zu machen, wenn die leichtfertigen Plane des Ehrgeizes durch schlauere Menschen zerrissen oder durch schreckliche Ereignisse gescheitert sind.

Es ist keine wahre Selbstveredlung gedenkbar, ohne vorhergehende Selbstkenntniß. Niemand gelangt leichter zu dieser, als wer im Kampf mit großen Widerwärtigkeiten gezwungen wird, auf fremden Beistand Verzicht zu thun, und Hilfe in sich selbst zu suchen. Er muß seine Kräfte kennen, er muß seine Leidenschaften bändigen, die ihn noch öfter als seine Feinde verrathen. Selbstkenntniß ist eine Tochter der Bescheidenheit und Kraft.

Aber unter den Glücklichen oder Glücklichgenannten dieser Welt wird Selbstkenntniß unendlich schwerer, als in den dürftigern Ständen. Denn dort gesellt sich zur ohnehin lauten Eigenliebe, die auch selbst im Bettler gern das Wort führt, die übliche Schmeichelei. Man ist gewohnt, um den Andern anstandshalber etwas Verbindliches zu sagen, unbedeutenden Eigenschaften große Wichtigkeit zu geben; Fehler gering darzustellen, und irgend einen guten Einfall, irgend eine löbliche, wenn gleich verdienstlose Handlung über Alles zu erheben, als wäre sie Abglanz der bewundernswürdigsten Tugend. Wenn der Geschmeichelte noch so viel Wahrhaftigkeit des Gefühls hat, um einzusehen, daß er getäuscht werden solle, läßt er sich doch gern täuschen, weil es ihm wohl thut, weil seine Eigenliebe ihn versichert, daß er das

Lob in vieler Hinsicht verdiene, weil er überhaupt an sich irre ist, und seinen Werth und Unwerth zu wenig kennt.

Wenn zu solchen die erschütternde Stimme des göttlichen Wortes redet: mit welchen Empfindungen mögen sie es vernehmen? Ach, mit jener Bestürzung und Verlegenheit, wie der reiche Jüngling, als Jesus zu ihm sprach: Willst du vollkommen werden, so sei dir kein Erdengut zu theuer! Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen und folge mir nach!

Reichthum, Wohlleben und Mühelosigkeit erzeugen unfehlbar Erschlaffung des Gemüths. Anhaltende Ruhe vernichtet jede Kraft, ohne welche weder Größe der That, noch die Tiefe der Erkenntniß möglich ist. Daher, so wie aus der mitwirkenden falschen Art des Unterrichts, pflegt selten bei den Kindern der Begüterten ein gründliches Wissen statt zu finden, ausgenommen in der Kunst, die zu Erwerbung von Ansehen und Vermögen dient. Aber was in diesem Kreise nicht eingeschlossen liegt, die höhern Ansichten des Lebens, die Verhältnisse des Menschen zur Welt überhaupt, zu Gott, zur Ewigkeit, bleiben ihnen gewöhnlich fremd und verworren. Während der Leidende, der Dürftige, der Mensch im Kampfe des Lebens zu diesen höhern Betrachtungen als letztem Trost und letztem Stolz des Geistes hingedrängt wird, macht der Weichling, so lange ihn das Glück anlächelt, daraus einen Gegenstand müßiger Forschelei, oder begnügt sich mit einigen witzigen Einfällen, die er in den Schriften vermeintlich freier Denker gefunden. Sein Rang, sein Vermögen scheinen ihn vom gewöhnlichen Glauben des Volks zu entlasten. Seine Vielwisserei gilt ihm für gründliche Einsicht. Geoffenbarte Religion ist ihm, ehrenhalber schon, ein Mährchen; die Verkündiger derselben sind ihm Betrogene oder Betrüger; er gefällt sich, sie mit den volksleitenden Priestern des Heidenthums zu vergleichen.

Doch ohne Religion will er nicht sein. Er fühlt das Bedürfniß des Geistes. Er wird also Stifter seines eigenen Glaubens, aber eines bequemen Glaubens, denn Alles hat er bequem und seinem Willen gemäß. Er will einen Glauben, wie er der vernünftelnden Sinnlichkeit zusagt, das heißt, welcher ihm einige menschliche Schwächen, einige verzeihliche Leidenschaften zu gut hält, die man

eines bloßen Gedankens wegen nicht gern fahren lassen mag. Aber Vielwisserei ist nicht Kenntniß, und Träumerei kein Glaube. Unfähig, den Unterschied oder die Einheit von natürlicher und geoffenbarter Religion einzusehen, tändelt er mit Spitzfindigkeiten oder Einbildungen, bis das Leben ausgenossen, und der unbefriedigte, kraftlose Geist nahe ist, vom welkenden Leichnam zu scheiden. Dann wird der bisherige Weltweise zum thörichten Frömmler, zum knechtischen Beter aus Angst und einem unüberwindlichen Gefühl von Reue; er betrügt sich aber jetzt eben so sehr mit der Kirche, als sonst mit seiner Weisheit, und wird durch die Bekehrung kein wahrer Christ, so wenig er es vorher gewesen.

Dies ist — ach, nur zu oft! — der innere, geheime Lebenslauf Unzähliger von denen, welche sich durch Rang und Vermögen über die Mitwelt erhaben wähnen, Reichthum für Verdienst, Geburt für edlere Natur halten, und Alles als Vorurtheil und Erziehungsgrille verwerfen möchten, was Christen seit Jahrhunderten bekannten, die größten Weisen ehrten. Darum sprach nicht vergebens unser göttlicher Lehrer: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Denn eben der Reichthum verschließt in sich das gefahrvolle Gift für das unverdorbene Gemüth, so wie man gewohnt ist, in der Weltgeschichte ganze Nationen durch die Wirkung des Luxus und des Reichthums versinken zu sehen, welche sich durch ernste Tugenden hoch erhoben haben.

Lebensbequemlichkeiten machen bequem; aber Bequemlichkeit entspannt die inwohnende Stärke. Sinnenreize, deren der Wohlhabendere sich anhaltend bis zur Gewohnheit gewährt, machen sinnlicher; sinnliches Wesen vernichtet aber den Aufschwung des Geistes. Daher klebt der Reiche am Irdischen, weil ihm der Muth zum Göttlichen schwerer als jedem Andern wird. Ihn ziehen die Fesseln mannigfaltiger Vergnügungen immer zum Staube nieder; für ihn verliert das Dasein allen Werth, wenn es ohne Mittel dasteht, ihn gemächlich über die Menge emporzuhalten; für ihn verliert das Leben seine Bedeutung, wenn es ihm nicht das gibt, was man in seiner Weltgegend oder auch nur bei seinem Volke Ehre zu nennen pflegt. So schon von zarter Kindheit auf inniger mit Allem,

was der niedrigen Sinnlichkeit schmeichelt, vertraut und vermählt, fällt es ihm endlich schwerer, diesem Allem zu entsagen, um die Aufgaben zu vollbringen, welche ihm Gott und die Religion machten. Den Minderbemittelten, den Dürftigen hebt das Ungemach des Lebens schon selbst über das Irdische zum Bessern empor; und so erkenne ich auch hierin die wohlthätig und weise ordnende Hand Gottes, welche nur wenigen Menschen Ueberfluß und ungestörtes Wohlleben, den meisten aber Mühe und Kampf gab.

Ein jeglicher Stand hat seine ihm eigenthümlichen Vorurtheile. Die gefährlichsten für die Sittlichkeit aber herrschen in den höhern Ständen, wo nur zu oft der Unterschied des Ranges in der bürgerlichen Gesellschaft das reine Gefühl allgemeiner Menschenliebe tödtet. So wie die untern Stände Viele über sich sehen, denen sie Ehrfurcht erzeigen müssen, erblicken die höhern Stände Viele unter sich, gegen die sie mehr oder weniger Geringschätzung empfinden. Ehrfurcht aber macht geneigter zur Liebe, Geringschätzung aber geneigter zur Selbstvergötterung und Verachtung der Menschen und ihres angebornen Werthes. Auch der Niedrigste ehrt den Nebenmenschen als ein um sein Selbst willen und nicht für fremde Zwecke vorhandenes Wesen; aber je höher der Reiche steht, je leichter läßt er sich zu dem gräßlichen Irrthum verleiten, untergeordnete Menschen nur als Mittel zu behandeln, geschaffen, den Einfällen der Höhern zu dienen. Daß die Leibeigenschaft unter den Völkern vernichtet worden ist, war minder eine Wirkung großmüthiger Entsagung der Reichen aus Pflichtgefühl und Ehrfurcht vor dem Heiligthum der Menschenrechte, als eine Frucht steigender Veredlung, Aufklärung und Kraft der mittlern Stände, gewaltiger Schicksale oder einzelner tugendhafter Fürstengesinnungen.

Lieben sollen wir, so fordert Jesus, unsern Nächsten, wie uns selbst; denn Jeder ist unser Miterschaffener, unser Bruder, so wie Gott unser Aller Vater ist. Geneigter wird der Mensch von geringern Ständen schon dadurch zu dieser Liebe, daß es seiner Eigenliebe schmeichelt oder sein Selbstgefühl tröstet, zu wissen, wie Könige und Fürsten mit den niedrigsten ihrer Knechte vor Gott gleich sind, dem kein Ansehen der Person gilt. In höhern Ständen hin-

gegen empört sich nicht selten die Gewohnheit, den großen Haufen tiefer als sich im bürgerlichen Leben zu erblicken, gegen die Anerkennung einer Gleichheit in der Geisterwelt, und wagt man auch nicht immer, sie wegzuläugnen, schwächt doch nicht selten ein leiser Stolz die Regung des religiösen Brudersinnes. Man verzeiht sich mancherlei Nachlässigkeiten gegen Untergebene; glaubt weniger zu sündigen, wenn man denen Unrecht thut, welche sich nicht vertheidigen können oder dürfen; findet Mißhandlung geringer Personen aus Laune oder Muthwillen oder Bosheit nicht anstößig, oder hält dergleichen sogar seiner Stellung für nicht unwürdig.

So in mancherlei andern Rücksichten erschweren Rang und Reichthum die Vollziehung der Christenpflichten, welche, um schon geübt zu sein, in demuthvoller Anspruchlosigkeit geübt sein müssen. Darum erkenne ich die Wahrheit des Wortes Jesu durch zahllose Erfahrungen bestätigt: Es ist einem Reichen schwer, in das Reich Gottes einzugehen. Darum, o Vater, Alles mit unendlicher Weisheit und Liebe leitender Vater im Himmel, will auch ich nicht um Reichthum zu Dir flehen, sondern nur um Weisheit! Und um Weisheit flehe ich, damit ich das Loos, welches Du mir auf Erden beschieden hast, auf eine Deinen hohen Ansichten, Deiner Vatergüte, meiner Menschenwürde angemessene Weise anwende. Wenn ich einen leisen Wunsch zu Dir emporstammeln darf, ach Vater, so gib, daß ich gleich fern vom Ueberflusse des Reichthums, wie von drückender, kummerreicher Armuth bleibe. Desto leichter werde ich den Gefahren ausweichen im edeln Mittelstande, die in Armuth oder Reichthum mit dem Glück meiner Seele verknüpft sind. Aber wie? ist der edle Mittelstand immer edel? Oder ist er es nicht vielmehr erst durch die Tugend, welche ihn adelt? O wie oft gibt eben dieser Mittelstand, den ich preise, das grausenvolle Schauspiel, daß sich in der gleichen Familie, in dem gleichen Herzen die Laster des Reichthums und der Armuth paaren: Verschwendung mit Bettelei, Rohheit mit Ueppigkeit, Hochmuth und Tirannei mit knechtischer Abhängigkeit. Ist nicht mancher Arme ein Muster des Edelmuths, mancher Reiche ein Muster bescheidener Tugend?

Nein, Vater, ich wage keinen Wunsch. Armuth wie Reich-

thum sind Mittel zur Seligkeit, wie zum Verderben. Der Mensch ist es, welcher aus der gleichen Pflanze, die Du an seinem Lebenspfade blühen lässest, Balsam und Gift bereitet. Am Menschen liegt es, wenn er nicht auch bei geringem Gute Ueberfluß, und im Ueberflusse nicht Demuth und Mäßigung besitzt. Ich wage keinen Wunsch, o Vater, Du weißt es am besten, was mir zum Frieden dient. Walte Du; jede meiner Bitten ist thöricht, und quillt aus ungenügsamem Herzen, welches Mangel an Zufriedenheit hat.

Gib uns unser täglich Brod, und vergib uns unsere Schulden. Preis und Ehre und Anbetung sei Dir, o Du Versorger und Allbeglücker, o Du Alleinweiser, von nun an in Ewigkeit! Amen.

16.

Glück des Reichthums.

Matth. 27, 57—60.

Beglückt ist, welchen Gott beglückt,
Mit Erdengütern reich geschmückt;
In seinen Händen liegen nun
Die Gaben, Vielen wohlzuthun!

Haushalter Gottes soll er sein,
Nicht sprechen: was ich hab', ist mein!
Nein, es ist Gottes Eigenthum,
Es sei gebraucht zu Gottes Ruhm.

Der Welt zum Segen glänzet er
In seiner Tugend herrlicher,
Als durch die Mittel seiner Macht,
Als durch den Schimmer seiner Pracht.

Einst spricht von ihm die Nachwelt dann:
Er war ein edler Christ und Mann;
Er, durch die Frömmigkeit verklärt,
War seines Glücks und Vorzugs werth!

Wie ein Verbrecher zwischen Verbrechern hatte der Messias am großen Tage des Schreckens sein Leben ausgeblutet. Sein erstarrter Leichnam hing einsam am Kreuze in der Dämmerung der eintretenden Nacht. Das gaffende, gleichgültige Volk war aus einander geeilt. Die Feinde Jesu, triumphirende Zeugen seines Todes, hatten ihre Rache in seinem Blute gestillt, und waren zurück nach

Jerusalem, ihren Sieg zu feiern. Die schüchternen Freunde und Geliebten des Erlösers wagten es vor dem Argwohn des Pöbels nicht, dem Gekreuzigten nahe zu sein. Auch sie entfernten sich weinend, und verbargen in heimathlichen Wohnungen ihren unendlichen Schmerz. Einsam stand Golgatha, und in der Dämmerung der Nacht das Kreuz mit dem göttlichen Todten. Da nahten sich von Jerusalem her mit eilenden Schritten Männer voll liebreichen Sinnes. Sie gingen zum Kreuze des Erlösers und nahmen den Leichnam ab. Es war Joseph von Arimathia, einer der reichsten und angesehensten Einwohner Jerusalems, und Mitglied des hohen Raths, welchen selbst Pilatus, der römische Landpfleger, ehrte. Auf sein Verlangen hatte ihm Pilatus erlaubt, den Leichnam des Göttlichen zu beerdigen. So kam Joseph von Arimathia nebst seinen Dienern. Auch einer der vornehmsten und achtungswürdigsten unter den Pharisäern, Nicodemus, trat hinzu. Seine Dienerschaft trug bei hundert Pfund Myrrhen und Aloe. Die heiligen Gebeine wurden mit diesen Spezereien in reine Linnentücher eingehüllt und hinabgetragen in Josephs Garten, wo sich dieser edle Mann ein Erdbegräbniß in Felsen hatte hauen lassen, in welches noch Niemand gelegt war. Da folgten weinend Maria Magdalena und Maria, die Mutter Jakobi und Joseph, dem Trauerzuge, und blickten schüchtern in der Ferne auf die Ruhestätte des theuern Leibes.

Wo die Dürftigkeit der Jünger Jesu ohnmächtig zurückgetreten war, glänzte jetzt die edle Anwendung des Reichthums und Ansehens Josephs von Arimathia und eines Nicodemus. Wie oft in der gerechtesten und unschuldigsten Sache der Mund der Armuth schweigen muß, darf noch der Mann von Macht und Mitteln seine Stimme erheben. Was der römische Oberbefehlshaber des Landes den blutigen Thränen der Mutter Jesu, dem Jammer der liebenden Jünger versagt haben würde, gestattete er achtungsvoll dem Wunsche eines Mitgliedes vom hohen Rathe Jerusalems. Die heiligen Schriftsteller haben wohl diese Begebenheit nicht vergebens mit so vielen kleinen Nebenumständen für die Nachwelt aufgezeichnet. Weit entfernt, denjenigen zu verachten, der von Gott mit größerm Vermögen gesegnet ward, schienen sie das Andenken jener Männer

besonders ehren zu wollen, welche sich durch weisen Gebrauch des Reichthums auszeichneten, und ein Gegenstück zu der Erzählung von dem begüterten Jüngling aufzustellen, der den Herrn fragte: was muß ich thun, daß ich vollkommen werde? aber von seinem Reichthum um Jesu willen nicht ablassen wollte, sondern sich verlegen hinwegschlich. Wenn Jesus aber diesem Jüngling einst sagte, er solle alle seine Güter verkaufen und den Armen geben, war dies wohl nur eine Prüfung, nicht aber sein Sinn, daß Jeder, welcher Erbe des Himmelreichs zu werden gedenke, sich seines Habes und Gutes zum Besten der Armen entschlagen müsse. Denn was wäre gewonnen, wenn alle Reichen ihr Vermögen aufopferten? So wären sie arm, und die Armen, ungewohnt des Ueberflusses, ständen als vielleicht noch schlechtere Verwalter desselben bereichert an der Stelle der Begütertgewesenen. Wenn Jesus sagte: es ist schwer, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme! wollte er nur die Gefahren und Hindernisse bezeichnen, welche durch den Reichthum gegen die Veredlung des Geistes erwachsen; aber daß nicht auch Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit mit Reichthum und Macht vereinbar wäre, daran hatte Christus nicht gezweifelt. War nicht David einer der mächtigsten und reichsten Fürsten der Welt gewesen, und doch eines frommen, gottliebenden Gemüthes? Daher war es theils Mißverständniß, theils übertriebene Andacht, wenn ehemals sowohl Fürsten als vermögliche Unterthanen ihre Besitzungen veräußerten, um in freiwilliger äußerer Armuth des Himmels um so gewisser zu sein. Daher ist's noch heute tadelnswürdig, wenn Frömmler oder Schwärmer voll mitleidigen Stolzes, oder wohl gar voll verächtlichen Hasses, jeden Reichen für einen unfähigen Nachfolger Jesu, und den Besitz des irdischen Mammons selbst für eine Sünde halten. Nicht das, was Gott der Herr dem Menschen gegeben, ist unrein, sondern was das Herz davon zum Bösen mißbraucht.

Auch nicht der Mensch ist Richter über die Art, wie der mit Glücksgütern vorzugsweise Gesegnete die empfangenen Gaben verwendet, so lange die Verwendung nicht offenbar zum Nachtheil der bürgerlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und guten Sitten geschieht. In diesem Fall ist es der Obrigkeit, die Gewalt hat, Pflicht, schänd-

lichen Mißbrauch des Vermögens zu verhüten oder zu strafen. — Aber wohin weder Gewalt noch Macht bürgerlicher Obrigkeiten geht, da steht Gottes Macht. Es ist inzwischen ein sehr gewöhnlicher Fehler der Minderbegüterten, daß sie die Denkart und den Vermögensgebrauch der Reichern tadeln, so wie überhaupt diejenigen gern zum Gegenstande ihrer Bemerkungen machen, welche im gemeinen Leben durch irgend einen äußern Umstand Auszeichnung genießen. Aber diese Beurtheilungen, wenn auch nicht immer von Einmischung neidischer Gefühle vergiftet, sind selten, sie mögen schelten oder loben, zuverlässig. Denn Jeder mißt den Werth des Andern mit einem selbstgeschaffenen willkürlichen Maßstabe. Der Eigennützige schilt den Reichen einen Verschwender, der einen seinem Stande gemäßen Aufwand macht; der Unwissende tadelt ihn, wenn er einen großen Theil des Vermögens zur Beförderung der Wissenschaften oder nützlicher Anstalten verwendet; der Prasser findet es thöricht, statt seine Einkünfte für Wohlleben und Pracht zu verwenden, sie zu Entdeckung wichtiger Kenntnisse zu gebrauchen.

Nur Gott richtet gerecht. Er kennt den Gedanken und Willen dessen, dem er ein beträchtlicheres Eigenthum und größere Macht auf Erden verliehen. Nur Gott hat ihn allein zu richten, den er zum Haushalter über mehr setzte, als Andere. Er wird ihn zur Rechenschaft fordern und zu dem Einen sprechen: Ich habe dich über Weniges gesetzt, nun will ich dich, o getreuer Knecht, über Vieles anordnen; und dich, o Ungetreuer, den ich über Vieles angestellt habe, erwartet eine strenge Rechenschaft. Jeder Wohlhabende in der Welt, welcher den ehrenvollen Namen des Weisen und Christen verdienen will, betrachtet sich in der That nicht als wirklichen und bleibenden Eigenthümer der ihm zugefallenen Glücksgüter, sondern nur als den von Gott für einen kleinen Zeitraum verordneten Verwalter derselben. Wer könnte auch thöricht genug sein, das, was er in der üblichen Sprache des gemeinen Lebens sein Eigenthum nennt, für wirkliches Eigenthum zu halten? Er trat nackt und bloß in die Welt, noch ärmer scheidet er wieder aus derselben ab. Was er besaß, war nur ein göttliches Darlehen. Es bleibt zurück. Alles, was wir heute besitzen, war schon das Eigenthum der Vorwelt, und wird wieder, wenn unsere Gebeine längst

verweset sind, Eigenthum nachfolgender Geschlechter und künftiger Jahrtausende werden, die uns so wenig kennen, als wir die ehemaligen Besitzer unsers Habes alle kennen. Was die Erde hatte, bleibt der Erde. Die Summe desselben vermehrt und vermindert sich eigentlich im Ganzen nicht, sondern wechselt nur von Hand zu Hand, in einzelnen Theilen bald größer, bald geringer. Jeder Sterbliche empfängt für einige Jahre davon durch Gottes Güte seinen kleinen Antheil. Es sind Mittel, die ihm der allgemeine Vater gewährt, sowohl sein eigenes Dasein, die Gesundheit seines Körpers und die Veredlung seines Geistes zu befördern, als auch die Summe der Glückseligkeit und Freude unter andern Erdenbewohnern zu vermehren.

Wer also von dem Vermögen, welches ihm durch Gottes Gnade zukam, für sich nur so wenig verwendete, als die Nothwendigkeit erforderte, dagegen im Namen des Schöpfers das meiste Gute für Andere begründete, welche weniger Mittel empfingen, der ist ein getreuer und weiser Haushalter Gottes auf Erden, ein wahrer Christ zu nennen. In der That verdient daher das Glück dessen gepriesen zu werden, welcher neben mancherlei äußern Vorzügen auch Weisheit genug besitzt, sie auf die würdigste Weise gottähnlich für besondere und allgemeine Wohlfahrt der Miterschaffenen zu verwalten. Welch ein weites Feld schöner Wirksamkeit ist ihm aufgeschlossen! Durch seine Macht, durch sein Ansehen, wie durch seine Tugend, scheint er einer Reihe höherer Wesen anzugehören, die an Gottes Statt Spender seiner Wohlthaten und Verbreiter seines Segens sind. Oder ist derjenige nicht glücklich zu preisen, der Macht genug hat, das meiste Gute zu vollführen, das er der Welt wünscht?

Wer in dieser Absicht nach Vergrößerung seines irdischen Vermögens strebt, verdient nicht Tadel, er ist lobenswürdig in seinen Zwecken. Er ist nicht dem gemeinen Haufen derer zu vergleichen, die reich sein wollen des Reichthums wegen, die Zinsen auf Zinsen häufen, oder ihr ganzes Leben in Mühseligkeit und Arbeit vertreiben, um einst ihrem Leibe dafür recht gütlich zu thun, oder in lächerlichem Stolz mit dem Erworbenen vor den Leuten glänzen zu können. Wer in dieser Absicht auf die Er=

haltung seines Vermögens Bedacht nimmt, damit er noch lange die Freude der nützlichen und vielbeglückenden Anwendung genießen, sie selbst seinen Kindern und Verwandten gewähren könne, verdient nicht Tadel. Er ist lobenswürdig in seinen Zwecken. Denn er ist nicht jenen selbstsüchtigen Thiermenschen zu vergleichen, die sich des Reichthums nur darum freuen, und nur darum ihn zu bewahren suchen, damit sie immer sogenannte gute Tage leben, sich besser kleiden und nähren können, denn Andere; oder damit sich viele Leute vor ihnen bücken, und mit Neid von ihnen reden oder ihrem Stolze schmeicheln müssen.

Der begüterte Christ betrachtet die irdischen Vorzüge, welche er durch Gottes Vorsehung empfangen hat, durchaus nur als ein vorübergehendes Darlehen aus der Hand des allmächtigen Gebieters der Welt, als ein Mittel, Andere und sich vollkommener und glückseliger zu machen. Daher hat er keinen Stolz auf das, was nicht ihm gehört, sondern Gottes Eigenthum ist und bleibt. Vielmehr verwaltet er die ihm anvertrauten Pfunde, obgleich mit pflichtmäßiger Thätigkeit, doch mit jener edeln Demuth, die aus der innern und tiefen Ueberzeugung entsteht, daß er nicht seiner Verdienste willen darüber angestellt sei, und daß viele Andere durch Tugend und Kenntnisse weit größerer Vorzüge würdiger wären, als er. Er verwaltet seine Besitzungen und gebraucht seine Vorzüge nicht für sich, denn er selbst bedarf wenig, sondern zum Besten der Welt. Und wie er in jedem seiner Nächsten einen Miterschaffenen, ein Kind Gottes sieht, so erblickt er auch in jedem Leidenden einen rechtmäßigen Theilnehmer an dem ihm vorzugsweise geliehenen Ueberfluß. Indem er nie vergißt, daß sein Gut schon der Vorwelt gehörte, und der Nachwelt gehören werde, vergißt er auch nicht, daß er als gegenwärtiger Verwalter desselben ein beständiger Schuldner gegen seine Mitbürgerschaft, gegen sein Vaterland, gegen die gesammte Menschheit sei. Er betrachtet denjenigen, welcher alle seine Einkünfte schwelgend für sich selbst und seine Sinnenlust und Leibesbequemlichkeit verzehrt, als einen ungetreuen Haushalter Gottes, als einen Benachtheiliger seiner Brüder, die er um das Gut und um die Zinsen eines Vermögens verkürzt, welches nur zur Beförderung ihres Wohlseins bestimmt worden war.

So erfüllt der begüterte Christ das Wort Jesu an jenem reichen Jüngling: Verkaufe dein Gut, und gib es den Armen und folge mir nach. Der ächte Nachfolger Jesu, indem er von seinem irdischen Vermögen für eigenes Wohlsein das Wenigste gebraucht, indem er seine eigenen Bedürfnisse einschränkt, um desto mehr zu erübrigen, wodurch er Andern nützlich werden kann, hat sein Gut folglich den Dürftigern geweiht. Er behält die Mühe der Verwaltung, die ihm vom Schöpfer angewiesene Stelle des Austheilers, und überläßt Andern den Genuß der Vortheile und des Segens. Er entsagt mäßig und enthaltsam entbehrlichen Dingen, und lebt einfach wie Jesus, thut wohl wie Jesus, er wandelt wie Jesus im Geiste und Zwecke Gottes. Er setzt keinen Werth auf seine Vorzüge und Glücksgüter, sondern nur darein, wie er heute besser als gestern vermittelst derselben Menschenwohl ausbreiten oder beleben könne. Er an sich ist arm — mancher Bettler vielleicht schwelgerischer und weichlicher und träger; er ist nur reich für Andere. Er ist wahrhaft Herr seines Vermögens, während hundert Andere hingegen nur Sklaven ihres Reichthums, von den Ketten der Ueppigkeit, Wollust, Prachtliebe und Eitelkeit gefesselt sind. Wir würden jedoch Unrecht thun, diejenigen wohlhabenden Personen eines Mangels an wahrem Christenthum zu beschuldigen, welche einen ihrem Stande gemäßen Aufwand machen. Der sinnliche Mensch freilich treibt auch Aufwand, aber aus Stolz und Begierde zum Wohlleben. Der Weise hingegen macht ihn, um damit seinem Range, seinen bürgerlichen Verhältnissen den gebührenden Zoll zu entrichten. Denn der große, noch viel zu wenig gebildete Haufe, welcher den Menschen und sein Ansehen nur nach dem ihn umgebenden Glanz beurtheilt, und selbst vor obrigkeitlichen Personen, ohne äußerliche Auszeichnung, wenig Ehrfurcht empfinden würde, bedarf eines gewissen Eindrucks auf die Sinne, um ihm die nothwendige Achtung einzuflößen.

Daher möge immerhin jedem Stande die erforderliche Auszeichnung zuertheilt werden; ja, um der öffentlichen Ordnung willen ist sie pflichtmäßig, und der Christ, bei aller persönlichen Bescheidenheit, muß sie wegen der wohlthätigen Zwecke handhaben. Eben dieser äußerliche, dem Weisen oft nur zu beschwerliche Pomp

und Aufwand ist zugleich für zahllose Mitbürger, die von ihrer Hände Arbeit leben, eine reiche Nahrungsquelle, ein Hilfsmittel, durch welches der Begüterte dem arbeitsamen Dürftigen eine ansehnliche Unterstützung zukommen läßt, die außerdem Müßiggängern hingeworfen werden müßte. Sonach ist Reichthum so wenig als Armuth eine Strafe Gottes, oder ein Quell von Gefahren für die Seele, sondern beide werden es durch Mißbrauch erst für den Thoren, so wie sie ein Glück sind in der Hand des Weisen. Wohl oft hegt der einsichtvolle, doch unbemittelte Mann lebhafte, reine Wünsche zur Vermehrung des besondern oder geheimen Wohls. Aber ihm gebricht die Kraft der Vollziehung. Die vortrefflichsten seiner Entwürfe bleiben als leere, schöne Träume unbemerkt und vergessen. Das Elend, dem er gerne abgeholfen haben würde, dauert fort. Er muß bei der Vereitelung seiner frommen Wünsche beständiger Zeuge sein, wie die Ungerechtigkeit immerfort Schlupfwinkel findet, Eigennutz das öffentliche Wohl zerstört, Unwissenheit bald hier bald da ihm unvermeidlichen Schaden stiftet, dem Niemand abhilft. — O wie beneidenswürdig erscheint hier die Macht des tugendhaften Reichen, der seinen Geist Gott, sein Gut dem Glück der Menschheit geheiligt hat! Er, gleichsam selbst wie ein Gott in seinem Wirkungskreise, zaudert nicht. Ihm ist's gegeben, seine edeln Wünsche, wie er sie in seiner Brust empfing, zu erfüllen. Ihm stehen die Kenntnisse des Unterrichtetern, ihm die Fürsprachen des Beredtern, ihm der Arm des Stärkern zu Gebot. Er hilft, wo er um Hilfe rufen hört, und rettet, wo Andere aus Mangel an Mitteln mit Thränen im Auge zurücktreten.

Dürftigkeit macht muthlos. Wer nichts hat, wird vom gemeinen Haufen nicht geachtet. Ihm thut man leichter Gewalt an. Es hört auf ihn Niemand. Er muß vor den Launen der stolzen Machthaber zittern. Sein Rath wird nirgends verlangt und angenommen. Seine Freimüthigkeit wird oft als unbescheidene Frechheit, seine Gutmüthigkeit wird oft als zudringliches Wesen gedeutet. Mancherlei bittere Erfahrungen machen ihn endlich scheu. Er wagt kaum die gerechtesten Ansprüche. Wie beneidenswürdig erscheint daneben das Ansehen des Reichen! Wo die Blutthränen der Maria, wo der Schmerz eines Johannes, eines Petrus umsonst gefleht

haben würden, siegte ein Wort des geachteten Joseph von Arimathia vor Pilatus. Ihm wurden die heiligen Gebeine des Welterlösers ausgeliefert, daß er ihnen eine würdige Ruhestätte gebe! — Den Armen, so tugendhaft er auch sei, beachtet Keiner. Die Augen gemeiner Menschen richten sich immer nur gern dem Glanz des Goldes und irdischer Größe zu. Der Unbemittelte steht mit seinen schönsten Thaten im Dunkel; und vollbrächte er das schönste Tugendwerk, man lächelt ihm höchstens einigen Beifall. Man nennt es seine Schuldigkeit und Pflicht. Um seinen Namen fragt Niemand. Es fällt fast Keinem ein, ihm in dem Guten, was er that, nachzuahmen. Nur erhabene Menschen sehen auch auf die edle Handlung, die der Arme im Stillen übt. Nur ein Jesus bemerkte die unbemittelte Wittwe, welche ihr Scherflein in den Gotteskasten legte, ach! vielleicht einen sehr wichtigen Theil ihres gesammten kleinen Vermögens; aber den Pharisäern, die an den Straßenecken mit Getöse und Pomp ihr Almosen spendeten, rannte die leicht zu blendende, immer nach dem Schein urtheilende Menge des Volkes nach. Wie beneidenswürdig erscheint hier das Glück des tugendhaften Reichen! Auf ihn sind Aller Augen gewendet. Was er thut, wird gepriesen, und weil es gepriesen wird, nachgeahmt. Er wirkt oft noch mehr Gutes durch sein Beispiel, als durch seine eigene That. Jeder wünscht ihm ähnlich zu sein. Wie er handelt, so folgen zehn und hundert Andere nach. Er wirkt durch seine glückliche Stellung mehr Gutes, als er selber kennt und weiß. Das ist das Glück des Reichthums. Er ist in der Hand des Edeln ein überschwenglicher Segen für die Welt. Allerdings sind die tugendhaften Gesinnungen des Reichen nicht ruhmvoller, als die des Armen. Menschen mögen mit ihrem kleinen Maßstab den Schein messen: vor Gott, dem Allgerechten, ist derjenige, welchem er nur ein Pfund zu verwalten gab, so angenehm, als derjenige, dem er Tausende anvertraute, wenn beide ihre Pflichten auf gleiche Weise vollstrecken. Aber unbillig ist es auch, wie oft geschieht, den nützlichen und schönen Thaten reich bemittelter Mitbürger oder der weit gebietenden Fürsten allen Werth schon darum abzusprechen, weil sie bemittelter und mächtiger sind. Es ist unbillig, sogleich, wie es doch oft geschieht, wohlverdientes Lob, das man diesen zollt, für nie-

drige Schmeichelei zu halten. Nein, auch Ehre, dem Ehre gebührt! Der Christ preiset ohne Ansehen der Person das Preisenswerthe, und dem Weisen ist es würdiger, zehnmal in seinem Lobe, als einmal in seinem Tadel zu irren.

Zudem müssen wir nie vergessen, daß Wohlstand und Hoheit verführerischer zur Sinnlichkeit sind, als Unglück und Dürftigkeit. Nicht vergebens sagte Christus: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme! Wer bei hohem Rang bescheiden, bei großer Macht mäßig, bei allem Ueberfluß enthaltsam sein kann, verdient schon darum mit vollem Rechte unsere Ehrfurcht und Achtung, weil er, um zu seinen Tugenden zu gelangen, schwerere Versuchungen zu bestreiten hatte, als der in dunkler Niedrigkeit und Dürftigkeit Wohnende. Nein, die christliche Tugend im Purpurgewand, im Palast und auf dem Thron sei mir nicht minder ehrwürdig, als die Tugend in der Hütte des Elendes, und oft erscheint sie mir selbst glänzender, weil sie seltener und schwerer zu erringen ist. Denn Unglück stärkt und erhebt das Gemüth, aber Ruhe und angenehme äußere Verhältnisse pflegen eher die Kraft zu lähmen, und Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen das Göttliche zu erzeugen.

Wer umringt von den Reizen und Künsten der Wollust treu seine Unschuld bewahrt; wer im Besitz großen Wohlstandes einfach lebt, wie ein Armer, um desto reicher für die Dürftigen oder für Mitbürgerschaft und Vaterland im Wohlthun zu sein; wer im Gefühl großer Gewalt ohne Herrschsucht bleibt, und seine Macht nur anwendet, das Gerechte gegen ungerechte Gewalt, die wehrlose Unschuld gegen gewissenlosen Uebermuth zu schützen; wer, erhaben über Tausende, sich nur als ihren Verpfleger und sie Alle als seine Brüder ansieht, die er mit gleicher Liebe liebet, deren Rechte ihm heilig bleiben, — wahrlich, der hat Christussinn, und ist der Achtung aller Tugendhaften würdig; denn leicht ist's dem Armen, mäßig, dem Gewaltlosen, demüthig dem Unbekannten, bescheiden zu sein. In ihm ist Christussinn; denn sein Reich ist ja nicht von dieser Welt, seine Schätze sammelt er nicht für den Genuß im kurzen Erdenraum. Er ist glücklich, weil er beglücken kann; er wäre

elend in seinem Wohlstande, wenn er nicht fähig sein könnte, durch denselben einen Himmel um sich zu verbreiten.

Heil euch, ihr Edeln, ihr Seltenen, denen Gott vor zahllosen andern Mitmenschen Vorzüge gab, die ihr aber nicht zu euern, sondern zu Vorzügen der Mitbürger machet: euer ist das Himmelreich! Und wie ihr euern Miterschaffenen einen Himmel bereitet, so wird er euch wieder gegeben werden. Das Glück des Reichthums ist eine der schönsten aller Erdenseligkeiten. Den Reichthum gibt uns Gott, das Glück desselben müssen wir uns selbst bereiten.

Und wer wäre denn in der Welt so ganz arm, daß er sich nicht auch dies Glück verschaffen könnte? Um es zu gewinnen, lerne der Reiche in seinem Reichthum arm sein, und der Arme werde in seiner Armuth reich durch Verzichtleistung auf das minder Nothwendige. So hat er auch Mittel, Wohlsein und Freude Andern zu gründen. Brachte doch die dürftige Wittwe freudig ihr Scherflein zum Gotteskasten. Auch sie war reich in ihrer Armuth, und empfand das Glück des Reichthums!

17.

Häusliche Freuden.

Spr. Sal. 5, 17.

Vor der fernen Zukunft zagen
Will ich nicht.
Es gebricht
Keinem Tag an Plagen.
Heute leb' ich! Bin ich morgen
Nicht vielleicht
Schon erbleicht?
Warum will ich sorgen?

Ich will nur vor allen Dingen
Suchen mir
Weisheit hier,
Tugend zu erringen.
Was mir sonst noch nützt hienieden,
Das wird mir,
Herr, von Dir
Ja gewiß beschieden.

Von allen Arten irdischer Lebensfreuden ist keine tiefer in alle Gefühle des Lebens eingreifend, als die häusliche Freude.

Wir können uns unter Fremden ergötzen, zerstreuen; unser Vergnügen kann oft in ausgelassenen Muthwillen, in übertriebene Lustigkeit entarten: und doch ist hier die Freude nicht so erwärmend und rein, als wenn wir sie in der Mitte unserer Vertrauten genießen. Wir können auch einsam ein stilles Vergnügen empfinden; aber doch ist die Lust, welche wir mit einem geliebten Herzen theilen, doppelt süß. Warum zieht der Seefahrer hinaus in die Stürme des Weltmeers, in alle Gefahren und Beschwerden entfernter Himmelsstriche? — Er will sein Vermögen vergrößern, um es dann in den Schoos seiner Familie schütten zu können. Für Unbekannte wagt er sein Leben nicht. Was liegt dem Ehrbegierigen daran, ob man ihn in andern Ländern bewundert? Aber in der Heimath erst schmeichelt ihm der Ruf der Fremde, wenn seine Verwandten, seine Freunde und Freundinnen, seine ehemaligen Gespielen Theil an der Ehre nehmen, oder doch darum wissen. — Denn Jeglichem ist seine Familie, sein Haus und seine Heimath der Mittelpunkt seiner Welt. Auf diese bezieht er Alles, was er thut. Daraus läßt sich erklären, warum häusliche Freude den schönsten Reiz für gefühlvolle, unverdorbene Menschen hat. Wer sie nicht kennt, ist nur halb froh.

Ein Aufwand, welchen wir für Vergnügen machen, kann daher kaum weiser verwendet werden, als zur Vermehrung häuslicher Glückseligkeit. Es zeugt von roher oder verbildeter Denkart, wenn Hausväter einen Theil ihres Erwerbs für Lustbarkeiten außer dem Hause verschwenden; wenn Hausmütter ihre kostspieligen Erholungen am liebsten in fremden Gesellschaften aufsuchen, während die Ihrigen daheim, wie verwaiset, sich dürftig zu erheitern suchen, so gut sie können. Da erkaltet die zärtliche Freundschaft zwischen Gatten und Aeltern und Kindern, wo der Eine gar nicht des Andern bedarf, um innig froh zu sein. Den liebt man nicht, mit dem man nicht am öftersten und liebsten stille Freuden theilen mag. Erst da ist ein Glück vollkommen, wo die Lust daran uns aus den Augen theilnehmender Freundschaft entgegenstrahlt.

Es ist Pflicht des Christen, mit warmer Sorgfalt die Flamme häuslicher Freude zu nähren, daß sie niemals, auch in den Tagen der Trübsal nicht, ganz erlösche. Wo sie die

Herzen erwärmt, ist geselligere Eintracht und treuere Freundschaft. Wo sie leuchtet, kennt Jeder seine Pflicht besser, vollbringt Jeder sein Tagewerk muthiger und vollkommener. Frohe Seelen sind von Natur aufgelegter zur Tugend und Menschenliebe; die Mißvergnügten aber haben etwas zu bereuen, das nicht recht ist, oder finden Gefallen daran, auch Andere verdrießlich zu machen.

Darum mahnten Jesus und seine Jünger immerdar zur Heiterkeit an: Freuet euch mit den Freudigen; seid allezeit fröhlich! — Darum rechnete es sich der Messias zur Pflicht, auf der Hochzeit zu Kanaa den mangelnden Wein zu ersetzen, damit der festliche Tag seiner Freunde nicht gestört werde. — Wie er, der göttliche Weise, sollen auch wir, die wir uns seine Nachfolger nennen, uns nicht der Freude entziehen. Wie die Gottheit alle Welten beseligt, so sollen wir mit unsern beschränkten Kräften gottähnliche Freude im engen Kreise derjenigen ausbreiten, die uns am nächsten stehen.

Wir sollen es sogar nicht dem Zufall überlassen, ob er uns einen Anlaß des Vergnügens herbeiführen werde; sondern daran erkennen wir die Weisheit und Herzensgüte des Freudengebers, daß er besorgt ist, für alle Zeiten Stoff zum Vergnügen zu erfinden, und die Gemüther seiner Lieben in einer beständig heitern Stimmung zu erhalten.

Wie wenig bedarf es dazu! — Ein freundlicher Blick, ein aufmunterndes Wort genügt ja schon. Es genügt ja schon der bloße Vorsatz, man wolle keine mürrische Miene im Hause dulden. Wie viel hängt vom Betragen der Hausmutter, des Vaters und jedes Erwachsenen, ab, Alles, was gegeben wird, mit irgend einer Annehmlichkeit zu würzen; für jeden folgenden Morgen etwas zu ersparen, das bis dahin die Hoffnung der Hausgenossen anmuthig beschäftigt! Die Freude ist wohlfeil; für gute Seelen quillt sie aus allen Kleinigkeiten hervor. Der Genügsamste ist daran am reichsten. Freuden, die mit großen Kosten erkauft werden, erquicken selten; und wenn sie mit schwerem Golde erkauft würden, sie haben in verdorbenen Gemüthern frostige Aufnahme.

Willst du Freude in deinem Hauswesen einheimisch machen, so sorge zuvor, daß alle Gemüther Empfänglichkeit für sie haben. Empfänglichkeit wird da sein, wo Jeder den Andern ehrt und liebt,

und Keiner in seiner Pflichterfüllung zurückbleibt. — Ein reines Herz macht schon natürlich frohen Sinn. Wer mit sich selbst nicht zufrieden ist, der flieht das stille Vergnügen. Er muß sich eine Lust erkaufen oder erkünsteln. Aber ach! erkünstelte Freude ist keine Lust, sondern nur — Zerstreuung; während der Mund lacht, zürnt und trauert das Herz. Keinem ist wohl dabei.

Pflichterfüllung, vollbrachte Arbeit, schön geleisteter Gehorsam, ist die erste, die reinste aller häuslichen Freuden. Sie macht das Herz zu aller andern Lebenslust offen. Aber freilich, nicht Jeder ist jeden Tag derselbe. Es werden auch Fehler begangen. In der wohlgeordnetsten Haushaltung treten Nachlässigkeiten ein, und Versehen von allerlei Art stören die heitere Laune. Es muß getadelt, es muß das Sträfliche gestraft sein. Wie kann daneben der Frohsinn gedeihen? — Wohl kann er auch da gedeihen, wenn Weisheit und Maß in Allem den Vorsitz hat. — Strafe und Ernst sind zur Besserung des Fehlbaren. Aber langes Grollen, immer wiederholtes Aufrühren des Geschehenen, immerwährende Anspielungen auf das Vergehen verbessern kein Gemüth, sondern bewirken nur Erbitterung, stummen Haß, Verachtung aller Vorwürfe, auch der verdienten. Die Untugend des langen Grollens und Murrens ist meistens Personen von schlechter Erziehung oder von schwachem Verstande eigen, oder auch solchen, in denen eine niedrige Sucht zur Feindseligkeit vorherrschend ist. Sie sind ohne Edelmuth oder ohne Besonnenheit; sie sehen nicht ein, daß sie durch eigene Schuld mehr verderben, als bessern. Sie sind in ihrem verkehrten Sinn stolzer darauf, gefürchtet, als geliebt zu sein. Wehe, wo auch nur ein einziges Mitglied von so niedriger Denkart im Hauswesen waltet — da flieht der Friedensengel, und die Hölle wird bereitet Allen, die mit solchem in Berührung treten müssen. Was das Traurigste ist: so sind dergleichen unselige Gemüthsarten, die nichts als Unglück bringen können, schwer zu bessern. Eine Krankheit des Herzens oder Verstandes, wie diese, wird mit den Jahren nur unheilbarer und unerträglicher.

Es waltet kein Segen im Hause, wo nicht auch selbst Tadel und Strafe aus der Liebe hervorgehen. Wo Liebe straft, da ist keine Bitterkeit, noch weniger pöbelhafte Grobheit.

Man sage nicht: aber mit Sanftmuth und Güte läßt sich nicht Alles erzwingen. Wie du die Menschen behandelst und gewöhnst, so werden sie. Liebe erzeugt Liebe, Ernst und Würde Gehorsam; aber Grobheit weckt Grobheit, und ewige Unzufriedenheit wird mit ewiger Gegenunzufriedenheit vergolten.

Ist die Strafe gegeben, so sei der Fehler vergessen; so herrsche wieder die gewohnte Freundlichkeit vor; so erinnere nichts mehr an das vergangene Unangenehme. Deine schnell wiederkehrende Güte gewinnt dir mit größerer Anhänglichkeit des Fehlbaren in seiner Brust eine tiefere Reue. Die alte Heiterkeit kehrt heim. Der Friedensengel will von der Wohnung der Guten nicht weichen.

Zwar wird in eine so weise Haushaltung jeder Tag seine größern und kleinern Freuden tragen; Scherze werden auch das Mühselige der Arbeit verannehmlichen; vereintes Trösten wird selbst die Unfälle der Hausgenossen verringern — doch sei daran noch nicht genug! Wie jedes Land und Volk, jede Stadt seine eigenthümlichen Feiertage zum Andenken irgend einer wichtigen Begebenheit hat: so ist es gut, daß jede wohlgeordnete Haushaltung ihre besondern Familienfeste habe. Das Außerordentliche oder Nicht-Alltägliche erhöht den Reiz des Genusses und die Stimmung zur Freude.

Dergleichen Familienfeste, wie Geburts- oder Namenstage der Aeltern, der Kinder, der Geschwister, oder auch verstorbener Geliebten — denn warum wollen wir diese ausschließen von uns? gehören sie nicht noch immer zu den Unsrigen? — solche Familienfeste schlingen mehr denn jedes andere Mittel ein enges Band um die Herzen der Hausgenossen, und machen sie zu einem fester vereinten Ganzen. Selbst der Fremdling, wenn er daran zur Theilnahme gelangt, fühlt sich in dem glückseligen Verein verwandter. Der feierliche Ausdruck der Verehrung und Liebe, welche bei solchen Anlässen Alle dem Einen bezeugen, vermehrt in Allen wirklich die Verehrung, und in dem Verehrten die Liebe, die Anhänglichkeit zu Allen. — Und mag auch, wenn wir in einem häuslichen Feste das Andenken zärtlich geliebter Todten begehen, wohl eine Thräne auf den Blumenkranz fallen, und Wehmuth durch die Freude schimmern — nur um so besser! Das Vergnügen

wird heiliger! Die Wehmuth ist süß, welche unsere Seelen an das Himmlische und Ewige hinaufzieht!

Und solch einen Tag zu verherrlichen, bedarf es ja keines glänzenden Aufwandes. Auch wenn wir es vermögen, sollen wir uns hüten, in dem, was wir zur Freude wählen, kostspielige Anstalten zu treffen. Die Liebe, die Verehrung, wie sie sich in Jedem besonders ausspricht, soll des Festes schönsten Glanz bringen. Ein ungemessener Aufwand stört die edle Einfalt des Hauswesens, und legt das Festliche in Nebendinge, die nicht zur Freude Aller gehören. Da steht es schon schlimm, wo die Freude nicht wohlfeilen Kaufes ist! — Soll mehr als gewöhnlich gethan werden, so geschehe es mit weiser Mäßigkeit. Erlaubt es der Zustand deines Vermögens, so wähle solchen Tag vorzugsweise, die Heiterkeit, welche in deinem Hause lebt, auch außer demselben zu verbreiten. Wer recht glücklich ist, möchte die ganze Welt in seine Seligkeit hineinziehen. — Siehe, es gibt wohl noch weinende Augen in deiner Nähe; es gibt wohl noch Familien, die mit großer Dürftigkeit zu kämpfen haben; es gibt wohl arme Greise, die am Abend ihres Lebens mit der Freude wenig mehr gemein haben — — hast du nichts übrig, ihnen den Feiertag deiner Aeltern, deiner Kinder, deiner Geschwister zu einem frohen Lebenstag zu machen? Gehe hin, in der Stille, überrasche sie mit einer unerwarteten Hilfe — laß sie eine Freudenthräne in den Jubel deines Hauses weinen! laß sie ihr stilles Gebet sich mit dem deinigen zum Vater im Himmel für das Wohl deines Geliebten vermischen! — Dies ist heilige Lust! — Dies ist die wahre Verklärung des Feiertages durch Tugend, die auf Erden und im Himmel gilt.

Ueberhaupt herrsche Adel und Liebe in der Wahl der häuslichen Vergnügungen. Nicht leichter wird geirrt, als da, wo man die Freude zu erwecken sucht. Nicht alle Mittel sind unschuldig; und nur wenige sind von solcher Art, daß sie durch das Vergnügen zugleich das Gemüth zu erhabenern Gefühlen und göttlichen Entschlüssen beseelen.

Verhüte jede Lust, jeden Scherz, welche aus unreinen Quellen stammen! — Wohl mag auch durch Spott und Neckereien zum Gelächter gereizt werden — aber nicht zu reiner

Freude. Schadenfrohe Neigungen entstehen auf der einen, Verdruß und Rachsucht auf der andern Seite. Die Liebe aber stirbt unter den Wunden, welche Verachtung und herzloser Muthwille schlagen.

Eben so verwahre dein Haus, wenn dir das stille Glück desselben ein Heiligthum ist, vor Werkzeugen des Vergnügens, die leicht mißbraucht werden können, oder schon ihrer Natur nach besonders geeignet sind, die Denkart zu verunreinigen. Hüte dich vor Mitteln, welche, wie gewisse Arten von Spielen in Erholungsstunden, leicht zum Zank oder Zorn reizen, oder zur Gewinnsucht, oder zum Neide. Hüte dich, Geschenke zu geben, welche zwar den Empfänger freuen, aber auch seinen Hang zum Leichtsinn, oder zur Eitelkeit, zum Stolze nähren können. Du reichst Gift im Honig; du führst unter der Maske des Vergnügens die Zwietracht und den Verdruß in deine Wohnung ein. Menschenkenntniß und Erfahrung müssen hier entscheiden — dein eigenes religiöses Zartgefühl muß entscheiden, was nicht nur gefahrlos, sondern selbst wohlthätig sei.

Es ist bei rohen Menschen gewöhnlich nur der Schmerz und das Unglück, was sie bessert und zu würdigern Gesinnungen stimmt. Den edeln Menschen, den wahrhaften Christen veredelt noch mehr und öfter die Freude. Sie verfeinert sein Mitleiden gegen Minderbeglückte; sie macht ihn schonungsvoller gegen die Fehler und Schwächen anderer Menschen; sie erhöht sein Wohlwollen gegen Jeden, der sich ihm naht; sie macht ihn versöhnlicher gegen Widersacher, und regt die Dankbarkeit gegen den an, von welchem auch die geringste Freude kam.

Und besonders Du, o Quell aller Seligkeiten, Gott der Liebe! Du bist es, welchem der Christ seine ganze Dankbarkeit widmet, — eine unendliche Dankbarkeit, wie Deine Güte unendlich ist, mit der Du uns täglich überströmst. — Auch ich, Du Schöpfer aller Wonnen, danke Dir mit Entzücken für die heitern Stunden meiner Tage. Du willst unsere Freude. Selbst in den Schmerz hast Du oft noch manche Süßigkeit gelegt. Nur der Mensch voll unzufriedenen Sinnes schafft sich überall seine Qual, weil er nicht glücklich zu sein versteht.

Auf den Flügeln der Freude soll sich immerdar meine Andacht

zu Dir hinaufschwingen. Und von noch höherer Freude verklärt, soll jedesmal meine Seele, von Deiner Anbetung zurückkehrend, die Stunden ergreifen, um Glück und Frohsinn, wie sie in mir wohnen, über Andere auszubreiten. Ach, fröhliche Herzen zu machen, ist Jeder reich genug, wenn er nur Allen eine gutmüthige Theilnahme, herzliches Wohlwollen, unverdrossene Dienstgefälligkeit entgegenbringt.

Und mein Haus sei Dein Tempel! Darum wohne in ihm jene unwandelbare, heitere Ruhe, welche immer die Begleiterin der Tugend ist. Was ich vermag, ich will jede Störung dieses heiligen Friedens abwehren. Und wenn mich Mißmuth überrascht, und die Ereignisse des Lebens meine Stimmung trüben: ich will lernen über mein schwaches Herz Gewalt üben, daß kein Unfall einen allzulangen Schatten über meine Tage werfe. Ich will lernen, selbst dem Unglück eine Belehrung und Freude abzugewinnen. Amen.

18.

Die Religion der Kindheit.

Erste Betrachtung.

Matth. 8, 5. 6.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr!
Bewahre sie, Barmherziger!

Wohl uns, wenn Keines je vergißt,
Was aller Weisheit Anfang ist!
Gott sei auch schon in Kinderbrust
Ein Quell voll reiner Himmelslust.

Ja, führe sie vor Gottes Thron,
Du Himmelsgeist, Religion!
Laß Engelseelen, mild und rein,
Dem Ew'gen nur geheiligt sein!

Die Meinungen der Menschen sind über die Frage zuweilen sehr getrennt: ob man der Jugend schon früh Religionsbegriffe mittheilen solle, oder ob man so lange warten müsse, bis ihr Verstand Stärke genug erhalten hat, und zum Selbstdenken fähig ist. —

Oft hört man darüber freundschaftlichen Wortwechsel in Gesellschaften; oft trennen sich darüber die sonst einstimmigen Urtheile liebender, frommer, christlicher Aeltern; oft ist ein Vater oder eine Mutter, oft ein Erzieher der Jugend mit sich selbst in der Stille uneinig: wann bei den Kindern der Religionsunterricht angefangen werden, und wie er für ein so zartes Alter beschaffen sein müsse?

Die Kindheit, die Religion — beide sind dem gefühlvollen Menschen Heiligthümer, und die Betrachtung über die Verbindung beider ist wohl einer besondern Mühe würdig.

Es gibt rechtschaffene Aeltern, fromme, ächtreligiöse Menschen, welche nicht ernst genug vor der Gefahr warnen können, in die eine allzufrühzeitige Bekanntmachung der Jugend mit höhern Religionswahrheiten, ein allzufrühzeitiges Anhalten der Kinder zu religiösen Uebungen, sowohl die Religion, als auch das Herz der Kinder bringt. Sie warnen davor, und zeigen auf mancherlei traurige Erfahrungen.

Woher, so sprechen sie, woher der betrübte Verfall der Religion? Woher die gegenwärtige Geringschätzung des Christenthums unter jungen Leuten? Woher ihre Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst, oder ihre Gleichgültigkeit gegen denselben? Woher ihr Spott über diejenigen, welche die gottesdienstlichen Gebräuche mit Eifer beobachten, und die sie entweder für schwache Menschen oder für Heuchler zu halten geneigt sind?

Daher kommt es — so beantworten sie die schwere Frage — daher, daß man den Kindern schon Religionsbegriffe beibringen wollte, ehe sie fähig waren, dieselben zu verstehen. So entstanden in ihnen entweder ganz unwürdige, verkehrte Vorstellungen von Gott und seinen heiligen Offenbarungen, vom Zweck unsers Lebens und vom Zustande nach dem Tode; oder sie dachten sich gar nichts dabei; sie plauderten nur geistlos nach, was sie geistlos anhörten; sie machten aus dem Gebet nur ein Gedächtnißwerk, ein todtes Geplapper, von dem ihr Herz nichts wußte. Wenn sie dann älter wurden, wenn ihr Verstand erwachte, spotteten sie selbst über ihre kindischen, lächerlichen Einbildungen; glaubten, daß die meisten Erwachsenen mit ihnen im gleichen Fall seien, entweder noch Kinder wären am Geiste, oder aber Heuchler um des unwissenden Haufens willen. Oder sie blieben, wie sie waren. Die Religion

blieb zuletzt immer nur ein Spiel ihrer Einbildungen, ein seelenloses Gewohnheitswerk, das man um des Wohlanständigen willen beachtet, ein äußerliches Thun, ein Hände- und Lippenwerk, von dem das Herz nichts fühlt. — Solche Menschen sind es nun, welche theils die Religion in sich selbst verächtlich darstellen, theils alle Religion überhaupt verwerfen möchten, weil sie ihre ersten, kindlichen Einbildungen nicht haltbar finden. Darum führe man die schwache, leichtsinnige Jugend nicht früher in die Vorhöfe des Christenthums, bis sie im Stande ist, das Erhabene der Offenbarung zu ehren, und das Göttliche zu empfinden.

Es läßt sich nicht läugnen, Vieles von dem, was in dieser Warnung liegt, ist eine durch vielfältige Erfahrung bestätigte Wahrheit. Aber doch muß man auch denjenigen Aeltern und Erziehern beistimmen, welche auf der andern Seite davor warnen, Kinder nicht allzuspät mit den Religionswahrheiten bekannt zu machen, weil das, was man in spätern Jahren erst erlernt, selten so tief in das Gemüth eindringt, selten so feste Wurzel schlägt, als was wir gleichsam schon mit der ersten Muttermilch eingesogen haben.

Wenn denn also Gefahren auf beiden Seiten liegen, so muß doch ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir ihnen ausweichen können. Es muß ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir die Vortheile beider Denkarten wohlthätig vereinigen können.

Und diesen heilvollen Weg will ich suchen, und Du, mein göttlicher, Du, mein beständiger Führer, Jesus Christus, wirst ihn mir mit unfehlbarer Sicherheit zeigen. Ich höre Deinen liebevollen Ruf an das Jugendherz: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht!

Jesus selbst also ruft die Kinder zu sich. Er ist auch ihr Bruder, ihr Lehrer, ihr Seligmacher. Er ruft sie; warum sollen wir es ihnen verwehren, mit kindlicher Liebe auf ihn und Gott, ihren unsichtbaren Vater, zu schauen? Warum will sich unser klügelnder Verstand zwischen sie und Gott drängen? Warum sollen wir ihnen Gottes Herrlichkeit verschweigen, weil sie mit ihren schwachen Verstandeskräften dieselbe noch nicht ganz zu erfassen vermögen? Wie, du Weiser, du Hochgebildeter, du Einsichtsvoller! Ist dein Geist denn groß genug, den Ewigen zu erkennen in seiner ganzen Ma-

jestät? Ist dein Geist mächtig genug, das Unendliche zu umfassen? Wohlan, so wehre es auch den Kindern nicht, sich ihm zu nahen, und Jesu freundlichen Ruf zu hören! Lasse sie, während du in Ehrfurcht zum Staube vor Gottes Größe anbetend niedersinkest, jene Kleinen, mit frommer Unschuld und Zärtlichkeit lallen: Abba, lieber Vater im Himmel!

Aber wenn Jesus die Kinder zu sich ruft, geschieht es nicht ohne schwere Warnung für diejenigen, welche sie ihm an ihrer Hand zuführen. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, spricht er, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. (Matth. 18, 6.) Dies Aergerniß, welches den Kindern gegeben wird, und wodurch sie verführt oder Gott und der Religion abtrünnig werden können, besteht entweder in einem lasterhaften Beispiel, oder in unchristlicher und tadelnswerther Lehre.

Frühe also sollen wir die Jugend mit Jesu, das heißt, mit seinen Offenbarungen von Gott und der Ewigkeit, bekannt machen; aber wir sollen uns auch hüten, ihnen durch unsere Lehre und Beispiel Aergerniß zu geben, das heißt, wir sollen sie nicht durch die Art, wie wir sie mit dem Christenthum vertraut machen, noch durch unsern Lebenswandel gegen die wahre Religion erkalten.

Dies also ist der Mittelweg, welchen christliche Aeltern und Erzieher für das Heil der ihnen von Gott anvertrauten Kinder zu wandeln haben. Es ist ein Weg, nicht bloß Aeltern, nicht bloß Erziehern wichtig, nein, allen Erwachsenen, auch wenn sie selbst keine Aeltern sind. Denn jeder Erwachsene ist, ohne daß er daran denkt, ein Erzieher der Jugend, auch der fremdesten. Denn sie hört auf seine Worte, sieht auf seine Beispiele; sie ahmt ihm mit Unerfahrenheit nach. Ja, ihr Aeltern, die ihr die Erziehung eurer eigenen Kinder schon vollendet habet, ihr habet euer Geschäft auf Erden noch nicht vollendet. Ihr seid euer Wort, euer Beispiel noch der unmündigen Jugend schuldig, die euch aus fremden Wohnungen beobachtet. Dienstboten, ihr seid nicht bloß Knecht und Magd der Herrschaft in häuslichen Verrichtungen; ihr habet noch heiligere Pflichten. Ihr seid in euern Reden und Hand-

lungen dem Richter der Welt verantwortlich, der die Unschuld liebt, und das Schreckenswort ruft: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Ihr Einheimischen, ihr Fremdlinge, ihr Greise, Jünglinge, Jungfrauen, ihr seid euch nicht bloß euerm Hause, euerer Familie schuldig, sondern der Jugend und Unschuld jedes Kindes, das euch beobachten kann. Ihr traget, oft ohne es zu wissen, zur Erziehung desselben bei. Niemand steht in der Welt ganz einsam; denn alle Menschen sind unter einander durch Pflichten verwandt, und durch den gemeinschaftlichen Schöpfer und Vater im Himmel. — Es ist das menschliche Geschlecht hienieden ein Einziges und Ganzes. Wehe dem, der einen Theil desselben vergiftet; wehe dem, der mit Bosheit oder Leichtsinn in die Brust eines ihm auch noch so fremden Kindes den Keim der Irreligion oder des Lasters senkt!

Ja, auch Kinder schon sollen ihre Religion haben. Was ist denn Religion? Ist es nicht der Inbegriff von heiligen Verpflichtungen, welche wir gegen Gott, gegen Mitmenschen und gegen uns selbst haben; Verpflichtungen, die aus der Erkenntniß eines Gottes und der Liebe zu ihm entspringen? (Matth. 22, 37—40.) Wer ist denn ein Christ? wen nennt Jesus den Seinigen? Nur wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter. (Matth. 12, 50.)

Also können und sollen auch die Unmündigen schon Religion haben. Das erste in ihnen erwachende Gefühl von Verpflichtungen ist das erste Erwachen der Religion in ihrer Brust. Religion ist ihre erste Liebe zur Mutter, zum Vater, zu den Gespielen der Kindheit. Das holdselige Lächeln des Säuglings, mit dem er die theure Mutter begrüßt, ist der erste Funke, die erste Sprache seiner Religiosität.

Noch ahnet der Säugling nicht die Größe und Wunderbarkeit der Schöpfung; noch weiß er nichts vom Dasein des über ihn waltenden Gottes — aber schon kennt er das theure, ihm nahe Aelternpaar, und das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit, der Zuversicht ist die Quelle seiner Religion. Eine höhere Liebe, eine höhere Dankbarkeit, eine höhere Zuversicht trägt er einst von den irdischen Aeltern zur Gottheit über. Was an der Mutterbrust Hei-

liges in seinem zarten Herzen entglommen, das lodert einst als Flamme der Andacht vor Gottes Altären.

Aeltern, welche also die Liebe ernähren in des Kindes Herzen, ernähren in demselben schon die zarten Keime der Religiosität, die Keime des Höchsten und Heiligsten, was der Sterbliche empfinden kann. Denn Gott ist die Unendlichkeit aller Liebe, und wer in der Liebe ist, der ist in Gott. (1. Joh. 4, 16.)

Es ist für das ganze Leben entscheidend, wenn dem Kinde schon früh die einfachsten Grundwahrheiten der Religion eingeflößt werden; wenn es gleichsam schon mit der Muttermilch edlere Gesinnungen einsaugt; wenn es sich schon beim ersten Erwachen des jungen Verstandes in Verbindung mit der Gottheit erblickt; wenn es in seinen Aeltern schon Gott lieben lernt; wenn es schon von Offenbarungen eines künftigen Daseins weiß, ehe es noch den Werth und Zweck seines irdischen Daseins ganz begriffen hat.

Denn es gibt gewisse Vorstellungen, die mit uns durchwachsen sein müssen, und von denen wir uns so wenig als von uns selbst losreißen können, wenn sie in ihrer ganzen Wohlthätigkeit auf uns wirken sollen. Zu dergleichen Vorstellungen gehören auch die der Religion.

Alle andern Vorstellungen und Wahrheiten, die wir in einem spätern Alter einsammeln, oder durch eigenes Nachdenken finden, sind gewissermaßen nur geliehene, uns immer fremd bleibende Schätze. Wir haben sie im Fall der Noth nicht immer sogleich bei der Hand; wir sind nicht immer in der erforderlichen Gemüthsstimmung, uns jene erlernten und selbsterfundenen und verwickelten Wahrheiten gegenwärtig zu machen: so daß sie uns gerade oft dann am meisten ohne Trost, ohne Rath, ohne Beruhigung lassen, wenn wir ihrer am ersten nöthig haben könnten. — Hingegen die in frühester Kindheit aufgenommenen Religionsbegriffe sind uns unauslöschlich im Gedächtniß und Herzen; erscheinen hell, wenn sich Alles um unsern Geist verdunkelt, und sind dem Verzweifelnden oft der Rettungsanker geworden, wenn das Schiff seines Glückes und Lebens untergehen und scheitern wollte. Die einfachen Gedanken an Gott, Christentugend und Ewigkeit retteten schon mehr als einen Jüngling aus dem Strudel der Verführung, wenn die

übrigen Weisheitslehren von den aufwallenden Leidenschaften hinweggefluthet waren, und die Stunde der Versuchung gewaltig über ihn hinzog. — Religion noch wand dem Unglücklichen in der bangen Minute des Mißmuths das Messer der Verzweiflung aus der Hand, während er die Vorschriften aller Weisen vergessen hatte, und Ruhm oder Schande ihm schon gleichgültig waren. Die aus der Kinderwelt erweckten religiösen Vorstellungen trösteten den Weinenden, und erhoben ihn beim Verluste seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Geliebten, aus der Tiefe eines besinnungslosen Schmerzes, während alle wohldurchdachten, oft noch so künstlich und vortrefflich erfundenen Trostgründe der Freunde vergebens an sein Herz drangen.

Dies sind Wirkungen religiöser Gesinnungen, in denen wir schon als Kinder aufgewachsen sind, die wir nicht erst durch spätes Nachdenken erworben haben, sondern die gleichsam Theile unserer geistigen Natur geworden sind. Wie der Mensch ins Leben eintritt, ohne zu wissen, von wannen er kommt: so muß er auch die erhabenen Gedanken an Gott, Tugend und Ewigkeit aus den Dämmerungen seiner Kindheit in die stürmische Welt mit hinaustragen, sich unbewußt, woher er sie empfing, und wodurch sie so innig mit seiner Natur verbunden wurden.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Grund, Kindern schon früh die wichtigsten und einfachsten Religionswahrheiten beizubringen, ist der, daß sie dadurch gegen die entsetzlichste der Seelenkrankheiten, gegen eine an Wahnsinn rührende Zweifelsucht, in spätern Jahren verwahrt bleiben. — Was der Christ durch göttliche Offenbarungen erhalten, was der Geist der Weisesten unter den Sterblichen nur durch lebenslängliches Nachdenken gewonnen, was aller Menschen tiefstes und bleibendstes Bedürfniß ist, was Jedem, der auf Erden wandelt, eine Richtschnur ist, sein wahres Glück zu finden, darf wohl auch dem Kinde schon als ewige Wahrheit gelehrt werden, ehe es die Wahrheit selbst einzusehen im Stande ist. Es empfängt sie von den Lippen der Aeltern mit gläubigem Gemüth.

Sind diese Wahrheiten nur einmal ganz sein Eigenthum geworden, lebte er in ihnen als Kind, als Jüngling: so findet er, wenn seine Vernunft zur vollen Reife gelangt ist, die große Be-

stätigung in der Geschichte der Menschheit, in dem wunderbaren Buche der Natur, in den Gesetzen seines eigenen Denkens. Er steht gesunden Geistes da, den Geistern der weisesten Menschen gleich, die vor ihm lebten. Weder die Lehre halbwissender Thoren, noch das Lesen leichtsinniger Schriften, noch sein eigener Vorwitz, mit welchem er an den Grenzen des Unerforschbaren umherstreift, können ihn in seinen beruhigenden Ueberzeugungen erschüttern. Er glaubt an einen Gott, und findet im Zweifel am Dasein des unendlichen, vollkommensten Weltgeistes nur Wahnsinn. Er glaubt an christliche Tugend, und hält das, was wahr und gut und recht ist, für keine Wirkung zusammenspielender Umstände. Er zweifelt nicht an der Unsterblichkeit seiner Seele, weil ohne dieselbe Gott und Tugend ein leeres Hirngespinnst, dies Leben ein zweckloses Räthsel, das Weltall ein innerer Widerspruch wäre.

Dies also ist die Frucht von der frühen Einweihung des Kindes in die einfachsten Grundlehren der Religion. Wie die Muttermilch seinen Körper stärkte, so nährt die Religion seinen Geist mit der höchsten menschlichen Weisheit, und stärkt ihn gegen die Verirrungen schwacher Gemüther, gegen den Anfall der entsetzlichsten Seelenkrankheit, der Zweifelsucht.

Ein allzuspäter, oder ein in den ersten Kindheitstagen versäumter, nachlässig gegebener Religionsunterricht entbehrt dieser heilsamen Macht über die Seele. Ohne die Kraft gewohnter und mit ihrem Wesen gleichsam eins gewordener Wahrheiten sinkt sie leicht unter den ersten Anfällen eines muthwilligen Zweifels. Um sich von den höchsten Wahrheiten der Religion ganz durchdringen zu lassen, muß sie gewissermaßen selbst erst den dornenvollen Irrgarten des Zweifels und der Täuschung durchwandern, Alles entbehren lernen, um Alles wieder zu finden. Was tausend edle Menschen durch Jahrtausende im Kampf mit der bangen Ungewißheit litten, muß sie erst wieder leiden, um Ruhe zu finden. Ach, oft ermüdet sie schon auf der Hälfte des langen Weges, und wird ein Raub ihrer Muthlosigkeit, ihres Mangels an Kraft! Oder, um ihr eigenes Unheil zu vergessen, stürzt sie sich in den Wirbel wilder Gelüste und Leidenschaften hinaus, und bleibt elend im Genuß aller sinnlichen Zerstreuungen, einsam im bunten Ge-

wühl der Welt. — Dies sind die jammervollen Folgen des versäumten Religionsunterrichtes, worin das Gemüth des Kindes erstarken sollte; dies sind die Folgen der Seelen-Verwilderung.

Denn was ist Entbehrung religiöser Gedanken und Empfindungen Anderes, als Verwilderung? — Das Kind, ohne Religion, ist nur ein klügeres, schlaueres, künstlicheres Geschöpf, als andere Thiere sind. Nur seine thierische Natur ward in ihm ausgebildet, aber seine geistige Natur blieb unveredelt. Es ist, wie das Thier, nur mit Seinesgleichen vertraut, nur mit seiner Nahrung bekannt, auch mit den Mitteln, wie solche zu erwerben ist; aber unvertraut ist es mit den Heiligthümern der Geisterwelt, mit Gott und Tugend und Ewigkeit. Es erblickt in der Natur keine Offenbarung, und in den göttlichen Offenbarungen nicht den wunderbaren Glanz der Weltordnung.

Schon das Kind wird durch seine Religion ein edleres, höheres Wesen — ein Wesen, das Gott denkt. Schon das Kind sieht durch Religion in seinem engen Wirkungskreise die Welt verklärter. Es fühlt sich von der unsichtbaren Gewalt Gottes umschwebt; es glänzen ihm aus dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels Strahlen einer bessern Welt nieder; es lebt in einer höhern Liebe zu den Menschen, zu allen Kreaturen, denn in Allen erkennt es die Geschöpfe des ewigen, himmlischen Vaters. Die Religion verschönt den Morgentraum des Lebens; das Kind liebt sie, ohne zu wissen, von woher die Beseligende gekommen, so wie es die Aeltern liebt, ohne zu wissen, von wem es solche empfangen.

Warum nun also sollen wir den Kindern diese Seligkeit rauben? warum ihnen Trost, Freudigkeit und Seelenstärke rauben einst für die kommenden ernstern Tage? — Nein, frühzeitig schon sollen wir ihnen das Bild des großen Kinderfreundes, des Erlösers, des Versöhners einprägen, und sie mit der lehrreichen Geschichte seines Lebens und Wirkens vertraut machen.

O Jesus, Du riefest: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Ja, wir wollen sie Dir weihen; wir wollen sie Dir gleichsam in Deine Arme führen, indem wir ihnen Deine heiligen Offenbarungen mittheilen, Deinen Willen, Deine Lehren ihnen kund thun. Wurden sie nicht auf Deinen Namen getauft, ehe sie Deinen heiligen

Namen verstanden? Sollten sie Dich und den Vater im Himmel nicht schon mit kindlichem Herzen lieben lernen, ehe sie wissen, wer Du auf Erden warst, und welches Heil Du auch ihnen erworben? Lieben sie doch auch die Mutter und den Vater, ohne daß sie deren Schicksale kannten; gehorchen sie doch den Lehren derselben, ohne daß sie oft die Absicht und den Nutzen davon erkennen. Aber darum werden sie schon früh zum Gehorsam, zur Tugend angehalten, damit sie durch Gewohnheit in der Tugend erstarken. Eben so sollen ihnen früh die ewigen Wahrheiten Deines Wortes in die Seele dringen, damit sie ewig mit Dir Eins werden, und mit Gott. Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht unsers Vaters im Himmel! (Matth. 18, 10.)

19.

Die Religion der Kindheit.

Zweite Betrachtung.

Luk. 2, 40–47.

In frommer Unschuld ruht das Kind
An seiner Mutter Brust.
Was Sünden und was Leiden sind,
Ist ihm noch unbewußt.

Ach, dieser Unschuld Heiligthum,
Bewahrt dem Kinde sie;
Kein Glück, kein Gold, kein Erdenruhm
Beseligt so, wie die!

Ihr Schirm sei du, Religion,
Nur du bewahrst sie rein
Vor der Verführung List und Hohn
Und vor der Reue Pein.

Du führst die Unschuld wundersam
Durch jegliches Geschick,
Rein, wie von Gottes Hand sie kam,
Zu ihrem Gott zurück.

Gern wende ich meinen Blick noch einmal auf dich hin, glückseliges, harmloses Jugendalter, du Bild paradiesischer Unschuld, du Edenszeit des menschlichen Lebens! Die Religion werde der Engel, der des Kindes zartes Herz schon früh vergöttliche, schon

früh gegen die Gewalt der Leidenschaften bewaffne, und seine Unschuld unversehrt durch den Sturm des Lebens, durch die Tage der Versuchung, durch den Wechsel der Schicksale rette.

Umsonst verschweigt ihr ihm den Namen seines himmlischen Vaters; das Kind ahnet seine Gegenwart; es überrascht euch selbst mit Fragen nach dem Schöpfer des Himmels und der Erde, nach ihm, der die Sonne und die Gestirne zu seiner Zeit hervorruft, dessen Blitze in herrlicher Pracht den Himmel durchglänzen, unter dessen Donner der Boden der Erde bebt. — Warum wollet ihr ihm den Namen Gottes und seines eingebornen Sohnes Jesu Christi verschweigen, da ihr des Kindes Wißbegier stillen, oder statt der Wahrheit eine Unwahrheit geben müsset?

Umsonst verschweiget ihr mit falscher Vorsicht ihm den Namen Gottes; es wird ihn aus dem Munde seiner Gespielen vernehmen, und dann vielleicht nur allzuunwürdige Vorstellungen damit verbinden. Vater, Mutter, seid ihr denn die Ersten, aus deren Munde euer Kind den Namen des himmlischen Vaters und sein allgegenwärtiges Dasein erfährt: so habet ihr die Vorstellungen des Unmündigen von dem höchsten Wesen noch in eurer Gewalt; so könnet ihr ihm diejenigen Begriffe davon machen, die seinem Alter, seinen geringen Verstandeskräften und Erfahrungen die angemessensten sind. Das Kind glaubt seinen Aeltern gern, glaubt auch mit Vertrauen, was es nicht zu begreifen vermag.

Sprechet zu ihm: Wir sind zwar dein Vater, deine Mutter, aber Gott ist unser, Gott ist aller Menschen Vater, so viel deren leben. Er ist zwar für uns unsichtbar, aber doch ist er überall. Ohne ihn wäre nichts da; ohne seine Liebe zu uns würde kein Grashalm, kein Brod, kein Obst wachsen, keine Blume blühen, kein Thier athmen. Ohne seinen Willen kann uns nichts geschehen, weder das Gute, noch das Böse. Zwar deine Mutter ist eine gute, liebevolle Mutter; aber Gott ist besser, denn deine Mutter, und liebt dich noch mehr, als sie dich liebt. Zwar dein Vater weiß Vieles, kann vielerlei verrichten und thun; aber Gott weiß mehr, als er, und thut mehr, als irgend ein Mensch kann.

So sprechet zu euerm Kinde. Es wird euch mit Wißbegier, mit Erstaunen, mit Ehrfurcht von Gott reden hören. Es wird

diesen himmlischen Allvater nicht wieder vergessen können; es wird seine zärtliche Liebe zwischen euch und dem heiligen, allmächtigen, liebenden Unsichtbaren theilen, welcher der Versorger aller Wesen und der Freund des Höchsten und des Geringsten ist.

Und von der Stunde an, in welcher ihr zum ersten Male mit dem Kinde von Gott gesprochen, habt ihr seinem Herzen die Religion eingeflößt. Es wird der Keim nicht ohne Wurzel bleiben; ihr werdet ihn zu holder Frömmigkeit erblühen sehen.

Ihr gebet euerm Kinde die Religion zum Geschenke, und das Werk der Erziehung ist nun unendlich leichter geworden. Die Religion hilft da das Herz veredeln, wo eure Kunst aufhört und euer beobachtender Blick nicht hinreicht. Ihr könnet zwar dem Kinde verbieten, böse zu handeln; aber die Erinnerung an den allwissenden Gott allein kann es verhindern, auch nur etwas Böses zu denken. Ihr könnet den Ungehorsam strafen, welchen ihr sehet; aber den Ungehorsam, welchen ihr nicht sehet, straft die Empfindung der Religion in ihm.

Auf solche Weise ist und soll die Religion des zarten Kindes Erzieherin sein, und wird mehr leisten, als ihr selbst vermöget durch Ermahnung, Warnung und Lehre.

Doch der Gedanke an Gott muß nicht allein der Inbegriff der Kindesreligion sein; sondern der Geist der christlichen Religion, der heilige Geist muß das Herz des Unmündigen durchdringen. Und dieser Geist des wahren Christenthums ist die Liebe, wie Gott selbst die Liebe ist. — An euch ist es, das Herz des Kindes aufzuschließen, daß dieser heilige Christussinn darin eingehen könne. Dazu sind bloße religiöse Gespräche, bloße Lehre und Unterricht nicht genug. Euer Unterricht kann allenfalls das Gedächtniß des Kindes, aber nie sein Herz genug beschäftigen. Euer Beispiel, euer Wandel wird mehr vermögen, als euer Unterricht. — Behandelt das Kind mit Liebe, selbst wenn ihr es wegen eines Fehlers strafen müsset: es wird euch wieder lieben. Saget ihm keine Unwahrheiten: es wird vor der Lüge erröthen, und euch mit Offenheit entgegengehen. Begegnet Jedermann mit Achtung und Leutseligkeit: es wird sich hüten, gegen Andere unfreundlich zu sein. Ehret alles fremde Eigenthum: das Kind wird nichts berühren, was ihm nicht

angehört. — Die unerfahrne Jugend folgt blindlings den Fußstapfen ihrer Erzieher. Aeltern, vergesset nicht, daß ihr zu den Fehlern, in welche euer Kind verirrt, meistens selbst die erste Bahn gebrochen habet; daß die Liebenswürdigkeit, mit welcher es sich schmückt, nicht selten nur der Widerglanz eurer eigenen Tugend sei.

Wollet ihr also, daß das Kind Ehrfurcht gegen Gott und Religion habe — zeiget ihm selbst in euern Worten und Thaten Religion und Gottesfurcht! — Mißbrauchet nie die heiligen Namen; zeiget euch nie gleichgültig gegen die öffentliche Gottesverehrung; nie leichtsinnig und gedankenlos beim Gebet.

Das Kind muß euch beten sehen. Dies Gebet, das heißt, die Rede an den Allmächtigen, es geschehe nun am Morgen, oder Abend, oder beim Mittagsmahle, werde in seiner Gegenwart mit der tiefsten Ehrerbietung gehalten, mit inniger Andacht. — Noch kann das Kind nicht mit euch beten; aber fordert von ihm wenigstens die äußern Zeichen stiller Verehrung des Höchsten. Fürchtet nicht, daß das Kind dadurch zum frühen Heuchler werde. Nein, unverdorbene Kinder können nicht heucheln; sie suchen bald zu diesen äußern Bezeugungen von Ehrfurcht eine Erklärung. Diese äußern Zeichen machen lebhaftern Eindruck auf sie, als Worte. Ihr selbst erkläret ihnen das Gebet. Sprechet zu ihnen: So wie ihr Kleinen, so sind auch wir Erwachsene die Kinder des gütigen Gottes. Wir haben Alles, was wir haben, nur durch seine große Liebe. Darum danken wir ihm für das, so er Gutes an uns thut. Darum bitten wir ihn, daß er auch ferner unser lieber für uns sorgender Vater sein wolle. Wenn wir nun zu dem unsichtbaren Gott reden, dann muß es mit dem Anstand, mit der Ehrfurcht geschehen, wie es sich für Kinder geziemt, die sich zu dem himmlischen, allmächtigen Vater wenden!

Erst wenn das Kind von der Gottheit, ihrer Macht und Liebe einige feste Vorstellungen hat; erst wenn es im Stande ist, sich aus freiem Herzen bittend an Gott zu wenden: erst dann leitet es selbst zum Gebet an. — Aber diese Anleitung, sie geschehe nun durch die Mutter, oder durch den Vater, soll Anleitung zum Gebet, zur Rede mit Gott sein; ach, Aeltern, vergesset es nicht! — keine Anleitung zu gedankenlosem Geplapper. Dar-

um hütet euch davor, daß ihr Kinder keine Gebetsformeln auswendig lernen lasset. Was Kinder bloß aus dem Gedächtniß plappern, spricht ihr Herz selten oder nie mit. Es wird Gewohnheitssache, gleichgültiger Alltagsgebrauch, Pharisäergeschwätz, gegen welches Jesus Christus so laut geeifert hat. Bewahret die Redlichkeit eurer Kinder und ihre Ehrfurcht vor Gott. Mit auswendig gelernten Gebetsformeln, die theils für den Verstand der Kinder zu hoch sind, theils von ihnen ganz gedankenlos hergeleiert werden, mit Gebetsformeln, die wohl gar zuweilen in fremder Sprache abgefaßt sind, führet ihr sie nicht zur Ehrfurcht, sondern zur Verspottung Gottes, — nicht zur Religion an, sondern zur Entweihung der Religion!

Christliche Mutter, nimm dein Kind zuweilen einmal in der Woche mit dir in die Einsamkeit. Erzähle ihm erst, wie viel Gutes es und du schon von dem Allgütigsten empfangen, wie viel Gutes ihr, dein Kind und du, noch von ihm zu erwarten habet. Erzähle ihm dies in der einfachen Sprache des Herzens, die zum Herzen dringt. Und hast du nun das weiche Gemüth deines Kindes also vorbereitet, dann — Mutter, christliche Mutter, falle nieder auf deine Knie, laß dein Kind neben dir knien, sprich ihm ein kurzes Gebet, ein Wort zu Gott vor, kein auswendig gelerntes — nein, ein Wort, wie es dir aus der Seele quillt, ein Wort, wie du es aus dem Herzen deines Kindes zu Gott sprechen würdest — das Kind spricht dir nach, es versteht den Sinn des Gebets, — es bittet dann, es dankt dann gewiß mit kindlicher Inbrunst. — — Das heißt ein Kind mit Gott reden lehren! — Mutter, der Allgegenwärtige umschwebt dich und dein betendes Kind, und sein Segen wallt über euch nieder! Mutter, so wird dein Sohn, deine Tochter dereinst auch für dich in der Stille beten, wie du es sie gelehrt hast. Mutter, so wird dein Kind einst für dich beten, wenn dich eine Krankheit entkräftet; so, mit dieser heiligen Andacht, wird dein Kind einst für dich beten, wenn du einmal nicht mehr beten kannst; so, mit dieser heiligen Andacht, wird es einst über deinem Grabe knien, und nicht herz- und gedankenlose Worte machen.

Freiwillig muß bei den Kindern die Gottesverehrung im Gebet sein, nicht erzwungen. Jeder Zwang vernichtet die Freu-

digkeit, mit der wir uns Gott nahen sollen. Jeder Zwang entheiligt die heiligste Handlung, und nimmt der Andacht ihren segenvollen Werth für die Seele. Ihr, o christliche Aeltern, müsset das Gemüth der Kinder erst zur Andacht empfänglich machen, daß in ihnen selbst der Wunsch zur Unterhaltung mit dem himmlischen Vater rege werde. Ihr könnet durch Zwang todte Worte erpressen, aber keine Empfindungen der Liebe, Ehrfurcht und Andacht.

Daher ist es auch bedenklich, unerfahrne, in das Innerste der Religion noch nicht sattsam eingeweihte Kinder allzufrüh zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes anzuhalten. Ihr Leichtsinn stört die Erbauung der Erwachsenen, und macht ihnen den Aufenthalt in der Kirche langweilig. Sie bekommen durch diesen Zwang einen nothwendigen Widerwillen gegen das Kirchengehen, welcher sich dann gewöhnlich erst äußert, wenn es ihnen frei steht, den Gottesdienst zu besuchen oder zu versäumen. Und, Aeltern, Erzieher, ihr wisset es, die ersten Eindrücke auf das Herz der Jugend sind jederzeit bis in das späteste Alter die dauerhaftesten. Lasset uns die treueste Sorge, die aufmerksamste Vorsicht anwenden, daß nichts, was mit der Religion in irgend einer Verbindung steht, unangenehmen Eindruck auf das Herz des Kindes mache.

Es ist nur zu gewiß, daß der allzugroße, obgleich wohlgemeinte Eifer mancher Aeltern, ihre Kinder frühzeitig zum Besuch des Gottesdienstes anzuhalten, die traurigsten Wirkungen hervorgebracht hat, und viel Schuld daran ist, daß jetzt so zahlreich ganze Familien sich den Versammlungen der christlichen Gemeinde entziehen.

Wie soll auch ein Kind Wohlgefallen am Hören des göttlichen Wortes haben, wenn sein Verstand noch nicht reif genug ist, dasselbe zu begreifen? Wie soll es Andacht empfinden, wo es nur bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit Anlaß zur Zerstreuung sucht und findet?

Nein, ehe ihr eure Kinder zum Tempel Gottes führet, lasset ihren Verstand stark genug werden, den Sinn der öffentlichen Gottesverehrung ganz zu fassen. Zwinget sie nicht zu einem Besuch der Kirche, den sie selbst mit Begierde wünschen sollen und wünschen werden. Machet sie erst mit dem erhabensten Zweck jener

christlichen Versammlungen bekannt, so werden sie ihn nicht verfehlen. Aber machet sie auch vorher mit dem Leichtsinn, mit der Schlaffheit, mit der Gleichgültigkeit vieler Christen bekannt: so werden sie kein Aergerniß nehmen an dem oft unziemlichen Betragen mancher Kirchengänger; so werden sie sich's erklären, wie Christen im Tempel beten, und außer dem Tempel fluchen, verleumden, falsche Eide schwören und Laster aller Art treiben können.

Erst da Jesus zwölf Jahre alt war, da er schon stärker geworden war im Geist und in der Weisheit (Luk. 2, 40. 42), sah man ihn im Tempel. Er saß mit hoher Wißbegier unter den Lehrern, und hörte ihnen zu und fragte. — So wird und muß auch der Tag, an welchem ihr eure Kinder zum ersten Mal in die heiligen Versammlungen der Christen mitnehmet, einer der feierlichsten Tage ihres Lebens werden. Die Erinnerung desselben wird für sie immerdar von schönen Rührungen begleitet sein.

Noch ehe sie zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen über die Schwelle eines Tempels getreten sind, müssen sie längst schon würdige Gottesverehrer geworden sein. Nicht der Tempel, nicht der Altar heiligt das Herz; das Herz heiligt erst den Tempel. Nicht der Tempel führt uns zur Religion; nein, die Religion führt uns zum Tempel.

Erfüllet das Herz eurer Kinder mit religiösen Gesinnungen, und sie werden einst mit der gerührtesten Seele sich in die öffentliche Versammlung der Christengemeinden mischen. — Vorher sei die ganze Welt ihr Tempel, und die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens verknüpfet mit Religion.

Am Grabe ihrer Gespielen, am Grabe der ihnen theuern Bekannten, o christliche Aeltern, eröffnet ihnen die ersten Aussichten in die Ewigkeit, zeiget ihnen den modernden Staub, welcher in die Gruft sinkt, und belehret sie vom Dasein einer unsterblichen Seele, welche nicht Staub, sondern selbstständig, geistig, für die Unendlichkeit geboren ward. Mögen auch die kindischen Vorstellungen der Jugend von der Fortdauer der Seele jenseits des Grabes, von der Fortdauer in einem bessern Leben, noch so unvollkommen sein: es ist genug, daß der Gedanke der Unsterblichkeit nur früh und tief in ihrer Seele anwurzele, daß der Glaube an eine vergeltende

Zukunft nach dem Tode mit ihnen aufwachse. Je mehr sie an Alter und Geisteskraft zunehmen, je leichter werdet ihr Anlaß finden, ihre unvollkommenen Vorstellungen zu berichtigen und zu veredeln.

In euern Wohnungen, christliche Aeltern, finde nie ein häusliches Fest statt, und besonders bei der Feier des heiligen Christfestes, ohne daß es auf irgend eine Weise mit der Religion verbunden und durch sie noch heiliger werde. Und wenn dies endlich auch nur durch ein rührendes, herzliches Gebet in der Gesellschaft eurer Kinder geschieht, so ist ein solches Gebet wahrhafte Weihe des schönsten Tages.

So beginnt das Kind unvermerkt das geistige, höhere Leben, das Leben für Gott und Ewigkeit. So wird die Religion dem kindlichen Herzen ein unzerstörbares Heiligthum, worin es Ruhe und Seligkeit findet in den Tagen der Mannheit und des Greisenalters. Dieser Religionsunterricht, immer angemessen der Fassungskraft der Kindheit, soll nur nach und nach mit zunehmenden Jahren erweitert werden. Es höre endlich das Kind von Jesu, von seinen Wohlthaten und Leiden für das menschliche Geschlecht, wenn es fähig genug ist, die Größe dieser Wohlthaten und Leiden zu würdigen. Man führe es erst dann im Geiste unter das Kreuz des göttlichen Menschenfreundes, wenn es unter demselben Thränen der Liebe, der Verehrung und der Dankbarkeit weinen kann, wenn es die Wollust empfinden kann, welche in dem Gedanken liegt, Jesu Jünger zu heißen.

Doch nie machet die Religion des Kindes zur bloßen Sache der Empfindsamkeit, zum Spiel des Gefühls. Erhitzet nicht bloß die Einbildungskraft der Jugend, und begnüget euch nicht, den Augen derselben durch rührende Erzählungen Thränen zu entlocken. Schön zwar sind auch solche Aufwallungen des Gefühls von weichgeschaffenen Seelen; aber sie sind vorübergehend. Sie können schon ihrer Natur nach nicht von lange anhaltender Dauer sein. Dies saget dem werdenden Jüngling, der werdenden Jungfrau. Saget ihnen, daß fromme Gefühle nur Blüthen der Religion sind; aber fordert Früchte des Glaubens von ihnen, fromme Thaten! Saget ihnen, daß nicht der Hörer des göttlichen Wortes, sondern nur der Thäter desselben ein wahrer Christ sei; daß man

Gott nicht mit Worten, sondern mit tugendhaften Handlungen verherrlichen müsse; daß, wer nicht die Werke der Liebe, der Demuth, des Gehorsams, der Versöhnung, der Gemeinnützigkeit übet — wer sich nicht selbst aufopfern könne für das Glück seiner Brüder, wie Jesus Christus sich aufopferte, auch nicht mit Jesu, nicht in Gott lebe.

Väter, Mütter, christliche Aeltern! lasset uns Gott die theuern Lieblinge unsers Herzens weihen, die er uns anvertraute! Flößet ihnen die heiligen Lehren der Religion mit den ersten Jahren ihres Lebens ein, daß ihre Seele, schon frühe von ihnen durchdrungen, Kraft gewinne, allen Verhältnissen muthvoll und freudig entgegenzugehen.

So könnet ihr einst mit Entzücken vor den Thron des ewigen Richters treten und sprechen: Herr, hier sind die, welche Du uns gegeben! — So könnet ihr einst, wenn der Tod euch von ihnen für eine kurze Zeit scheidet, der beseligenden Hoffnung sein, wieder mit ihnen verbunden zu werden. Denn sie wandelten ja den Weg des Heils mit euch. Sie hatten mit euch im Leben eine Liebe und einen Glauben. Sie hatten mit euch im Tode eine Hoffnung! Eure Schicksale sind mit den ihrigen verbunden, wie eure Seelen unzertrennlich waren.

Ja, was Du vereintest, o himmlischer Vater, das kann das Grab nicht trennen; und was sich in Jesu zu Dir verband, das verliert sich nicht von einander, verliert sich nicht von Dir. — O süßer Trost der Offenbarung, heilige Wahrheit des Glaubens, durchströme auch der Jugend zartes Gemüth, und stärke und beselige es! Und du, heiliger Geist Gottes, führe unsere Kinder durch das Labyrinth des Lebens dem großen, ewigen Ziele aller Geister zu, dem Ziele, welches Jesus uns enthüllte, dem Ziele, für welches er zu unserm Heil sein Blut vergoß. Amen.

20.

Die Neuvermählten.

1. Mos. 2, 18.

Oft habe ich, und nie ohne bewunderndes Vergnügen, die ersten Blätter der heiligen Schrift gelesen, in welchen Moses die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts gegeben. — Die Schöpfung der Welt, wie genau stimmt in der Stufenreihe der Schöpfungszeiten Alles mit den ewigen Ordnungen der Natur überein! — Die Schöpfung der ersten Menschen, der Stammvater der Sterblichen aus Erdenstaub, weil sein Leichnam wieder Erde werden muß, und sein unsterblicher Geist ein göttlicher Odem, ein Theil der Gottheit selbst ist! Und dann die Mutter der Menschen Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, zur Erinnerung, daß Mann und Weib in ursprünglicher Verwandtschaft eins und dasselbe seien, und in jener Liebe dastehen sollen, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche vom Gleichen angezogen wird.

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. (1. Mos. 2, 18.) Einsamkeit ist der Tod jedes Genusses. Eine Freude, die wir nicht mit Andern theilen können, ist keine Freude mehr. Der Schmerz, den ein liebendes Wesen mit uns theilt, ist leichter. Der einsame Mensch hat keine Ermunterung, vollkommener und edler zu werden.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Die Verbindung der Sterblichen zur gegenseitigen Hilfe in der Ehe und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts ist Werk des allweisen Schöpfers. Darum wird mit Recht gesagt: Die Ehe sei eine göttliche Stiftung. Sie ist's; daher auch Naturnothwendigkeit, daher auch heilig bei allen Völkern der Erde, selbst bei den wildesten, deren Geist noch von keiner Offenbarung angeleuchtet ward.

Zwar nicht alle Menschen werden dieses Genusses und Glückes theilhaftig. Zwar es können Zeiten, es können Verhältnisse gebieterisch eintreten, welche es vortheilhafter machen, ehelos zu bleiben. So geschah zu den Zeiten der Apostel. Die ersten Jünger Jesu blieben unvermählt. Nicht weil sie die Ehe nachtheilig hiel-

ten für ein heiliges Leben; sondern weil sie in ihren Tagen nur Verfolgung und Schmach voraussahen, keine bleibende Stätte, kein Vaterland hatten, sondern, entschlossen, sich für die Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums aufzuopfern, keine Rücksichten auf Weib und Kinder nehmen, sich nicht durch Pflichten gegen dieselben in ihrem erhabenen Berufe stören lassen konnten und durften: darum blieben sie unvermählt. Darum empfahlen sie auch Andern, die mit ihnen gleiches Schicksal, gleichen Beruf wählen wollten, das ehelose Leben. Aber, sprachen sie, es ist noch besser, in diesen Stand treten, als durch unordentliche Begierde leiden. (1. Kor. 7, 9.)

Die Ehe ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen mit Menschen auf Erden schließen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens. Hier bewirken Liebe und gegenseitige Zuneigung, oder auch Gewohnheit, das innigste Vertrauen, die bleibendste Anhänglichkeit. Leicht sind andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum oder durch Ungleichheit des Standes und Vermögens, oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe ist ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. — Schon das Sprichwort sagt: Freunde in der Noth sind selten. Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie am Tage des Glücks; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenstrahl der Freude trifft beide. Wenn aller andern Menschen Hilfe und Mitleiden flieht — in der Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand. Die Noth des Einen wird zur Noth des Andern. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum (so redet die älteste Urkunde der Menschheit) sprach Gott der Herr: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei."

Hilfe und Beistand in jeder Lage des Lebens ist also der erste Gewinn des ehelichen Lebens; Trost in Trübsal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theilnahme am Sterbebette. — Ach, der einsame Mensch, sich selbst überlassen, ohne ein liebevolles Wesen, das sich an ihn schließt: wie beklagenswürdig steht er in

seiner Verlassenheit da! Wer erbarmt sich seiner mit der heißen Gattenliebe? Wer schätzt ihn noch, wenn er von allen Andern verkannt wird? Wer sucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn sich die Welt gegen ihn verschwört? Wer wacht sorgsam an seinem Krankenbette aus Liebe, wenn ihn Niemand liebt, und nur um seines Geldes willen oder aus allgemeinem Mitleiden Abwärter ihn pflegen? Wer weint an seinem Sterbelager, an seinem Grabe? Ach, Niemand gehört ihm, und er gehört Keinem an. Er ist unter Blutsverwandten wie ein halber Fremdling, unter Menschen wie ein Einsiedler.

Groß sind die Mühseligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und Beschwerde wird durch eheliche Liebe leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und sorget. Da achtet man den Schweißtropfen weniger, der, von des Tages Last und Hitze erpreßt, von den Schläfen rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in sich, und lebt in dem Andern zugleich. Es ist gleichsam nur ein doppeltes, mannigfaltigeres Leben. Der Kummer vertheilt sich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe öffnet neuen Lebensgenuß. Sie fesselt uns inniger an die Menschheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und dessen Wohlsein. Alles wird bedeutungsvoller, eingreifender und befreundeter. Das ganze Leben gewinnt neue Beziehungen. Den Ehelosen hält nichts ans Leben, als natürliche Todesfurcht; aber doch wird er früher lebenssatt. Er hat von Allem nur halben Genuß. Ihn zieht nicht der geheime Zauber der Natur an Menschen, an ein Vaterland. Er ist überall fremd, weil er überall ungeliebt, einsam wandelt.

Die Seligkeit erhöht sich, das Leben vervielfältigt sich noch mehr, wenn die Ehegatten in ihren Erzeugten gleichsam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen sich Erde und Himmel, und was die Menschheit Heiliges, Schönes, Rührendes hat, enger um das verbundene Aelternpaar zusammen. Nun werden die Begeisterungen eines Vater- und Mutterherzens, nun jene Wonnen wach, die dem Ehelosen unbeschreibbar sind, weil er sie nie empfunden. Wer kann auch Empfindungen beschreiben? Wer kann sagen, wie ihm war, als die erste

Thräne des Entzückens aus seinen Augen blitzte, und tiefe Freude, gleich einer himmlischen Wehmuth, sein Herz beengte?

Die Ehe aber vergrößert nicht nur auf diese Weise das Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frömmer und besser zu sein nöthigt. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches sich ihm ergeben hat. Der ehelose Verbrecher ist verabscheut — der verehelichte ein Ungeheuer. Er reißt Gattin und Kinder mit sich in den Abgrund. Der Ehelose zittert bei Unglücksfällen nur für sich selbst, und oft ist er sich selbst sehr gleichgültig. Die Vermählten aber zittern für einander — inbrünstiger wird ihr Gebet zum rettenden Gott. Der Ehelose geht — wem ist er Rechenschaft schuldig unter den Menschen? — und überläßt sich seinen Lüsten. Die Vermählten werden gegenseitig von einander näher beobachtet. Keiner von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne vom Andern bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Diese verborgene Aufsicht, dieses unvermeidliche Beobachtetsein im engvertrauten Beisammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl außerdem leicht möglich gewesen sein würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beschränkt, der Tugenden leichtere Herrschaft, und baut einen Himmel schon auf Erden.

Doch, leider, nicht jede Ehe! — Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend denen, welche zu diesem Bündniß aus Leichtsinn oder Zwang, mit Widerwillen oder bloß des Geldes wegen, aus leidenschaftlicher, blinder Zuneigung, die an Andern alle Fehler übersieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung kleiner Vortheile, sich die Hand am Altare reichten! —

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder mit Widerwillen geschlossen: ist er einmal geschlossen, auch dann steht es noch in der Wahl der Vermählten, ob sie sich einen Himmel oder eine lebenslange Hölle bereiten wollen! — Der Schritt ist gethan! — Ein furchtbar entscheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens!

Gewöhnlich ist der Ton, welchen Neuvermählte schon im ersten Jahre gegen einander annehmen, von unaus-

bleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenseitigen Betragen ab. Wie man dieses in den ersten Wochen oder Monaten anfängt, wird es allmälig wie Grundsatz herrschend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer kommt man davon wieder zurück. Darum gebietet die einfachste Lebensklugheit, strenger, als je, in den ersten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man sich begegnet. Wer es versäumt, hat nachher nur seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Wichtigste, seinen Leichtsinn abzulegen. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zusammengetreten sein mögen, und hätten sie sich vorher auch Jahre lang einander schon gekannt: nie kennen sie sich so, nie sind sie einander so erschienen, wie sie im engsten, vertraulichsten, täglichen Beisammenwohnen einander kennen lernen und erscheinen. Hier erst stehen ihre Denkarten ungeschmückt vor dem Blick des Andern; hier erst erfahren sie stündlich in hundert Kleinigkeiten, die sie berühren, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit ihrer Meinungen, Urtheile, Gefühle und Neigungen; hier erst entfalten sich zwischen ihnen allerlei Widersprüche und Abweichungen, die sie nicht erwartet hätten. Daher dann oft nachher die Klage des Einen über den Andern, man habe sich vor der Verehelichung verstellt, man sei getäuscht worden. Nein, auch wenn es kein Theil auf Betrug angelegt hatte, war doch natürlich, daß man vorher nur allgemeine, verworrene Vorstellungen vom Andern besaß, die, als man in nähere, mannigfaltigere Vertrautheit kam, wie Täuschungen aufgelöset wurden.

Aus dieser Ursache ist's nicht ungewöhnlich, daß selbst unter guten Menschen, selbst unter solchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die ersten Jahre der Ehe nicht so rein=glücklich sind, als die nachfolgenden, wo man die gegenseitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder, wie man zu sagen pflegt, sich einander besser verstehen lernte.

Doch welcher Widerspruch, welcher Zwist sich auch jemals erheben möchte: alle daraus erwachsende Gefahr wird im ersten Keim vernichtet, wenn Neuverehelichte sich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böse zu werden, auch nicht verstellter Weise

zu zürnen. — Besser ist es, ein Unrecht dulden, als begehen, oder ihm schwerere Folgen zu geben, als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte, doch ungefällige Neckereien mindern endlich immer das gegenseitige Zutrauen, erkalten unmerklich die vorhandene Liebe, und ziehen noch größere Entzweiungen nach sich. Quälereien, Vorhalten eines begangenen Fehlers, eines begangenen Unrechts, und wenn auch nur scherzweise, setzen mit der Zeit eine Bitterkeit an, die gewöhnlich schwer wieder auszutilgen ist.

Wo zwei Menschen sich für Lebenszeit einander zugeschworen haben, darf kein Eigensinn, kein Zwist, keine Herrschsucht stattfinden; nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten! Der Mann herrscht durch Ueberzeugung und Vernunftstärke; sein Herrschen ist nicht trotziges Gebot, sondern unmerkliches Leiten des schwächern Weibes zu dem, was recht, gut und nützlich ist. Das Weib herrscht durch Liebe und Achtung, die es dem Gatten für sich einflößt. Ihr Herrschen sei nicht kindischer Eigenwille, der sich behaupten möchte, sondern sanftes Umlenken des Mannes durch Güte, wo es irren könnte.

Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchste Vollkommenheit zu geben, sei der Neuvermählten unverbrüchlicher Grundsatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Das Weib wisse, was in des Mannes Brust vorgeht; der Mann sehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch seine eigenen. So lebt Eins im Andern. So werden zwei Seelen eine Seele. So wird die Ehe das heilige Geisterband, das kein Schicksal, kein Tod mehr bricht und in der Ewigkeit fortdauert! — Wehe, wer vor dem Andern Geheimnisse hält! — Diese haben schon oft, selbst wenn sie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des Andern nicht mitgetheilt wurden, den ersten Grund zu den schauderhaftesten Mißverständnissen gelegt. Lieber offenbare sich Eins dem Andern, sollte auch das Entdecken dessen, was man gern verhehlen möchte, dem Andern im ersten Augenblicke unlieb sein. Mittheilung hindert größere Uebel, und versüßt selbst das Bittere, mildert selbst die Schuld, und macht wenigstens das Allergefährlichste in einer Ehe unmöglich, daß Fremde sich zwischen Gatten stellen. Was Beider Geheimniß

und Anliegen ist, werde nie Sache und Mitwissenschaft eines Dritten. In dieser Hinsicht sollen selbst Vater und Mutter wie Fremdlinge dastehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauses entflieht, wo Gatten sich einander nicht selbst genug und nicht Alles sind, wo eine andere Person sich zwischen sie drängt!

Kein Geheimniß unter den Gatten! Man weiß nicht, wozu der den Andern berechtigt, welcher sich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in seinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wissen darf, da ist nicht Einheit mehr, da ist schon eine Art Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz soll man sich davor hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrunde tändeln, dessen Tiefen ja Niemand kennt.

Wo gegenseitige Offenheit, innige Vertrautheit besteht, da wird, da muß Liebe mit jedem Jahre wachsen, da wird, da muß Jeder auf eigene Reinheit bedacht sein. Diese Reinheit vermehrt die gegenseitige Hochachtung, und diese Hochachtung ist die Quelle neuer Liebe.

Und endlich, das Heiligste, die Grundlage aller ehelichen Glückseligkeit, das Wichtigste, ohne welches jede Ehe schlechterdings unglücklich werden muß — es ist Religiosität. Auch die Ehe ist dem Verhältnisse des Christen zu Christo ähnlich, ja, damit eins. Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland. (Eph. 5, 23 u. f.) Der Mann ohne Religion, dem Gottheit, dem Ewigkeit ohne Bedeutung sind, ist jeder Schandthat, jedes Betruges, er ist des Ehebruches fähig; fähig, Weib und Kind zu verrathen, zu verlassen, ins Elend zu jagen. Das Weib ohne Religion ist ein werdendes Ungeheuer, eine unzuverlässige Stütze des Gatten, schon vor dem Traualtare von verdächtiger Treue! Die Elende, in deren Gemüth kein Gott wohnt, kann nie einen Mann lieben, sondern nur ihr augenblickliches Gelüst; sie bringt Rohheit in die Freude, und Verzweiflung in den Schmerz.

Nie sollen — ist ihnen das Heil ihrer Tage theuer — Neuverehlichte gleichgültig auf diesen Gegenstand blicken. Denn wenn der Andere keinen Gott mit Andacht liebt, keine Vergeltung der

Ewigkeit fürchtet: was kann den binden? was ihn schrecken? was ihn bleibend begeistern? Und wären in dem Einen religiöser Sinn und Gefühl zum Theil oder ganz erloschen: so entzünde der Andere nach und nach den Funken wieder durch Wort, durch Beispiel und That. Mächtig wirkt der Umgang. Durch die Länge desselben nimmt unvermerkt Eins des Andern Gesinnungen und Grundsätze an, und hält oft für eigene Ueberzeugung, was manchmal nur Frucht der Gewohnheit ist. So kann ein religiöser Mensch nach und nach auch in demjenigen, der der heiligsten Wahrheiten spottete, den erstorbenen Glauben wieder beleben. Erst so steht das Lebensglück gegen alle Stürme fest gegründet. O wie herrlich, mit einer Liebe durchs Leben, mit einer Hoffnung in den Tod zu gehen!

Ihr, die ihr hintretet, den Bund der Vermählung vor dem Allgegenwärtigen zu schwören, beherziget wohl: es ist der Bund der Treue, des Trostes, des Beistandes in den Stunden der blutigsten Leiden, des grauenvollsten Verhängnisses! — Sie werden kommen, die Tage der Thränen — von eurer Weisheit hängt es ab, ihre Schrecken zu besiegen. Aber ohne Glauben im Leben, ohne Liebe in der Ehe, ohne Hoffnung im Tode ist kein Sieg! —

21.

Die Ehe.

Erster Abschnitt.

Matth. 19, 4—6.

Wie viele schöne, sanfte, edle Triebe
Entquellen nicht der ehelichen Liebe,
Damit durch sie, von Volk zu Volk, die Erde
Gesegnet werde!

Nur darum sollten hier aus einem Blute
Wir all' entspringen, all' aus einem Blute!
Daß wir zu Gottes Kindern schon auf Erden
Vereinigt werden.

Von allen Verbindungen, welche Menschen mit Menschen im Leben knüpfen, kenne ich keine, die ehrwürdiger, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Ehe.

Ehrwürdig ist sie, denn sie ward von der Gottheit selbst angeordnet. Die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts erzählt uns die Schöpfung des Mannes und Weibes, und ihre Verbindung durch die Hand Jehova's. (1. Mos. 2, 18.) Er legte in die Natur der Sterblichen den ewigen und heiligen Trieb zu gegenseitiger Vereinigung. Jedes Geschlecht ehrt in dem andern Vorzüge, welche ihm mangeln; des Weibes holde Sanftmuth und zartere Empfindung mildert des Mannes Ungestüm und Trotz, so aus dem Gefühle seiner Kraft entspringen; des Mannes Stärke und Muth beschirmt des Weibes Schwäche. Geleitet von den heiligen Naturtrieben nähern sich Jünglinge und Jungfrauen, und aus ihrer Liebe blühet die Ahnung der göttlichen auf. Alle Völker feiern mit Ehrfurcht die Stiftung der Ehe; allen ist sie und ihr Recht ein unantastbares Heiligthum.

Wichtig ist diese Verbindung, wie kaum eine andere jemals sein mag. Es ist die innigste, welche geschlossen werden kann. Die Vermählten haben ihr Lebensglück zu einem einzigen gemacht. Sie sind sich durch Natur die vertrautesten Freunde. Das Schicksal, welches über dem Haupte des Einen schwebt, trifft auch unabwendbar das Haupt des Andern. Sie theilen Segen und Fluch, die Freude und die Thränen, den Ruhm und die Schmach, den Wohlstand und die Dürftigkeit. Sie gehören einander, wenn ihnen Niemand mehr gehören will. Sie wandeln mit einander die gleiche Straße, und erst an den Klippen des Grabes scheitert ihr unauflöslicher Bund für diese Welt. Selbst die Bande, welche Brüder und Schwestern vereinen, selbst die Bande, welche Aeltern mit ihren Kindern zusammenknüpfen, sind weder so gewaltig noch so dauerhaft, wie der Ehe heiliges Band. Der Jüngling tritt aus dem Vaterhause in die stürmischen Verhältnisse der Welt hinaus. Er wird selbst Mann. Kein Vater schützt, keine Mutter tröstet ihn mehr. Er sieht die Greise zu Grabe gehen. Sein Trost ist das auserwählte Weib seines Herzens. Ihm gehört er allein an. Für dieses sorget, arbeitet, wirkt und lebt er. Und das Weib hat für ihn Vater und Mutter verlassen. Er ist ihm nun allein, was sonst Aeltern waren; ihm hanget es an, und empfängt aus seiner Hand

Glück und Elend, wie er es seinerseits durch die Hand der Gattin empfangen muß.

Folgenreich ist diese Verbindung, wie kaum eine andere. Aus ihr entspringt der meisten Sterblichen höchstes Erdenwohl und höchstes Leiden. Der erwachsene Mensch, getrennt von dem Herzen der ersten Jugendfreunde, ausgegangen aus dem heimathlichen Kreise der Geschwister und Aeltern, bauet nun selbst sein häusliches Glück. Hausfrieden macht ihn, und mag das Schicksal noch so sehr von außen wüthen, selig; häuslicher Unfrieden macht ihn elend, und wäre er noch so angesehen und mächtig vor Andern, gepriesen von allen Zungen, mit Reichthum überschüttet, wie Keiner. Der Mensch beginnt im Stande der Ehe ein neues Leben. Er steht nicht mehr allein auf Erden. Mit sanften Banden ist er an die Verhältnisse des Lebens unauflöslich geknüpft. Vater- und Mutterfreuden, keinen andern Lebensfreuden ähnlich, werden empfunden; Vater- und Muttersorgen, keinen andern ähnlich, werden getragen. Die Gegenwart wird wichtiger, die Vergangenheit lehrreicher, die Zukunft anziehender, als sonst.

Um dieser Ehrwürdigkeit der Ehe willen, ohne die das menschliche Geschlecht verlöschen oder verwildern würde, um dieser Wichtigkeit der Ehe willen, die das häusliche und eben darum innigste Wohl und Weh des Lebens begründet, ist es frevelhaft, der Ehe selbst und ihrer Heiligkeit zu spotten. Es ist Spott göttlicher Stiftungen, es ist Spott des Schöpfers; es ist Spott der schönsten Gesetze der Natur und aller daraus stammenden Glückseligkeit!

Eben dieser Wichtigkeit der Ehe und ihrer nothwendigen Ordnung willen für die Fortdauer des menschlichen Geschlechts, für die Wohlfahrt der Staaten, für das Heil der einzelnen Bewohner eines Landes, ist der Luxus und Prachtaufwand verderblich, welcher die gesetzlichen Ehen vermindert, für einander gleichsam geschaffene Seelen trennt, und sittenlose Verirrungen und Ausschweifungen befördert.

Sitteneinfalt erleichtert viele glückliche Verbindungen, und erschwert nicht die Vereinigung von Personen, welche durch die Uebereinstimmung ihrer Denkarten, ihrer Gefühle sich gegenseitig einen Himmel auf Erden zu bereiten im Stande gewesen sein wür-

den. Der übermäßige Aufwand, welcher besonders in den Städten heutiges Tages üblich geworden, die Bequemlichkeiten und Genüsse, welche sich der Mann nicht versagen will, die Zerstreuungen und der Prunk, zu welchem die Jungfrau gewöhnt worden, machen es oft beim besten und redlichsten Willen des Mannes unmöglich, eine Verbindung zu stiften, wo sein beschränktes Vermögen allein nicht ausreichen kann, die Wünsche zweier Personen zu erfüllen, und den doppelten Aufwand zu bestreiten, welchen Stand oder angenommenes Vorurtheil fordern.

Dies ist des Luxus gefährlichste Seite. Hier ist's, wo er das meiste Gift in die Ruhe der Familien, in die Lebensfreuden edler Männer und Jungfrauen gießt. Er zerreißt der Natur heilige Ordnungen, widerspricht ihren schönsten Trieben, löset die edelsten Wünsche beglückt sein könnender Wesen in Seufzer auf, und mißbraucht die heiligen Triebe der Natur zu unnatürlichen Lüsten, oder zu gesetzlosen, Gesundheit und Familienwohl verpestenden Ausschweifungen. So trennt er Menschen von Menschen; leitet zu der nur sich selbst vergötternden, alles Andere verschmähenden Selbstsucht; löset den Verein des Volkes auf, die Achtung des Gesetzes, die Liebe zum Fürsten, und entnervt das Geschlecht.

Der Luxus, als Mörder glücklicher Ehen, oder Haupthinderniß solcher Verbindungen, welche auf eine beglückte Zukunft berechtigt sein könnten, verdiente daher mit Recht den Fluch aller Zeiten, aller Weisen, aller Völker, und verdient den Haß jedes Nachfolgers Jesu. Denn was wider des Schöpfers Ordnungen streiten will, was der Gottheit Stiftungen verletzen kann — darf es der Christ lieben? darf er es dulden?

Nächst dem Luxus, welcher die gesetzlichen Ehen erschwert oder verhindert, ist es der Leichtsinn vieler Menschen besonders, welcher dem Zweck der göttlichen Stiftungen entgegen arbeitet, und das zur Quelle des lebenslänglichen Leidens macht, was der Ursprung des irdischen Wohlergehens und lebenslänglicher Zufriedenheit sein sollte.

Empört sich der Luxus gegen die Ehrwürdigkeit der Ehe, so spielt der Leichtsinn verächtlich mit ihrer Wichtigkeit. Er selbst ist meistens nur eine Frucht schon tief verdorbener Sitten. Er ver-

wandelt den Hauptzweck der ehelichen Verbindung in eine zufällige Nebensache, und macht das Zufällige zur Hauptsache.

Der Zweck der Ehe ist, nächst der Fortpflanzung des Geschlechts, die gegenseitige Beglückung und sittliche Vervollkommnung der Vermählten eines durch den andern für Lebenszeit. Diese wechselseitige Beglückung ist nicht möglich, ohne eine solche Beschaffenheit der Empfindungsweise und Denkart der Verbundenen, vermöge welcher sie gern in und für einander leben, freudig die Fehler und Forderungen abwerfen, die dem Andern mißfällig und allzuanstößig sein könnten. Es ist daher bei Schließung eines solchen wichtigen Vereins wahrlich weniger auf die Vollkommenheiten und Tugenden der zu Vermählenden zu achten, als auf die Fehler und übeln Eigenschaften und Gewohnheiten, durch welche sie einander verhaßt werden können; Fehler und üble Eigenschaften, welche durch Mängel in der Erziehung oder durch Gewohnheit gleichsam schon zur andern Natur geworden sind, und nicht mehr leicht abgelegt werden können.

Denn niemals noch ist eine Ehe durch die Güte und den Edelmuth der Vermählten, sondern durch die denselben anklebenden und allzutief gewurzelten Fehler unglücklich geworden. Darum muß bei Neuzuvermählenden mehr auf diese, als selbst auf ihre übrigen Tugenden geachtet werden, wenn man mit Wahrscheinlichkeit das Glück oder Unheil der Verbindung voraus erkennen will. Denn man sieht viele zufriedene Ehen, wo die Verbundenen vielleicht beiderseits ohne ausgezeichnete Tugenden sein können; aber sie sind nicht unglücklich, weil sie gegenseitig durch keine auffallenden, den geselligen Umgang und das Beisammenleben verbitternden Untugenden beschwerlich werden. Dagegen erblickt man oft Verbindungen unseliger Art von Personen, welche beiderseits durch glänzende Tugenden und vortreffliche Gemüthseigenschaften sich vor einer großen Menge Anderer auszeichnen, aber auch gewisse Fehler, Schwächen und Eigenheiten führen, die an sich und für das öffentliche Leben äußerst geringfügig scheinen, und im engen, häuslichen, beständigen Beisammensein unerträglich werden können.

Nicht selten ist es die erste Liebe und Zuneigung der Personen selbst, welche gegen jene Fehler blind macht, und nur an einander

Tugenden und Vollkommenheiten bewundern läßt. Oft ist es Mangel näherer und genauerer gegenseitiger Bekanntschaft, welche es hindert, die verborgenen Schwächen und Anstößigkeiten des Andern zu entdecken. Denn wie gern verbirgt man seine Unvollkommenheiten vor demjenigen, welchem man liebenswürdig erscheinen möchte!

Aber so lange Liebe und Zuneigung nicht mehr eine sanfte Empfindung, sondern wilde, alle Vernunft überwältigende Leidenschaft ist, so lange ist jedes Urtheil ungültig, jede Wahl blindlings gemacht, und eben darum gefährlich. Wehe den Unglücklichen, welche, wenn zuweilen auch die sich ermannende Vernunft mahnt und warnt, diese verscheuchen, um mit wahnsinnigem Verlangen den geliebten Gegenstand zu erhalten, nur dessen Tugenden sehen, dessen Mängel verschleiern wollen. Liebe kann ewig dauern, Leidenschaft nie. Diese verfliegt nach Erreichung ihres Ziels; aber auch die Liebe verfliegt, und Ekel und Haß ersetzt ihre Stelle, wenn sie sich endlich überzeugt, ein falsches Ziel erreicht zu haben. Die Vollkommenheiten des Geliebten fesselten unsere Aufmerksamkeit zuerst; aber seine Fehler empfinden wir erst dann schmerzlich, wenn wir mit ihm in engen, unauflöslichen Verhältnissen stehen müssen.

Das Urtheil der Leidenschaft ist jedesmal ein Urtheil des Leichtsinns, und eben deswegen tadelnswürdig, weil es mit dem Glück und der Heiterkeit unsers ganzen künftigen Lebens verwegen tändelt. Wer sein lebenslängliches Wohl und Weh gründen will, höre auf, in dem Augenblick zu scherzen, der seinen höchsten Ernst, seine angestrengteste Vorsicht auffordert. Er mäßige die ungestüme Gewalt der Leidenschaft durch — die Zeit. Er schließe keinen Bund, ohne den, welchem er seine ganze irdische Seligkeit hingibt, kennen gelernt zu haben. Er gewöhne sich, scharfsichtiger gegen dessen üble Eigenschaften, als gegen Vollkommenheiten zu sein. Denn nicht diese gründen so sehr das Glück der Ehe, als es jene zerstören werden. Derjenige aber hat am weisesten gewählt, welcher seine Hand zum ewigen Bunde nur solchem darreicht, von welchem er überzeugt sein kann, daß auch j e d e a n d r e Person mit demselben und durch denselben nicht unglücklich sein könne.

Oefter aber noch, als der Leichtsinn der Leidenschaften jugendlicher Personen, stiften außerordentliche Nebenrücksichten der Aeltern und Verwandten, welche über eine eheliche Verbindung zu verfügen haben, das Unglück der Ehen, das lebenslängliche Trübsal zweier Menschen, die in jeder andern Verbindung zu den frohesten und glücklichsten Sterblichen hätten gezählt werden können.

Und aus welchen unlautern Absichten werden nicht oft Personen zur ehelichen Verbindung gezwungen, die einander vielleicht nur wenig oder gar nicht kannten, die einander entweder mit todter Gleichgültigkeit oder Widerwillen betrachteten!

Gewöhnlich ist es darum zu thun, einem Kinde nur eine anständige Versorgung zu verschaffen, daß es in der gewohnten Art, in den gewöhnlichen Verhältnissen und Bequemlichkeiten fortleben könne. Ob aber auch die Gemüthsart, die Zuneigung der für einander Bestimmten so beschaffen sei, daß nicht nur äußerer Wohlstand, sondern auch innere Glückseligkeit und Zufriedenheit erhalten werde — dies leider wird seltener erwogen.

Allerdings kann zwar keine eheliche Verbindung von der ruhigen Vernunft gutgeheißen werden, wo vorauszusehen ist, daß der Gatte durch eigene Kräfte nicht fähig ist, Gattin und einst Kinder anständig und ehrlich zu erhalten. Aber eben so wenig kann sie gutgeheißen werden, wenn um eines Mehrhabens willen Ruhe und Lebensfreude einer oder zweier Personen hingeopfert werden. Wie viel der warnenden Beispiele von dem traurigen Ausgange dieser übelberechneten Ehen! Wie viel Gram und Sorgen derer, welche sie mit unseliger Hand erzwangen! Wie viel Jammer und Thränen derer, die sie tragen mußten!

Noch läßt sich zuweilen ein solcher schrecklicher Fehltritt der Aeltern durch ihre wohlmeinende, wenn gleich unkluge Vorsorge entschuldigen; aber wer ist's, der diejenigen zu rechtfertigen unternimmt, die aus thörichtem Familienstolz und unchristlichem Hochmuth Verbindungen verschmähen, welche das Glück ihrer Kinder gemacht haben würden, und Ehen erzwingen, welche Ueberdruß, Abscheu, Haß und nagenden Kummer der Verbundenen zur unausbleiblichen Folge haben? Wer wagt es, die Elenden zu vertheidigen, welche, um eigenen Gewinnstes, um eigenen Ansehens,

um eigener Vorliebe willen, das Glück ihrer Kinder verbrecherisch hinopfern, und lieber diese elend, als sich in ihren geheimen Entwürfen gestört sehen? — Gott richtet über euch, und die Welt bezeichnet euch mit der Verachtung des Unwillens. Gott richtet über euch, dessen Stiftungen ihr aus schnödem Eigennutz zernichtet, indem ihr den heiligen Zweck derselben, Lebensglück, vernichtet. Gott richtet über euch, der Vergelter, der die Thränen zählt, der die Seufzer vernimmt, welche eure Selbstsüchtigkeit einem Wesen erpreßt, das zu bessern Schicksalen geschaffen wurde. Ihr erreichet oft euer grausames Ziel; selten aber entgehet ihr der furchtbaren Reue. Sie ereilt euch, wenn auch erst auf dem folternden Sterbebette, wo sie euerm Gewissen das Elend zuflüstert, welches ihr schufet und auf Erden nachlasset.

Nirgends ist eine zartere Grenzscheide zwischen dem weisen Gebrauche und Mißbrauche älterlicher Gewalt gezogen, als da, wo es auf die Wahl eines Gatten oder einer Gattin für Tochter oder Sohn ankommt. Wie leicht, auch bei der höchsten Behutsamkeit, wird die Grenze überschritten; wie sträflich ist es, sie ohne Achtung für göttliche Ordnungen, für Glückseligkeit der unserer Sorgfalt anvertrauten Wesen, mit frechem Leichtsinn oder muthwilligem Trotz, aus Hochmuth oder Geldgier, überschreiten zu wollen!

Aeltern haben in der wichtigsten Lebensangelegenheit ihrer mündigen Kinder nicht mehr befehlende, sondern nur rathende Stimme. Sie sind nicht mehr Gebieter und Erzieher derer, die von ihnen selbst für reif geachtet werden, Andern gebieten und selbst Kinder erziehen zu können. Sie dürfen nicht vergessen, daß durch die Wahl des Gatten oder der Gattin nur des Kindes lebenslängliches Glück, nicht das Glück der Aeltern, gegründet werden müsse. Sie handeln grausam, unvorsichtig und unchristlich, um irgend einer Nebenabsicht willen ihr Kind, gegen seinen Willen, zu einer verhaßten Verbindung zu zwingen.

So wahr dieses ist, so fest gegründet steht auf der andern Seite das Recht der Aeltern, derjenigen ehelichen Verbindung des Kindes ihre Zustimmung zu verweigern, welche nur ein Werk der blinden Leidenschaft ist, und zu Elend und Schmach führen würde. Es ist nicht bloßes Recht, es ist Pflicht christlicher Aeltern, sich einer

solchen unglücklichen und thörichten Wahl des Kindes zu widersetzen. Denn gewöhnlich wird diese Wahl in einem Alter vorgenommen, wo die Leidenschaft noch in voller Kraft über die jugendlichen Gemüther herrscht; wo leicht blinde Vorliebe sie in ein unerkanntes Verderben lockt; wo Kenntniß der Menschen, wo Welterfahrung noch nicht gereift sein können. Hier soll der betagten Aeltern geprüftere Lebensklugheit und Weltkenntniß, der Aeltern ruhigere Erwägung dem ungestümen Leichtsinn der Jugend rathend und leitend zur Seite stehen, und wenigstens verhindern, daß nicht unerfahrner Muth und leidenschaftliche Schwärmerei das ganze irdische Wohlsein eines Kindes verderbe.

Verantwortung vor dem richtenden Gott haben diejenigen, welche aus Stolz oder Gewinnlust ihre Erzeugten einer verhaßten Verbindung hinopfern; aber Verantwortung vor dem richtenden Gott erwartet auch die, welche unbesonnen die Thorheiten eines leicht entflammten jugendlichen Herzens billigen, und da nicht, sei es aus Schwäche oder andern Gründen, ein Unglück verhindern, welches bei einiger Menschenkenntniß vorausgesehen werden kann.

Die weise Wahl des Gatten oder der Gattin also ist's, von welcher nachmals der Friede und die Freude eines ganzen Lebenslaufes abhängen! — Und mit welchem Leichtsinn tändeln so viele Sterbliche über den entscheidendsten Schritt für ihre Zukunft hin! Wie viel tausend heiße Thränen der Reue würden, bei höherm Ernst in solcher Wahl, weniger vergossen sein! Wie mancher endlose Kummer, wie mancher täglich erneuerte Schmerz, wie mancher geheime, die blühendste Gesundheit zerstörende Gram, wie mancher entsetzliche Entschluß der Verzweiflung wäre vermieden worden!

Blicken wir nur um uns her; wie selten sind im Allgemeinen die wahrhaft glücklichen Ehen, von denen man sagen darf: sie sind ein irdischer Himmel, und die Beneidenswürdigen in ihnen sind durch ihre gegenseitige unveränderliche Liebe und Treue über jedes Schicksal erhaben, das sie treffen kann; sie könnten die Welt und ihre Freuden entbehren, sie würden reich und glücklich durch sich selbst sein! — Wie zahlreich sind die Ehen, in welchen gegenseitige Gleichgültigkeit und Ueberdruß herrschen; wo selten ein Tag ohne Sehnsucht nach einem bessern Loose verstreicht; wo die Zwietracht der

Aeltern den Kindern das Herz verwundet, oder sie zur Nachahmung des gottlosen Beispiels reizt!

Und wessen Schuld ist dieses weitverbreitete Uebel? Warum sind so wenige Menschen da am glücklichsten, wo sie es am ersten sein sollten, im Innern ihres häuslichen Lebens? Warum nagt am Wohlsein so vieler Familien ein geheimer Wurm, den sie nur verbergen, weil sie ihn nicht entfernen können, und mit dem verborgenen Elend nicht auch zugleich die öffentliche Schande tragen mögen?

22.

Stief-Aeltern.

Ev. Joh. 19, 25—27.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr;
Bewahre sie, Barmherziger!

Auch Waisen, welche wir erzieh'n,
Die unter unserm Segen blüh'n,
Sie sind den Guten keine Last,
Weil Du sie uns vertrauet hast.

Ja, unsre volle Zärtlichkeit
Sei den Verwais'ten gern geweiht;
Gott liebt sie, Gott verläßt sie nicht;
Wie er zu sein, ist unsre Pflicht!

In der bangen Schreckensstunde, da Jesus, der göttliche Dulder, einsam über der verschwindenden Welt am Kreuze hing; als seine Wunden alle sich beinahe verblutet hatten, und er von Allem abgeschieden war, was ihm hienieden Trost und Freude gegeben hatte, warf er seinen Blick, der zum ewigen Vater gebetet hatte, noch einmal auf die Erde nieder. Da ward er voller Wehmuth noch einige seiner Geliebten gewahr, die auch in der Todesstunde nicht von ihm scheiden wollten — theure Blutsverwandte, die er hilflos im Leben zurücklassen sollte. Er sah seine Mutter Maria, die mit verweinten Augen die Leiden des heiligen Sohnes betrachtete, sah seiner Mutter Schwester, Maria, Cleophas Weib, und Maria Magdalena.

Am längsten verweilte sein Blick voll Jammers auf der verlas-

senen Mutter. Sie ward die letzte, innige Sorge seines Lebens. Er wandte sein Haupt zu Johannes, dem Jünger, dessen sanfte Denkart ihm vor Allen lieb war, und sprach zu seiner Mutter: O Mutter, siehe, das ist von nun an dein Sohn! Und zu Johannes sprach er: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich. (Joh. 19, 25—27.)

Er nahm sie zu sich; er ward ihr Sohn; er erfüllte gegen die verwais'te Mutter die Pflichten eines treuen, dankbaren Kindes; er theilte mit ihr sein Hab und Gut; verpflegte, schützte sie; gab ihr Rath und Freude. Jesus Christus aber, nachdem er die letzte irdische Sorge abgethan hatte, starb nun beruhigt und heitern Geistes, empfahl nun freudig seine Seele in die Hand des ewigen Vaters.

Diese einfache Begebenheit erweckt den Christen zu mancherlei rührenden Betrachtungen. Sie mahnt ihn auch an die schmerzlichen Empfindungen, welche in der Todesstunde wohl das Gemüth eines redlichen Vaters bewegen mögen, wenn er von seinen unerzogenen Kindern für dieses ganze Leben Abschied nehmen muß; mahnt ihn an das Leiden des Mutterherzens im letzten Augenblick, wenn es sich von den heißgeliebten, theuern Kindern losreißen soll. Ach, ein solcher Schmerz ist wohl verzeihlich! Herzen, die durch die Hand Gottes mit den heiligen Banden des Bluts, mit den zartesten Banden der Natur verknüpft waren: wie mögen sie ohne das größte Leiden der Seele von einander geschieden werden? O wie mancher sterbende Vater schlang noch den matten Arm um seinen theuern Liebling, und seufzte: Wem muß ich dich nun überlassen? Wer wird jetzt so für dich sorgen, für dich arbeiten, wie ich gern gesorgt und gearbeitet habe für dich? An wessen Brust wirst du künftig deinen Kummer ausweinen, und wer wird mit dir sein, wenn die bösen Tage eintreten? — Wie manche Mutter seufzte noch den letzten Seufzer für die Kinder, die nun durch ihren Tod zu Waisen werden sollten, und dachte: Ach könnte ich euch in meine Arme schließen und mit hinabnehmen in das stille Land des Friedens! Wer wird von nun an eure Mutter sein, euer irdischer Schutzengel?

Doch, Dank sei es der herrschenden Menschlichkeit! gewöhnlich sind diese Sorgen der Sterbenden und ihre Unruhen, ob zwar sehr verzeihlich, doch unnütz. Wer ist auf Erden so hartherzig, daß er

sich nicht gern der verlassenen Waisen annähme? Wie viel Ruhm bringt es nicht dem, der ein Vater und Schutz derselben heißen kann! Für wen sorgen die Gesetze des Landes und die Obrigkeiten eifriger und mit zärtlicherer Wirksamkeit, als für Waisen? — Selbst für die ärmsten wird eine tröstliche Sorgfalt gehegt. Sie erhalten eine Erziehung, oft besser, als vielleicht diejenige gewesen wäre, die sie von ihren eigenen Aeltern genossen haben würden. Um ihre Versorgung bekümmert sich Obrigkeit und Gesetz am längsten.

Oft sind aber die Verwaiseten dann am schlimmsten bedacht, wenn sie nach dem Tode ihrer guten Aeltern einen Stiefvater oder eine Stiefmutter erhalten. In allen Sprachen drückt dies Wort schon einen traurigen, oft verhaßten Begriff aus. Es ist so weit gekommen, daß der Name einer Stiefmutter zum Sprichwort geworden ist in allem Volk, um die empörendste Lieblosigkeit, die verabscheuungswürdigsten Gesinnungen gegen eine Waise auszudrücken. Und wer in dem Verhältniß eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter steht, prüfe sich doch selbst, ob er verdiene, in der Reihe der Verachtungswerthen zu stehen.

Das Weib, empfindlicher, reizbarer und mit der Erziehung der Kinder unmittelbarer beschäftigt, als der Mann, ist gewöhnlich, wenn ohnehin dem Herzen religiöser Sinn und edles Gefühl mangelt, eine bösere Stiefmutter, als der Gatte jemals ein böser Stiefvater der Waisen sein kann. Daher mag es gekommen sein, daß stiefmütterlicher Haß zum Sprichwort in der Welt werden konnte, weil er der quälendste und hartnäckigste zugleich ist.

Aber woher entsteht auch dieses furchtbare und allgemein verachtete Laster? Woher die Kälte und Lieblosigkeit mancher, ich möchte nicht sagen vieler, Stiefältern gegen ihre Stiefkinder?

Die Ursachen lassen sich leicht erklären. Man beobachte nur die Haushaltungen, in welchen dieses Uebel ankeimt oder reifet.

Meistens ist daran die erste, natürliche Vorliebe für die eigenen Kinder Schuld. Wohl ist es eine natürliche Vorliebe zu nennen, weil doch die Hand der Natur Aeltern mit ihren eigenen Kindern am engsten zusammenschloß. Man wird oft bemerken, daß ein Vater oder eine Mutter gegen ihre unerzogenen Stiefkinder so lange die edelste, herzlichste Zärtlichkeit beweisen, als sie ohne eigene

Kinder sind. Man wird den Vater als Beispiel rühmen, der sein Stiefkind mit einer Sorgfalt pflegt, als wäre es sein eigenes. Man wird eine Stiefmutter ehren, welche das Kind ihres Gatten mit einer Liebe behandelt, wie sie kaum mit einer größern Innigkeit ihr selbstgebornes lieben könnte.

Aber plötzlich ändert sich bei Vielen Alles, sobald neben dem Stiefkinde nun ein eigenes Kind lebt. Dann erlöscht die alte Liebe gegen das fremde, und vereinigt ihre Strahlen nur auf das eigene, um es zu beglänzen, zu erwärmen und zu beseligen; dann schmeichelt es der Eitelkeit schwacher Mütter, schwacher Väter, dies Kind von Andern vorzugsweise gepriesen und bewundert zu sehen; dann erwacht die Eifersucht, wenn irgend einmal das fremde in den Augen Anderer liebenswürdiger als das eigene erscheint; dann regt sich der Neid, wenn man es sich nicht verbergen kann, daß das Stiefkind noch Eigenschaften besitzt, wodurch es eben so liebenswürdig, oft noch angenehmer als das eigene werden dürfte; dann schwillt der Haß, wenn man jenes vielleicht durch besondere Verhältnisse beglückter sieht, als das eigene, oder wenn es eben so große Ansprüche auf Liebe und Pflege macht. Dann verkleinert die unbillige Selbstsucht an dem Stiefkinde das Gute, welches man sonst an ihm rühmte, und vergrößert seine allfälligen Fehler, die man sonst mit Edelsinn zu entschuldigen oder sanft zu ändern suchte. Man erblickt in jedem kleinen Vergehen ein großes Verbrechen, in jedem finstern Blick eine geheime Bosheit, in jeder Thräne eine Heuchelei und Tücke, oder Rache.

So ist der Friede des Hauses gebrochen, so die Glückseligkeit aller Gemüther zerstört. Und wodurch? Ach, durch die Unvorsichtigkeit und Thorheit oft eines einzigen Menschen, eines Menschen, der in allem Andern sonst gut, liebenswürdig und edel sein kann.

Diese traurigen Veränderungen entspringen nicht sogleich in ihrer ganzen Größe; aber das Uebel wächst mit den Stunden und Jahren. Erst erkaltet die Liebe, ehe sie sich in ungerechten Haß oder gar in schimpfliche Verfolgung verwandelt. Erst wird das Stiefkind mit weniger Zärtlichkeit behandelt; dann mit Gleichgültigkeit; dann mit Ueberdruß und Widerwillen; dann mit geheimem Groll; endlich mit offenbarer Ungerechtigkeit und Grausamkeit.

Und dann erst zieht Unsegen und Elend im Gefolge vorher unbekannter Leidenschaften und Laster in das vormals glückliche Haus ein.

Es entsteht Kälte, bald auch Zwietracht unter den Gatten. Der Vater sieht mit Schmerz sein geliebtes Kind überall durch stiefmütterliche Unbilligkeit hintangesetzt und vernachlässigt. Die Mutter sieht mit Wehmuth die Härte eines Stiefvaters gegen das Kind ihrer frühern Ehe, welches sie ihm zubrachte. Anfangs sucht man noch durch gütige Vorstellungen das Uebel zu mindern; bald wird der Wortwechsel öfter, bald auch bitterer geführt; endlich die Uneinigkeit und der Hauszwist herrschend und zur Hölle des ehelichen Lebens. Und allen daraus entspringenden Mißmuth muß der unglückliche Gegenstand des Haders, das unschuldige Stiefkind, die Halbwaise büßen.

Es entsteht Zwietracht der Familie; die Verwandten theilen sich in Parteien, theils zum Schutz der verstoßenen Waise, theils zur Vertheidigung der stiefälterlichen Ungerechtigkeit. Der gute Ruf des Hauses geht unter.

Es entsteht Zwietracht zwischen den Stiefgeschwistern. Sie hassen und beneiden sich gegenseitig um die kleinen Vorzüge, welche bald diesem, bald jenem gegeben werden. Sie ahmen den Thorheiten ihrer unklugen Aeltern nach, und saugen das Gift der bittersten Leidenschaften von denen ein, die ihnen Beispiel der Tugend und Liebe sein sollten. Die Anlagen ihres Herzens werden verderbt, ehe sie noch Zeit hatten, sich zu entfalten, und der Grund lebenslänglicher Unzufriedenheit wird gelegt, wo man den Grundstein ihrer künftigen Glückseligkeit zu legen hatte.

Es entsteht Zwietracht zwischen Aeltern und Kindern, die sich in die spätern Jahre forterbt. Jedes Ungemach kann ein Kind mit leichtem Sinn vergessen; aber Ungerechtigkeiten, die es in dem zarten Alter der Hilflosigkeit erdulden mußte, verschmerzt es auch in den spätesten Zeiten nicht ganz: sie empören durch ihre Erinnerung noch lange auch das sanfteste Gemüth.

O du, welchen Gott eine Waise anvertraute, der du Vater oder Mutter sein sollst, möchten diese Worte dein Gemüth erschüttern! Möchte der Anblick dieser Wirkungen eines stiefväterlichen oder stiefmütterlichen Sinnes dich an dich selbst erinnern, daß du zu dir

sprächest: Und wie ist es mit mir? Bin ich edler, christlicher? Bin ich meinem Stiefkinde, was ich vor Gott sein soll, was Johannes einst der Mutter Jesu war?

Die Natur lehrt dich dein eigenes Kind mit Zärtlichkeit umarmen; aber sie lehrt dich nicht, das Stiefkind mit unbarmherziger Gleichgültigkeit von einem Herzen wegdrängen, in welchem es gern ein Vater- und Mutterherz verehren möchte. Ehrwürdig ist deine Liebe zu den Selbsterzeugten; aber heiliger und verdienstvoller ist deine Liebe zu dem Stiefkinde, welchem du einen verstorbenen Vater oder eine zu früh erblaßte Mutter ersetzen sollst! Denn sein eigenes Kind liebt auch der Wilde. — Es ist kein Verdienst darin vor Gott und Menschen; aber Vater oder Mutter sein im ganzen Umfange des Wortes für eine vater- oder mutterlose Waise, erst dies beweiset den Adel deines Gemüths, die Schönheit deiner Denkart. Erst dies zeugt für dich, daß du in Gottes und Jesu Geist wandelst, daß du nicht zu dem gemeinen und verachtungswürdigen Haufen derer gezählt werden darfst, durch die der Name eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter zum Namen der Schande geworden ist.

Was du deinen eigenen Kindern sein sollst, lehrt dich die Natur — sie allein gab dir deine Pflichten; sie schrieb sie tief in dein Herz. Aber als du vor dem Altar mit dem Gatten das Stiefkind gewannst, da übernahmst du nicht minder große, nicht minder rührende Verpflichtungen; du übernahmst Verpflichtungen gegen die Lebenden und gegen die Todten. Du versprachst Gott, indem du in den Stand dieser Ehe tratest, einer Waise Alles zu ersetzen, was sie durch den Tod ihres Vaters, ihrer Mutter verloren hatte. Du wolltest ihr Vater, ihre Mutter heißen und werden.

Ach, wenn es in bessern Welten dem Geist einer verstorbenen Mutter vergönnt ist, das Loos ihres Kindes auf Erden zu wissen — mit welcher Wehmuth und Liebe wird sie auf das Verlassene hinblicken! Sie ist es, welche dich segnend vor Gott dem Vergelter nennt, wenn du ihrer Waise eine neue Mutter geworden bist. Sie ist es, welche dich vor Gott dem Vergelter anklagt, wenn du die Waise mit kalter Gleichgültigkeit einsam und mutterlos lässest!

Siehe, wenn in wenigen Monaten dir dein Todesengel erschiene — und kennst du die Länge deiner Tage? — wenn er er-

schiene und dich hinwegriefe aus den Armen deiner Gattin oder von deinem eigenen Kinde — wie würde es dir sein? Was würdest du selbst von Gott erflehen? Was möchtest du dem jungen Sohne, der jungen Tochter wünschen, die du als Waise fremden Händen überlassen sollst? O du fühlst es, dein Herz rief es laut! — — Wie, und du lebst, und bist gewissenloser gegen das Kind einer fremden Ehe, als du von Andern wünschest, daß sie nach deinem Tode gegen dein eigenes sein sollen? Wie vereinigst du solche schreiende Widersprüche in einem redlichen Gemüth? Gehe hin, und werde deinem Stiefkinde, was du wünschest, daß, wenn du stürbest, auch Andere einst gegen dein eigenes sein möchten! Vergiß es nicht, daß Vergeltung schrecklich auch auf Erden wohnt! Vergiß es nicht, daß dich und dein Thun vielleicht der Blick der Seligen beobachtet, gewiß aber der Allwissende sieht!

Gehe hin, schließe die Waise an dein Herz, die du zu wenig liebtest, und die durch deine Kälte verlernte, Zutrauen und Liebe zu dir zu haben; schließe die Waise an dein Herz, zu welcher wenigstens Freundschaft aus Mitleiden enspringen muß; schließe die Waise an dein Herz, die vielleicht darum minder gut und liebenswürdig geworden ist, weil du sie nur allzugleichgültig versäumt hattest; schließe die Waise an dein Herz und denke, daß ihre etwaigen Fehler nur Früchte deiner eigenen Vergehungen gegen sie sind.

Und wenn du diese Waise noch so liebevoll behandelst, ach! du ersetzest ihr doch nicht Alles, was sie zu beweinen hat. Sei noch so gütig, du bist ja doch nicht der Vater, sondern nur Pflegevater; sei noch so zärtlich, ach, deine Liebe quillt ja doch nicht aus dem tiefen Innern eines Mutterherzens gegen das gute Pflegekind! Nein, eine liebe Vaterhand läßt sich nie ganz durch eine fremde Hand, und ein Mutterherz durch kein anderes ersetzen!

Und kannst du selbst nicht deine Vorliebe für das eigene Kind verläugnen, o verläugne sie wenigstens deinem Gatten, er wird gerührt deinen Edelsinn und dies zarte Gefühl mit verdoppelter Achtung und Liebe vergelten. Verbirg sie wenigstens dem Stiefkinde, und verrathe sie nicht in Thaten, nicht in Worten, nicht einmal in Geberden, und du wirst dir ein freundliches Herz zueignen, das nach einem theilnehmenden Herzen sucht; dich wird

doppelte Liebe von allen Seiten und die Ehrfurcht der Welt umringen. Denn wie man die Lieblosigkeit der Stiefältern allgemein verachtet und hasset, um so höhere Gerechtigkeit und Bewunderung pflegt man der Tugend solcher zu zollen, die den Stiefkindern eben so treue, zärtliche Aeltern sind, als wären es die eigenen.

Verbirg deine Vorliebe den Kindern — sie sind scharfsichtiger als die Erwachsenen, weil ihre Aufmerksamkeit noch durch weniger Gegenstände zerstreut ist; weil sie noch auf nichts so sehr achten, als auf die Mienen und Worte ihrer Aeltern, in denen sie ihre Gebieter, ihre Geliebten, ihre Schutzengel, ihre Vorbilder zu sehen berechtigt sind. — Wehe, wenn jemals deine Vorliebe durch unvorsichtige Liebkosungen den Neid des Minderbeglückten rege machte: du hast den Samen der Hölle in den Boden der Liebe gestreut. Wehe, wenn deine Vorliebe dich jemals zu einer Ungerechtigkeit gegen das minder geliebte Kind verleitete: du hast der Unschuld Thränen erpreßt, die Gott zählt.

Und einst, wenn dies von dir mit Vater- und Muttertreue gepflegte Stiefkind erwachsen ist; wenn es einsieht, wie Großes, unaussprechlich Großes du an ihm gethan hast, da du selbst dein eigenes Herz und dessen natürliche Regungen überwältigen mußtest, um nicht weniger zu scheinen dem Einen wie dem Andern: erst dann wird dir diese ehrwürdige Liebe mit heiliger Liebe vergolten werden. Erst aus der Erkenntniß der Wohlthat entwickelt sich die Fülle der Dankbarkeit! Daher die nicht seltenen Beispiele, daß Stiefkinder im spätern Alter lebhaftere Theilnahme, oft rührendere Beweise der Anhänglichkeit gegen gute Pflegeältern gaben, als rechte Kinder. Denn was diese sich oft als Wirkungen von Pflicht anzusehen gewöhnen, erkennen jene als Zeugen einer uneigennützigen Liebe und Seelengüte, und ein dankbares Gemüth wendet ihnen alles das Gute und die Treue wieder zu, welche sie von Stiefältern in den Jahren der Minderjährigkeit genossen. Als Kinder erkannten sie noch nicht, **was** du ihnen gegeben, aber wohl sahen sie schon darauf, **wie** du ihnen gabst. Als Erwachsene verstehen sie aber auch, **was** du für sie gethan.

Christlicher Vater, Mutter, Christen! Werdet rechte Aeltern, liebevolle, auch den Waisen. Machet den Namen des Stiefvaters

und der Stiefmutter zu einem ehrwürdigen Namen in euerm Hause, in eurer Gemeinde. Gedenket immerdar eurer Pflichten gegen Gott, den ewigen Vater der Waisen — seid ihr nicht selbst Verwaisete, die der Barmherzigkeit des Allliebenden theuer sind? — Gedenket eurer Pflichten gegen die Verstorbenen, deren abgeschiedener Geist die Waisen umschwebt, und von euch fordert, ihnen Vater, Mutter zu sein! Gedenket der Pflichten gegen eure Gatten, deren Herz ihr verwundet, indem ihr die Kinder einer frühern Ehe weniger zärtlich pfleget, als die eigenen. Gedenket des Schicksals eurer eigenen Erzeugten, deren Herz ihr unfehlbar durch ungleiche Behandlung der Stiefgeschwister verschlimmert, oder denen ihr in diesen wenigstens nicht wahre, in Zukunft gern theilnehmende Brüder und Schwestern erziehet! Gedenket eures süßen Trostes in der Sterbestunde, wenn euch Aller Lippen einmüthig einen schönen Segen nachrufen in die Ewigkeit, und Keiner der Eurigen schweigt bei euerm Sarge; wenn sich die Hände Aller falten zum heißen Dankgebet zu Gott, der euch ihnen zum gleichen Trost, zur gleichen Freude erkoren und gegeben hatte. Gedenket des Wiederfindens in der Ewigkeit, wo auch das Stiefkind, euer Bruder, in Verklärung euch entgegenjauchzt, und der Geist eines edeln Vaters, einer treuen Mutter euch segnend begrüßt, deren Stelle ihr auf Erden so edel bekleidet habet bei den Verlassenen!

23.

Die Ehe.

Zweiter Abschnitt.

Ephes. 5, 22—23.

Von Dir sind, Gott, der Ehe Freuden,
Du, der Du Mann und Weib erschufst,
Und sie im Glücke, wie im Leiden,
Zu großer Pflichten Uebung rufst.
Wohl ihnen, wenn sie Dir sich weih'n,
Ihr Glück wird groß, wird göttlich sein!

Mit Liebe gehn auf gleichen Wegen
Sie zu des Lebens Ziel hinan;
Gemeinsam theilen sie den Segen,
Den sie aus Deiner Hand empfah'n.
Und ihr vereinigtes Gebet
Ist's, was zu Dir, o Vater, fleht.

Was auch das Leben Bitteres mit sich bringe, und wie hart auch oft das Schicksal des Menschen sei — treue Freundschaft erleichtert ihm endlich jede Bürde, und verschönert ihm jedes Verhängniß. Ohne theilnehmenden Freund ist der Schmerz doppelt, den du empfindest, und die Freude entzückt dich weniger, wenn du sie einsam genießen sollst, wie ein Verbannter.

Die Ehe ist der schönste, der heiligste, der dauerhafteste Bund der Freundschaft, geweiht von den Händen der Religion und der Natur! — Hier verbindet sich mit dem Bedürfniß des Herzens zugleich die Nothwendigkeit des Beisammenseins durch gesetzliche Ordnungen. — Ein anderes Interesse, Zeitumstände, Verschiedenheit der Meinungen, Verschiedenheit der Lage, Verschiedenheit des Vermögens, Entfernung des Ortes, Veränderung des Wohnplatzes können den Freund oft gleichgültig gegen den Freund machen, das Herz erkalten — aber die Gatten haben nur einerlei Interesse, einerlei Genuß des Vermögens, einerlei Schicksal, einerlei Wohnort. Für Lebenszeit verbunden, sind sie sicher, nie getrennt zu werden, als durch den Tod, welcher endlich alle irdischen Verknüpfungen auflöset. Schon die Gewohnheit, sich beständig zu sehen und einander die Nächsten zu sein, macht ihnen das Bedürfniß, mit einander und für einander zu leben, unentbehrlicher; und das

Dasein fröhlicher Kinder, Zeugen ihrer Liebe, wird ein neues, mächtiges Band, welches die beglückten Aeltern fester an einander schließt.

Wer schützt das schüchterne Weib kräftiger und entschlossener, als der Gatte, welcher für dasselbe im Sturme des Lebens handelt und erwirbt? Wer achtet und liebt es zärtlicher, wenn schon die Rosen der Jugend verblüht sind, als der treue Gatte, welcher in der verblühten Gefährtin seiner Tage noch ihre sanften Tugenden und die ganze schöne Vergangenheit seines Lebens liebt? — Wer lohnt dem Manne seine Mühen, seine Aufopferungen, seine vielfachen Beschwerlichkeiten angenehmer, als die vertraute Gattin, welche in ihm ihren einzigen und besten Freund, ihren Versorger, ihren Schutzengel erblickt? Wer weiß ihn besser zu trösten, und mit sich selbst zufriedener zu machen, wenn er seine Anstrengungen nirgends belohnt und sich selbst von allen Andern verkannt sieht, als die Vertraute seines Herzens, die ihn am besten beurtheilen kann? Für wen ordnet sie ihr Hauswesen, sinnt sie auf Anmuth und Schmuck, sorgt sie in der Einsamkeit; für wen sucht sie, sich selbst vergessend, neue Freuden zu erfinden, wenn es nicht für den Einzigen ist, dem sie ganz gehört, ohne welchen sie selbst verlassen und freudenlos sein würde? Für wen ringt der Mann nach Achtung, Ansehen und Vermögen, wenn er die Glücksgüter des Lebens nicht mit einer Seele theilen könnte, die ohne Neid sich seines Glückes freuet, wie ihres eigenen? Und wenn des Lebens Gebrechlichkeiten und Schwächen eintreten: wer trägt sie mit größerer Geduld, als das treue Herz, welches mit uns des Lebens schönere Stunden einst theilen konnte? Wenn Krankheiten uns an das Schmerzenlager binden: wer sorgt mit treuerer Pflege, als die treue Hand, welche sich an die unsere für ewig festschloß? — Bezahlte Miethlinge können uns Arzneien reichen, aber ihrem Blicke fehlt die mitleidige, um unsere leisesten Wünsche forschende Liebe. Fremdlinge können bei unsern Leiden trauern, aber sie verlieren bei uns nicht, wie ein Gatte oder eine Gattin, die Hälfte ihres eigenen Lebens. Sie empfinden nur den fremden Schmerz, aber nicht den ihrigen; sie beklagen unser Leiden, aber sie leiden es nicht selbst.

Darum ist die glückliche Ehe des irdischen Lebens höchstes Gut. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gewalt ersetzt sie; nur durch

sie wird, was der Schöpfer Herrliches dem Menschen verleiht, zu einer genußvollern Gabe.

Aber, wie sind der durchaus glücklichen Ehen im Allgemeinen so wenige! Wie häufig sehen wir die Spuren häuslichen Unglücks, Folgen ehelicher Zwietracht, Zerrüttungen des Hauswesens durch Uneinigkeit der Vermählten, Klagen auf Scheidungen und freiwillige Trennungen!

Den ersten Grund zu dem furchtbarsten aller Uebel im gesellschaftlichen Leben legte meistens die unvorsichtige Wahl der Gatten. — Oft war es der Rausch der Leidenschaft, in welchem Liebende den Bund der Ehe schlossen, ohne sich selbst genau mit ihren Fehlern zu kennen. Sie sahen nur die Annehmlichkeiten des künftigen Standes, nicht die nothwendigen Mühseligkeiten, die er mit sich führt. Aber dem Rausche folgte Nüchternheit, der Leidenschaft und ihren kühnen Träumen folgte Erschlaffung und Sättigung. Die sich vorher mühsam und wohlbedacht durch Darstellung alles dessen zu gefallen suchten, was für sie einen vortheilhaften Eindruck erregen konnte, erblicken sich nun alltäglich und in ihrer Alltäglichkeit. Viele Erwartungen sind nun getäuscht. Manche Fehler und Unarten, sonst zurückgehalten und verschleiert, werden nun sichtbar, und verwunden. Vollkommenheiten, mit welchen man in der äußern Welt glänzen kann, sind oft im stillen, häuslichen, alltäglichen Leben ohne Wirkung und Werth. So entstand Gleichgültigkeit, wo man vormals Begeisterung empfand. Man glaubt sich von Andern getäuscht, ohne zu bedenken, daß Jeder sich in der ersten Leidenschaft selbst getäuscht hat, und sich täuschen lassen wollte. Es entstehen Vorwürfe, sie werden erwiedert; man macht Ansprüche, sie werden nicht immer erfüllt. Eigensinn und Widerspruch, Ueberdruß und Reue kehren ein, und der Hausfriede ist entflohen.

Andere hatten die Ehe aus Nebenabsichten geschlossen. Es war um Vergrößerung des zeitlichen Vermögens zu thun; oder um des Familienstolzes willen wurden Ehen erkünstelt oder erzwungen, ohne Rücksicht, ob auch die künftigen Gatten gefällige Eigenschaften und Fehlerlosigkeit genug hatten, die weite Lebensreise freundlich und verträglich mit einander machen zu können. Die Verbindung geschah; der Familienstolz hatte sein Opfer; die Gewinnsucht hatte

ihr Ziel erreicht. Allein alles Gold der Welt wiegt keinen Fehler auf, der uns am Andern unerträglich wird, und das Leben endlich zur Last macht; alle Zufriedenheit stolzer Verwandten söhnt das leidende Herz mit dem Elende seiner Lage nicht aus, die nur mit öffentlicher Schande oder mit dem Tode aufhören kann. Die gewonnenen Lebensbequemlichkeiten sind angenehm; aber beneidenswürdig ist doch das Glück des Armen, der vor dem Vermählungsaltar zwar kein Gold, aber ein mit ihm eng verbundenes liebendes Herz gewann. Was hilft's, wenn die Thränen des Schmerzes auf Gold und Seide niederfallen? Sind sie darum milder? Was hilft's, im Wohlstande einen freudenlosen Sinn, eine unbeglückte Zukunft zu haben? Können Ansehen und Pracht die Wunde eines blutenden Herzens heilen?

Eine zwietrachtvolle Ehe ist das martervollste Verhältniß des gesellschaftlichen Lebens; denn alle andern Verbindungen sind leicht zu lösen, aber die Bande der Ehe nie ohne Schwierigkeit. Sie verwandeln sich in eherne Ketten, die uns an unsern ewigen Widersacher festschließen, bis der Tod voll Erbarmens sie brechen will. Mit jedem neuen Morgen begegnet dem Beklagenswürdigen die Furcht vor neuem Verdruß. Man weicht sich aus, um froher zu athmen, und trifft zusammen, um neue Kränkungen zu erfahren. Mit dem Frieden des Hauses ist der Segen entflohen. Zur Todesstunde des Einen lächelt das Auge des Andern.

Nicht immer liegt die Quelle dieses namenlosen Unglücks in der mißlungenen Wahl der Gatten. Oft verschlimmern sich die Denkarten derselben in der Ehe selbst erst, und Fehler, die vorher kaum dem Keime nach vorhanden waren, entwickeln sich erst im vertrauten Beisammenleben.

Oft sind es weder Laster noch verbrecherische Neigungen, welche das Glück der Ehe stören, sondern zuweilen nur geringe Fehler, anstößige Eigenthümlichkeiten, die das Auge eines Fremden kaum wahrnimmt. Aber eben diese, allen andern Menschen verzeihlich scheinenden Unarten und Schwächen können im engen Verein der Ehe die ganze Seligkeit des Hauses verbannen.

Je länger diese Fehler geduldet werden, je tiefer der gegenseitige Mißmuth sich in die Herzen eingräbt: je tiefer und unerreichbarer

versinkt das Lebensglück; je unmöglicher wird, wo nicht die gegenseitige Versöhnung der Gemüther, doch ihre freundschaftliche Verbindung.

Sind Hausfrieden und Frieden des Herzens ein Bedürfniß, ein hohes Gut, so sei auch christlicher, das heißt, weiser Ehegatten erstes Streben, sich selbst von Fehlern zu befreien, die Zwietracht und Kälte erzeugen können, oder Versöhnung unmöglich machen. Keiner fordere vom Andern Vollkommenheiten, die er demselben nicht zuerst an sich selber zeigt; Keiner zürne über des Andern Fehler, bevor er nicht selbst an sich jeden Fehler vertilgt hatte, der seinem Lebens-, seinem Freuden- und Leidensgenossen verhaßt scheint. Niemand traue dem Andern alles Unrecht allein zu, sondern erkenne, daß auch er Irrthümer und Fehler begangen habe, die das häusliche Glück störten. Wenn wir nicht geliebt werden, ist es nicht die Schuld dessen, der uns nicht lieben kann, sondern unsere eigene Schuld, daß wir uns entweder nicht liebenswürdig zu machen, oder nicht liebenswürdig zu erhalten wissen.

Um in der Ehe jene Liebenswürdigkeit zu bewahren, durch welche die Verbindung vielleicht gestiftet worden, oder doch verschönert werden kann, müssen wir uns mit jenen geselligen und einnehmenden Tugenden schmücken, die nie ihres angenehmen Eindrucks verfehlen. Dahin gehört Schamhaftigkeit auch im vertrauten Umgange, diese Zierde des Mannes und des Weibes, ohne welche beide sich bald Gegenstände des Ekels und Ueberdrusses werden; Reinlichkeit, welche auch dann noch dem Aeußern einen Reiz gibt, wenn schon die erste Jugendblüthe verwelkt sein mag, und welche nicht selten die Stelle körperlicher Schönheit ersetzt, indem sie die frische Gesundheit und Fülle der Kraft bewahrt; Gefälligkeit in Anstand, Worten und Handlungen, die, und wäre sie anfangs auch nur erkünstelt, zuletzt Sache bleibender, in Natürlichkeit und Bedürfniß übergehender Gewohnheit werden muß.

Liebe und Hochachtung können durch kein Gesetz erzwungen, sie müssen erworben werden. Willst du Hochachtung, so sei hochachtungswürdig. Willst du Liebe? zeige dich liebenswürdig. — Der vertraute Umgang im ehelichen Leben, weit entfernt, zu mancherlei Nachlässigkeiten zu berechtigen, erfordert größere Behutsamkeit und

zartere Schonung, als der Umgang mit Fremden. Denn diesen werden wir nicht so leicht alltäglich und gemein, als dem, mit welchem wir beständig beisammen wohnen. Oder hat derjenige, welchen wir selten sehen, höhere Ansprüche auf unsere freundschaftlichen Aufmerksamkeiten, auf unsere einnehmende Artigkeit, als die Person, welcher wir unser tägliches Lebensglück danken, indem wir das ihrige machen? Nie berechtigt der vertraute Umgang im ehelichen Leben zu anstößigen Redensarten, beleidigenden Grobheiten, Zurücksetzungen. Denn eben diese sind meistens die Quelle vieljähriger Leiden. Unanständigkeiten, von einem Fremden empfangen, werden vergessen, wie man ihn aus den Augen verliert; aber die Erinnerung an sie verliert sich in der Ehe nicht aus dem Gedächtnisse, wo man den beleidigenden Theil beständig nahe hat, und diese Nähe und die übrigen Verhältnisse die Bitterkeit des Verdrusses erhöhen.

Das Glück des Lebens ist gerettet, wo Gatten den unverbrüchlichen Bund eingehen, niemals einander die äußerlichen Zeichen der gegenseitigen Achtung zu versagen, und nie, auch bei einem vorfallenden Zwist der Meinungen, weder im Scherz noch Ernst Groll zu hegen oder zu heucheln, sondern, es geschehe auch was da wolle, immer Liebe, immer Zutrauen für einander zu bewahren. Selbst auch nur ein verstelltes Zürnen gegen einander ist im ehelichen Leben, bei aller herrschenden Liebe, gefährlich und tadelhaft. Man soll sich nicht scherzend an gewisse Rauhheiten im Umgange gewöhnen, die unfehlbar endlich in Ernst sich verwandeln, wenn es späterhin darauf ankömmt, irgend einen Wunsch, eine Ansicht durchzusetzen. Auch nur Mangel an Liebe und Hochachtung h e u c h e l n, ist Verbrechen gegen den Frieden des Hauses, weil nichts leichter ist, als dasjenige zu werden, was man gezeigt hat, das man sein könne.

Ein Hauptgesetz des Ehestandes aber ist es, daß die Gatten, verschwiegen gegen alle Welt, auch gegen ihre Busenfreunde über die innern Angelegenheiten ihres Hauses, doch die hellste Offenherzigkeit, die unverbrüchlichste Aufrichtigkeit für einander selbst in Allem haben müssen, was sie beide und ihr Verhältniß als Gatten, Lebensgenossen und Aeltern angeht. Das erste Geheimniß, welches einer vor dem andern bewahrt, ist der unvermeidliche Tod des gegenseitigen Vertrauens. Die erste Täuschung, welche einer dem

andern bereitet, vernichtet die innige, unzerstörbare Zuversicht auf einander für ewig; denn wer da täuschte, fürchtet immerdar, der Andere könne es auch; und wer getäuscht ward, gibt sich nicht mehr ohne Mißtrauen hin. Der Mann durchblicke das Herz seiner Gattin; das Weib wisse ihren Mann, wie er sich selbst weiß und kennt. Dann erst sind beide eine Seele, eine Liebe, eine Frucht, eine Hoffnung, ein Leben in zwei Körpern.

Die glücklichsten Verbindungen sind durch Mißtrauen der Gatten zerrissen worden, und oft schon ist die häusliche Glückseligkeit guter Menschen vernichtet worden durch einseitiges Bewahren eines unseligen Geheimnisses, durch davon veranlaßte Mißverständnisse, durch Mangel gegenseitiger Erklärungen. Ja, selbst wenn es ein Fehler ist, welcher begangen ward, er werde dem Andern nicht verhehlt. Wer Muth genug hat, ihn willig zu bekennen, bezeugt damit den Muth, ihn nie wieder zu begehen, und entwaffnet durch dies Vertrauen den Unwillen des Andern. Die gegenseitige Liebe und Zuversicht bleibt unverletzt, und der Nichtfehlende wird den Bereuenden nur um so inniger schätzen.

Da, wo Gatten für einander Geheimnisse nähren können, wo die gewissenhafte Aufrichtigkeit fehlt, ist jedem Unglück der Ehe das Thor geöffnet, und für mancherlei Ungemach ein Schlupfwinkel bereitet. Da können geschwätzige Zwischenträger und Ohrenbläser ihr ungehemmtes Spiel führen; da können falsche Freunde sich zwischen die Herzen der Vermählten drängen; da können listige Versucher selbst die Heiligkeit des ehelichen Vertrages antasten, und Treulosigkeiten eintreten.

Das schwerste Verbrechen gegen den durch Religion, Natur und bürgerliche Ordnung geweihten Bund der Ehe ist der Bruch dieses Bundes durch Untreue. Der Ehebrecher ist den Menschen ein Gräuel; er ist es als Meineidiger, welcher die vor dem Allgegenwärtigen gelobten Eide bricht und den heiligsten Vertrag verletzt — er ist es als niedriger Wollüstling. Die Ehebrecher wird Gott richten. (Hebr. 13, 4.)

Ich will nicht des häuslichen Jammers gedenken, welchen dieses Verbrechen erzeugt; nicht der Schmach, welche hier und in

Ewigkeit der Sünder trägt; nicht der Foltern der Eifersucht, welche er in sein unglückseliges Haus bringt.

Treue im Vertrage ist die erste Bedingung, unter welcher der Mensch dem Menschen sich anschließt. Ehebruch endet die Ehe.

Aber — wenn auch nicht durch eine Schandthat — schon durch unreine Begierden, die im Herzen geduldet werden, ist die Ehe gebrochen und entweiht, spricht Jesus. (Matth. 5, 27. 28.) Denn eine herrschende Begierde ist die Grundlage zu allen Vergehungen; sie erkaltet das Herz gegen den Gatten, macht blind gegen dessen Tugenden, vergrößert dessen Fehler, und brütet glückzerstörende Leidenschaften aus.

Selbst nur der Schein der Untreue, oder der Schein einer Zuneigung für Andere, ist tadelhafte Unklugheit, und strafbar. Der Schein, indem er das Haus entehrt, kann die Wuth der Eifersucht erwecken, welche allen Lebensgenuß im Keime zerstört, die Ehe zur Hölle macht, indem er auf immer das stille, herzliche Vertrauen aus der beängsteten Brust verstößt.

Wenn schon nicht Jeder so bald zum groben Verbrecher wird, wie es der wahrhafte Christ am wenigsten sein kann: so sind dennoch ihrer Viele, ja selbst gute Menschen, auf andere Weise durch ihre Unvorsichtigkeit, durch Eigensinn, durch Widerspruchsgeist, Urheber am Verfall des ehelichen Friedens und häuslicher Glückseligkeit. Sie brechen den Werth und das Wesen der Ehe durch kindisches Nachhängen ihrer Launen, wodurch sie allmälig das Herz des Gatten von sich entfernen; oder gefallen sich, um Herrschaft zu beweisen oder die Kraft ihres Geistes zu zeigen, in allen Dingen entgegengesetzter Meinung zu sein, um ihre Wünsche mit schonungsloser Lieblosigkeit zu vertheidigen. Diese opfern einer nichtswürdigen Thorheit das höchste Glück des Lebens auf, vergiften, gleich Wahnsinnigen, vor deren Werk der besonnene Mensch erschrickt, ihre Freuden, ihre Ruhe, ihr ganzes Leben, ihre Gesundheit.

Nur ein Mittel wider diese Seelenkrankheit ist uns verliehen: es ist, was Du, o Jesus, göttlicher Weltlehrer, gabst — Liebe! Nur Liebe erzeugt Hochachtung und stilles, gutmüthiges Vertrauen; nur Liebe duldet schonend die Fehler des Andern, und sucht die gelegensten Augenblicke, ihn freundlich von denselben zu entwöhnen,

ohne ihn vor sich selbst allzusehr, geschweige vor fremden Zeugen, herabzuwürdigen. Und wäre endlich auch diese höhere Liebe für den Andern nicht in unserer Brust: so müßte Liebe für uns selbst, und daß der Ehestand so erträglich, so dornenlos als möglich würde, uns zu solchem weisen, vorsichtigen, edelmüthigen Betragen hinleiten; — so müßte Liebe für uns selbst uns reizen, durch Wegwerfung unserer Fehler und Schwachheiten, durch Annahme neuer Tugenden, die Hochachtung des Gatten, Zufriedenheit mit uns selbst, heitern Genuß der Lebensstunden, und Achtung vor der Welt zu erwerben.

Liebe und Religion vergöttlichen den Bund der Ehe. Ach, die, welche hienieden das Loos des Lebens theilen, sie sinken einst mit den gleichen Hoffnungen in des Todes Arm. Sie sehen der gleichen Ewigkeit entgegen; mit gleichen Empfindungen erheben sie ihr Gemüth zum Vater der Welt. Wo Dein Glaube, o Jesus Christus, lebendig in den Herzen wohnt, da herrscht ungetrübte Seligkeit; da ist keine freudenlose Ehe möglich; — da erbt der frommen Aeltern Liebe und Tugend auf beglückte Nachkommen!

24.

Das ehelose Leben.

Erste Betrachtung.

1. Kor. 7, 32.

Es kann nicht sein! In keinem Stande
Wohnt alles Glücks Vollkommenheit;
Nicht in der Ehe schönem Bande,
Nicht in des Einz'gen Einsamkeit.
Und wen nicht Aelternwonn' erfreut,
Fühlt auch nicht Aeltern-Herzeleid.

Du, Gott, hast Jedem zugemessen,
Das, was für ihn das Beste ist;
Du kannst, Du Treuer, nicht vergessen,
Wen Menschenwankelmuth vergißt;
Und wallt er einsam seine Bahn,
Du nimmst Dich seiner liebend an.

Ein heiliger Eifer beseelte viele Bekenner Jesu in den ersten Zeiten des Christenthums, das ehelose Leben zu wählen, um desto

ungehinderter die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Völkern zu befördern. Daher empfahlen die Apostel selbst, und auch wegen der damaligen für die Christen gefahrvollen Zeiten, unvermählt zu bleiben. „Ich wollte nur (schrieb der Apostel Paulus seinen Freunden zu Korinth), daß ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle.“ (1. Kor. 7, 32.)

Diese Worte wurden aber nur zu bald in den nachfolgenden Jahrhunderten mißverstanden. Aus Schwärmerei fing man sogar an, die von Gott selbst zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts angeordnete Ehe für beinahe etwas Sündliches zu halten. Aus übertriebenem Eifer zogen sich Männer und Frauen in Einsamkeiten und Klöster zurück, um ihr ganzes Leben dem Gebet und geistlichen Betrachtungen zu weihen. Ihr Glaube war lebendig, ihr Vorsatz edel, aber fruchtlos und ohne Werke. Nicht Jesus Christus, nicht seine ersten Jünger, nicht deren Schüler flohen in die Einöden; sie traten ins Leben freudig hinaus, und suchten durch ihre Arbeiten die Vermehrung menschlicher Glückseligkeit.

Heute noch ist das ehelose Leben nicht ungewöhnlich. Aber ganz andere Ursachen tragen dazu bei; Ursachen, welche nicht sowohl aus Eifer für Religion, sondern aus dem Verfall der Religiosität hervorgehen; Ursachen, welche die häusliche Glückseligkeit zahlloser Familien stören. Daher sind sie allerdings dem Christen und Weisen wichtig genug, auf sie, auf die Quellen mannigfaltigen Verderbens, hinzublicken.

Auch noch heutiges Tages werden Jünglinge und Mädchen der ehelosen Einsamkeit in Klöstern gewidmet; aber nicht sowohl aus jener übertriebenen Begierde, durch solche Opfer dem Himmel gefälliger zu werden, als vielmehr, und nur allzuoft, um den Söhnen und Töchtern, welche kein reichliches Erbe zu hoffen haben, ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Welch eine Entweihung der Kirche! welch ein Mißbrauch der Religion, die man benutzt, die Lücken der Haushaltung auszufüllen!

Darum haben weise Fürsten, um diesem Mißbrauch zu steuern, und manches unglückliche, jugendliche Schlachtopfer des Geld- und

Ehrgeizes zu retten, mit Recht und Pflicht die übermäßige Zahl der Klöster vermindert.

Noch ein anderer Mißbrauch des Religionseifers findet in unsern Tagen in verschiedenen Ländern statt, welcher oft schon die traurigsten Wirkungen erzeugte. Es ist dies das den Lehren Jesu und seiner Apostel zuwiderlaufende Verbieten der Ehen zwischen Personen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Welch eine ungeheure Macht des grausamsten Vorurtheils, um der Religion Jesu willen Herzen zu trennen, welche sich für einander geschaffen fühlen! Welch eine Unwissenheit in den Wahrheiten des göttlichen Wortes noch in Tagen, da kein Dorf mehr ohne Lehrer ist!

Schon zur Zeit der Apostel trugen verschiedene Christen Bedenken wegen der Ehe, deren Glieder sich zu ungleicher Religion bekannten. Weniger anstößig war es, wenn ein Christ eine Jüdin, oder ein Jude eine Christin heirathete; denn die meisten Christen waren vorher dem mosaischen Gesetze zugethan gewesen. Aber gefährlicher schien es dem Christen, eine Heidin zur Frau zu haben, oder der Christin, das Weib eines Ungläubigen zu sein. Daher ward Anfrage über Zulässigkeit solcher Ehen gethan. Ja, Viele mochten glauben, man müsse das schon geschlossene Band deswegen wieder zerreißen.

Aber Petrus lehrte: Ich erfahre mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. (Ap. Gesch. 10, 34. 35.) Und noch bestimmter eiferte Paulus gegen die übertriebene religiöse Aengstlichkeit in Rücksicht der Ehen. So ein Bruder ein ungläubiges Weib hat (schrieb er, 1. Kor. 7, 12 — 17), und dieselbe läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiliget durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiliget durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein: nun aber sind sie heilig. So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen. Was weißt du aber, du Weib, ob du

den Mann werdest selig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdest selig machen? Doch wie einem Jeglichen Gott hat ausgetheilet, ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, also wandle er. Und also schaffe ich es in allen Gemeinen.

So sprachen die göttlichen Boten, denen Offenbarung ward durch unsern Herrn. Wie, und noch heute, nach fast zweitausend Jahren, tragen Christen Bedenken, sich zu vereinigen durch Ehen mit Christen von einem andern kirchlichen Bekenntnisse? Mancherlei ist die Verehrung Gottes durch Jesum in mancherlei Kirchen und Sprachen: aber hat denn mehr als ein Christus für uns gelitten? Sind denn mancherlei Christenthümer? War es den ersten Christen und Christinnen keine Sünde, mit Ungläubigen in einer Ehe zu leben, wie mag es Sünde sein für Personen, die einen Gott und einen Jesum glauben, wenn gleich auf verschiedene Weise verehren? Wie, ihr blinden Eiferer, ist euer Christenthum besser, als das Christenthum eines leidenden Paulus, oder eines sich selbst für den Glauben hinopfernden Petrus? Wie, sind thörichte Menschensatzungen, die den finstern Zeitaltern allgemeiner Unwissenheit entstammen, göttlicher als das Wort Gottes? — Die Verbote der Ehen von ungleichem Glaubensbekenntnisse sind gegen den Geist des wahren Christenthums, Beweise eines unverständigen Eifers der Vorwelt. Daher haben mit Recht und Pflicht christliche Obrigkeiten, den ältesten Stiftungen der Jesuskirche gemäß, jene Menschensatzungen aufgehoben in unsern Tagen. Schwer aber ist es, so alte, so tief eingewurzelte Vorurtheile im unwissenden Volk auszutilgen. Dahin gehe das Streben derer, welchen an Wiederherstellung des ersten Glaubens liegt, um so dem Heiland in Wort und Werk zu folgen, wie Petrus und Paulus folgten. Es kann wohl die Religionsverschiedenheit zwischen Eheleuten manchmal eine Quelle von Mißhelligkeiten werden, besonders wenn Kinder nicht eine gleichmäßige Erziehung erhalten können; aber unter wahrhaft gebildeten Christen soll dies nie die Eintracht stören, und Vernunft und Liebe Alles leiten.

Doch mehr noch, als Mißverstand und Unwissenheit in den Wahrheiten des Christenthums, befördert Irreligiosität und werk-

thätiger Unglaube die in großen und mittlern Städten zunehmende Ehelosigkeit.

Dieser werkthätige Unglaube äußert sich überall im Verfalle der Sitten, im Entweichen von ihrer alten Einfalt. Die herrschende Ueppigkeit des Aufwandes, die Pflege überflüssiger Bedürfnisse, das Nothwendighalten eines gewissen äußern, dem Stande entsprechenden Glanzes, verursacht, daß mancher redliche Mann durch seine Arbeiten kaum so viel verdienen kann, um sich selber zu erhalten, geschweige ein Weib und Kinder zu ernähren. Umsonst ruft die Natur, umsonst die Erfahrung, umsonst das göttliche Wort: laß dir an Wenigem genügen! Die Macht des Vorurtheils ist gewaltiger; die verderblichste Thorheit geht der einfachsten Lebensweise vor. Menschen sind Wochen lang Sklaven, sorgen und ringen, um durch ihren Fleiß Dinge zu erwerben, von welchen sie selbst bekennen, daß sie derselben zum stillen Glück des Lebens, zur Erhaltung eines gesunden Leibes und frohen Geistes nicht bedürfen. Oft, wenn aller Fleiß vergebens ist, die Menge thörichter Bedürfnisse zu bestreiten, greifen sie zu unerlaubten Mitteln; sie tasten mit verbrecherischer Hand unerlaubtes Eigenthum an; sie vernichten die Lust des Lebens, um zu leben, wie Eitelkeit und Mode es gebieten; sie werden aus falschem Ehrgeiz ehrlos.

Eben so trägt die leichtfertige Erziehung der Töchter nicht wenig zur Verminderung des ehelichen Lebens und der häuslichen Glückseligkeit bei. Das Vermögen der Aeltern verschwindet im entbehrlichen Aufwande, um mehr zu scheinen, als man ist. Aus Eitelkeit oder Neid ahmt eine Familie der andern nach, und gegenseitig steigert man den Ueberfluß unnützer Lebensbedürfnisse zu eigenem Verderben. Dadurch wird der Tochter oft die nöthige Ausstattung entzogen, mit welcher sie einen jungen würdigen Mann in Stand gesetzt haben würde, seine Geschicklichkeit und Kenntniß anzuwenden. Sie bleibt vergessen und ehelos, obwohl ihr Herz, ihre Tugend einen Gatten hätte glücklich machen können. Die strafbare, unhaushälterische Lebensart ihrer Aeltern wird die Schuld, daß sie dem heiligen Beruf der Natur und den stillen Wünschen ihres verwaiseten Herzens nicht folgen kann. Ein einsames, oft

nur allzufreudenloses Dasein klagt den Leichtsinn der Aeltern vor Gott an.

Die Hoffart der Aeltern in Erziehung der Töchter beschränkt sich aber nicht bloß auf Verschwendung, sondern sie arbeitet thätig, die jungen weiblichen Gemüther schon mit den ersten und für das Leben wichtigsten Jahren zu Grunde zu richten. Nicht ohne die Absicht, ihnen einen Mann aus höhern Ständen zu verschaffen, bildet man sie für einen Stand aus, den sie selten oder nie erreichen. Dann, in ihren Hoffnungen getäuscht, taugen sie mit ihrer Kunst, sich zierlich zu kleiden, oder reizend zu tanzen, oder mit Gesang und Musik zu glänzen, oder Gedichte herzusagen und über die Werke angenehmer Schriftsteller zu plaudern, noch weniger für den Stand, zu welchem sie ihr geringes Vermögen oder ihre Herkunft hinweiset. Sie gehören zu den zahllosen Verbildeten ihres Geschlechts, welche für das wirkliche Leben nicht passen, weil sie nie dafür verständig erzogen wurden. Die Ausschweifungen der Lesesucht haben ihre Einbildungskraft mit Hirngespinnsten und läppischer Schwärmerei erfüllt; das edle weibliche Gefühl für das abgestumpft, was ewig wahr und gut und ewig schön ist; die zarte Empfindsamkeit in erkünstelte und nachher zur andern Natur werdende Empfindelei verunstaltet; ihre einfache Anmuth ist in widerliche Ziererei und Gefallsucht verkehrt; ihr Verstand ist leer, ihr Herz vergiftet, ihr Gewissen vielleicht schon mit heimlichen Sünden befleckt. Welcher redliche Mann, wenn ihn nicht wilde Leidenschaft bethört, mag einer solchen sittlichen Mißgestalt die Hand zum ewigen Bunde bieten? Und wenn es geschieht, wie ist in solchen Ehen dauerhaftes Glück zu erwarten? — Daher so viel Elend in Palästen wie in Bürgerhäusern. O klaget nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechten Sitten an, und die Verkehrtheit eures Verstandes!

Diese unschickliche Erziehung der Töchter wirkt verderblich auf das männliche Geschlecht zurück. Mancher, der sich nicht in der Lage befindet, den stolzen Ansprüchen, den zahlreichen angewöhnten Bedürfnissen der Jungfrau, die er lieben könnte, Genüge zu leisten, gibt die Hoffnung zu einer Ehe auf, die ihn beglückt haben würde. Er verschwendet den Ueberfluß seines Einkommens für rohe Gelüste, da er ihn nicht im nüchternen, häuslichen Leben für Weib und Kind

anwenden darf. Er stillt seine wilden Triebe, wie er mag und kann. An Gelegenheiten fehlt es ihm nicht, und Gewohnheit lehrt ihn frech sein. Er, nur mit dem Ausschuß des weiblichen Geschlechts vertraut, kennt keine Sittsamkeit, keine Unschuld. Verführungen nennt der ekelhafte Bösewicht Triumphe. Mit Witz sucht er sein viehisches Treiben zu verschönern, bis er entnervt, oder als Opfer schändlicher Krankheiten, hinsinkt, ein früher Raub seiner Laster. Oder rettet er noch nach langen Ausschweifungen Leben und zitternde Gesundheit, so ist Uebersättigung die Folge seiner Ungebundenheit, oder auch ungerechte Würdigung und Verachtung des weiblichen Geschlechts, weil er nur die ehrlosesten Glieder desselben kennen lernte; oder eine nie glückliche Ehe, weil das vergiftete Geblüt und das entnervte Wesen des Vaters mehr oder weniger in kränkelnden Kindern laut wird, und die Gattin heimliche Verachtung gegen ihn in ihrer Brust empfinden muß.

Hinweg aber den Blick von den Scheusalen der bürgerlichen Gesellschaft! Soll ich die meiner Andacht geweihten Augenblicke durch ihr Andenken besudeln? Lieber werfe ich den Blick auf jene unglücklichen Ehelosen, welche nicht durch eigene Schuld die Freuden des häuslichen Lebens entbehren müssen. — Eifere Niemand gegen sie; eifert gegen die Ueppigkeit der Sitten, gegen den herrschenden Prachtaufwand, der ihnen bei mäßigen Einkünften unmöglich machte, ein redliches Weib zu ernähren. Ungerecht ist euer Tadel; ach, vielleicht nicht ohne langen Kummer entsagten sie ihren schönsten Wünschen und Hoffnungen, um nicht durch allzuleichtsinniges Schließen der Ehe ein braves Weib zur Mutter brodloser Kinder zu machen. Grausam ist euer Spott! Ach, wisset ihr, ob das Entsagen des Ehestandes nicht eine Folge ihrer tugendhaftesten Stunden war? Leicht ist es wohl, den, welchen wir Hagestolz nennen, zum Gelächter einer albernen Menge auszustellen, die nichts prüft, und die den schimmernden Einfall schon für den wahren hält. Aber hüte dich, dein Spott frevelt vielleicht am Heiligthum eines Gemüths, welches ehrwürdiger ist, als das deinige, oder reißt die Wunden eines Herzens auf, welches, statt unartigen Spottes, zarter Schonung und freundlichen Trostes bedarf. Kennst du die Beweggründe, welche auch den Biedermann bewegen können, sich

selbst zur Ehelosigkeit zu verdammen? Vielleicht stimmte ihn Furcht vor der Unbill stürmischer Zeiten dazu, oder Besorgniß vor den ewigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältnisse, unter deren Zerrüttungen heute noch zahlreiche Familien in Dürftigkeit hinschmachten. Vielleicht trat er mit hoher und edler Besonnenheit zurück, weil ihn das Gefühl seiner Kränklichkeit warnte. Vielleicht brachte er sein eigenes Glück dem Frieden und Glücke seiner hilfsbedürftigen Aeltern zum Opfer dar, oder einem andern rühmlichen Zweck; oder ihm trübte eine lange Armuth die Tage seiner Jugend, oder eine treulose, unglückliche Liebe entriß ihm für immer Muth und Hoffnung eines durch Liebe beseligten Lebens. — Wer kennt die Verhängnisse, welche den Sterblichen leiten?

Nein, du Einsamer, es ist so thöricht als grausam, dich zu richten. Meinen Lippen entfliehe nie der Hohn, der meinen Verstand oder mein Herz entehren würde.

Du, losgekettet von tausend häuslichen Sorgen und Leiden, welche auch wohl die glücklichern Ehen zu begleiten pflegen, erhebe dich desto freier zu jeder Tugend. Hänge die Liebe deines Herzens an Alles, was du wie das Edelste schätzest. — Du lebst nicht für Gattin und Kinder: lebe für das Wohl des gemeinen Wesens, für das Vaterland, für die Wissenschaft! So thaten alle Großen und Edeln der Vorwelt, welche unvermählt hinstarben. Wie ihnen, sei auch dir die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft eine Braut. Für sie opfere deine Tage, deine Mühen, den Ueberfluß deiner Ersparnisse hin. So erfüllst du, gleich den ersten Bekennern Jesu, einen hohen Beruf. So erfüllst du das Gotteswort: Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle. (1. Kor. 7, 32.)

Jeder Stand, der ehelose wie der eheliche, hat seine ihm eigenen Gefahren für Ruhe und Lebensglück. Lerne sie kennen, verbanne die Fehler, welche leicht dem Unvermählten ankleben: eine Rohheit der Sitten, neben welcher selten edler Sinn und das zur Tugend nöthige Zartgefühl bestehen kann; — eine Verachtung der Weiber, die aus Unmuth entspringt, welchen nicht alle verschuldeten; — eine Ungeselligkeit, welche dich um viele frohe Stunden und selbst um herzlichere Zuneigung deiner Freunde bringt, die dich schätzen; —

eine Wunderlichkeit in Launen und Eigenheiten, die man im gemeinen Leben oft noch schwerer an verständigen Männern verzeihen mag, als wirkliche Fehler der Sittlichkeit.

Kann dich auch nicht das schmeichelnde Liebkosen frommer Kinder, nicht der zärtlich theilnehmende Blick einer guten Gattin erfreuen: an dir steht es, dich mit der Achtung aller deiner Mitbürger zu umringen, die Dankbarkeit von dir ernährter hilfloser Familien zu ärnten, und durch Erziehung verlassener Waisen, deren Vater du wirst, Vaterfreuden zu genießen. Warum säumest du, der hohe edle Mensch zu sein, der du in deinen unabhängigen Verhältnissen sein kannst? Warum säumest du, im erhabensten Sinne des Wortes Christ zu sein, wie die ersten Glieder der christlichen Kirche waren, die, um für das Göttliche ganz zu sorgen, die Sorge um Weib und Kinder nicht über sich zu nehmen wagten? — — Dann bist du nicht mehr einsam. Gottes Vaterarm umschließt dich liebend, und eine reine Seligkeit wird begeisternd dich durchdringen, neben welcher alle Lust des häuslichen Lebens nur schwacher Schatten bleibt. — Erkenne deines Schicksales Werth, und gewinne dem Loose, welches dir die ewige Vorsehung gab, die erhabensten aller Vortheile ab!

25.

Das ehelose Leben.

Zweite Betrachtung.

1. Kor. 7, 34.

Wenn Menschenhilfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott, und zage nicht!
Wenn Niemand hilft, so hilft doch Er;
Mit ihm ist keine Last zu schwer.

Wenn Reiz und Jugend dir entflieht,
So ist's noch Gott, der auf dich sieht;
Wenn dich der beste Freund verläßt,
Hält dich doch Gottes Liebe fest.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er ist dir nah', er hilft dir gern;
Wähl' ihn zum Freund. Nur er allein
Kann Tröster dir und Vater sein.

Als durch die grausamen Verfolgungen der Heiden ehemals viele von den ersten Christen in Einöden flohen, oder freiwillig und in schwärmerischem Eifer die Welt mieden, um Gott sich ganz in einem beschaulichen Leben zu weihen: waren es lange nur die Männer, welche sich aus dem Umgang der Menschen in eine klösterliche Einsamkeit verbannten. Doch folgten ihrem Beispiele auch endlich viele Christinnen, mit frommer Begierde, durch freiwillige Entsagung selbst der unschuldigsten Lebensfreuden Gott wohlgefälliger zu dienen, wie sie glaubten. Das Klosterleben ward bald als ein besonders heiliger Stand geachtet; und er war es, so lange dazu ein heiliges Gemüth begeisterte.

Nach wenigen Jahrhunderten schon waren die christlichen Länder mit Einsiedlerzellen und Klöstern bedeckt, und der Zweck der ersten Stiftungen ging nach und nach verloren. Hier sah man Pracht, Wohlstand und sorgenloses Leben, wo man die feierlichen Gelübde der Armuth und Enthaltsamkeit und Entsagung der Welt geschworen hatte. Hier wurden unter den Bewohnern der Zellen Feindschaften, Ungerechtigkeiten, oft Grausamkeiten geübt; oder man verbitterte sich das Leben mit gehässigen kleinen Quälereien, wo man einen immerwährenden Frieden, so wie Bruder- und Schwesterliebe der ersten Christenheit wieder zu finden hoffte.

Besonders unglücklich wurden oft in diesen von der Welt entfernten Mauern die Mitglieder des weiblichen Geschlechts. Sie waren nur zu oft die traurigen Opfer des Geldgeizes ihrer Verwandten, oder durch Haß und Mißgunst dahin verstoßen. Sie waren nur zu oft verleitet oder gezwungen, das unzerbrechliche Gelübde in einem Alter abzulegen, in welchem sie weder vom Welt- noch Klosterleben richtige Vorstellungen haben konnten, und ihr Verstand nicht reif genug war, die Wichtigkeit des Schrittes zu beurtheilen, der sich nie wieder zurückthun ließ. — Viel zu spät erwachte in ihnen dann die Reue, wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie zur Entsagung des Familienglücks nicht geschaffen seien; wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie aus Unmuth wegen unangenehmer Lagen im bürgerlichen Leben, oder aus allzureizbaren, schwärmerischen Gefühlen und Einbildungen einen zu voreiligen Entschluß gefaßt hatten. Dann war hinter den eisernen Gittern die Klage vergebens; hinter den hohen Mauern wurden die Seufzer von Niemandem vernommen. Ihr Leben verblühte freudenlos — es war nicht Gott, nicht der Tugend, sondern fremder Gewalt, fremdem Eigennutze, oder eigener Uebereilung und Schwäche hingeopfert.

Auch dieses Unglück hat die Weisheit unserer guten Landesfürsten gemindert. Tausend edle Jungfrauen werden dadurch ihren Aeltern und dem Glücke des häuslichen Lebens erhalten. Es herrscht, wie überall, so auch in dem Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts auf Erden eine wunderbare, göttliche Ordnung. Und obwohl gewöhnlich mehr Knaben als Mägdlein geboren werden, sterben doch wieder der erstern, ehe sie das mannbare Alter erreicht haben, mehr dahin, denn der letztern; also, daß endlich die Zahl der Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in reiferm Alter sich ziemlich gleich wird.

Diese weise Ordnung Gottes in der Erhaltung des menschlichen Geschlechts ist in allen Weltgegenden und in allen Zeitaltern seit Anbeginn dieselbe geblieben. Gott selbst hat die Ehe gestiftet; durch Menschensatzungen sollten nicht die Einrichtungen des Schöpfers gestört werden.

Auch wird umsonst gegen die Gesetze Gottes angekämpft, welche

er tief in die Natur eingelegt hat. Ganz ungestraft übertritt sie Niemand. Verborgene Leiden, Kränklichkeiten und mancherlei andere Uebel, die den Körper wie den Geist angreifen, sind die gewöhnlichen Folgen der Unnatürlichkeit von jeher gewesen.

Aber wie ist unsere Lebensart? Ist sie nicht selbst wieder unnatürlich geworden? Und was sind die nothwendigen Folgen unserer Entfernung von den göttlichen Ordnungen? — Unnatürliche Laster, Krankheiten, häusliche und öffentliche Uebel. Jenes von Gott angeordnete Gleichgewicht in der Zahl des männlichen und weiblichen Geschlechts wird in unsern Tagen durch langwierige Kriege und durch verheerende Ueppigkeit und Aufwandssucht, welche die Ehen erschweren, aufgehoben. Mancherlei geheimer und lauter Jammer sind die schmerzlichen Früchte dieser Entzweiung mit der Natur.

Am beklagenswürdigsten ist das Loos des weiblichen Geschlechts. Seine Bestimmung auf Erden ist die Pflege der stillen, heimathlichen Glückseligkeit, die Erfüllung mühsamer, doch süßer Naturpflichten. Aber zahllose Jungfrauen, geschaffen, glücklich zu sein und Andere zu beglücken, werden von dem Beruf entfernt, welchen ihnen die Natur, das heißt, die Gesetzgebung des Weltschöpfers anwies. Sie leben, sie sterben einsam.

Wohl mag sein, daß viele Jungfrauen aus eigener Wahl den ehelosen Stand vorgezogen, oder daß andere durch Modethorheiten die Achtung würdiger Männer verscherzt haben, welche ihnen gern Hand und Herz geweiht haben würden. Denn wer weiß nicht, wie vernachläßigt in unsern größern und mittlern Städten die Erziehung der Töchter ist, und wie gerecht die Klage denkender Männer, welche eine treue, sparsame, verständige Hausfrau wünschen, nicht eine Anbeterin jeder neuen Mode, worin sie eitel sich der Schaulust anderer Thörinnen darstellt; nicht eine von der überhandnehmenden Lesesucht Verzehrte, die aus den Träumereien der Dichter Erfahrung und Weisheit sammelt, und, treulos ihrem wahren Berufe, in die Beschäftigungen des Mannes eingeht; nicht eine Empfindelnde, die immerdar hohe Schwärmerei erkünstelt, und das wirkliche häusliche Leben gering, gemein und verächtlich nennen möchte; nicht eine Hoffärtige, welcher Glanz mehr als Einfalt, Aufsehen erre-

gen und bewundert werden mehr als die Liebenswürdigkeit der Demuth, witzig, geistvoll und belesen sein mehr als treue Sparsamkeit und Ordnung im häuslichen Kreise gilt. — Wohl mag sein, daß solcher viele sind, welche durch eigene Schuld und falsche Erziehung des ihnen von der Natur bestimmten Looses verlustig gehen. Doch weit mehrere noch sind wohl das Opfer der Zeiten und unnatürlichen Sitten.

Der Mann findet überall seinen Beruf wieder, wo er wirksam sein kann. Er findet ihn in der Werkstatt, in den Gliedern des Kriegsheeres auf den Schlachtfeldern, in den Aemtern des Staats, am Pfluge im Felde, in der den Wissenschaften geweihten Einsamkeit. Auch unvermählt hat er zahllose Gelegenheiten, in der Welt nützlich zu sein, Kenntnisse und Kräfte nach Gottes Willen anzuwenden, also, daß er einst am Ende seiner Laufbahn sagen kann, auch dann, wenn keine Gattin, keine Kinder ihn in der Sterbestunde segnen: Ich habe nicht vergebens auf Erden gelebt.

Anders ist es mit dem Weibe. Seiner Thätigkeit stehen nicht so mannigfaltige und zahlreiche Bahnen geöffnet. Auch unvermählt ist es auf die kleinen und einfachen Hausgeschäfte zurückgewiesen, wodurch es Familien- und Lebensglück begründen soll. Diese Geschäfte, werden sie nicht im Dienst anderer Personen geübt um des Lohnes willen, sind gering, wenn sie bloß für die Erhaltung der einzelnen Person gethan werden, die sie besorgt. Darum geschieht der Welt nur unbedeutender Gewinn; es wird kein Gatte für seine Mühe im stürmischen Gewühl des Lebens dadurch belohnt und erquickt; es werden keine Kinder dadurch genährt und erzogen für Gott und Vaterland. Hier sind nur sehr beschränkte Pflichterfüllungen im engen, eigenen Kreise; nirgends große und edle Zerstreuungen durch vielseitige Anwendung der von Gott geschenkten Kräfte.

Aus dieser Ursache entstehen vielerlei Fehler, welche gewöhnlich den Unvermählten zum Vorwurfe gereichen. Aus Mangel besserer Beschäftigungen des Geistes und Herzens suchen sie in Dingen Beschäftigung und Nahrung für Herz und Geist, wozu sie unter andern Verhältnissen ihre Zuflucht nicht genommen haben würden. Hingerissen durch die Gewalt ihres Gefühls und Sinnes für häus-

liches Leben, mischen sie sich zuweilen unbefugterweise in die Angelegenheiten fremder Haushaltungen. Sie werden neugierig, geschwätzig, und bei ihrer leichten Verstimmtheit oft hart und ungerecht in Urtheilen über die Glücklichern. — Andere vergessen ihres Alters, und gewöhnt an die seichten Schmeicheleien, welche ihnen in den Zeiten ihrer Blüthe zugeflüstert wurden, suchen sie um so begieriger nach denselben, je seltener sie werden. So werden sie durch Gefallsucht zur Unzeit oft lächerlich, oft widerlich. — Andere, um sich von diesen Entartungen rein zu erhalten, und sich dem Höhern und Göttlichen ganz zuzuwenden, verlieren sich in schwärmerische Andächteleien, in unfruchtbare Betereien, vor denen Jesus Christus so ernst gewarnt hat. Sie eilen in die Gotteshäuser, und gestatten sich dagegen Verzeihung manches Vergehens im Leben und Umgang, welches Andern Schmerz verursacht.

Doch dies sind nur Fehler und Verirrungen weniger eingebildeter Frauenzimmer, deren Geist und Herz in frühern Jahren versäumt ward. Mit Spott werden sie von den Uebrigen gestraft. Und doch, wie verzeihlich sind ihre Verirrungen! Wie verzeihlich dem Unglücklichen eine Entartung, worin er Zufriedenheit mit sich selber, Aussöhnung mit seinen Verhältnissen zu finden hoffte! Sein Fehler ist mehr Irrthum des Verstandes, als Schlechtigkeit des Herzens. Und du, der du spottest, ist dein grausamer Scherz, womit du eine ohnehin wunde Seele, mehr als du glaubst, betrübest, nicht noch gröberes Verbrechen oder gröbere Verstandesschwäche, als selbst der Fehler jener Unglücklichen? Nicht daß man diese Fehler eben gutheißen, oder ungestraft dulden sollte, nicht daß man dergleichen nicht mit seiner Unzufriedenheit ernst oder scherzend mißbilligen sollte; — aber darin liegt die leichtsinnige Grausamkeit des Spottes, wenn man selbst den Edlern ihres Geschlechts jene Hochachtung versagt, welche den Wehrlosen und Guten gebührt, und ohne Rücksicht auf alle Unvermählten den Tadel ausdehnt, welchen doch eigentlich nur sehr wenige durch auffallende Thorheiten und Schwächen verdienen.

Warum das Leiden derer erhöhen, welche schuldlos das Opfer der Zeiten und Sitten wurden? Warst du Zeuge von den Ursachen, die sie bewogen, Verzicht zu thun auf das Glück des ehe-

lichen Lebens? Weißt du, wie tief dein roher und ekelhafter Scherz ihr ohnehin zerrissenes Gefühl verwundet? Hast du jene heißen Seufzer, jene blutigen Thränen gekannt, die nur der Allwissende sah, als eine unglückliche Liebe ihr Herz brach, und sie fortan von allen Lebensfreuden entfremdete? Warst du Zeuge, als die Jungfrau mit göttlicher Kraft den höchsten Entschluß faßte, den das menschliche Gemüth fassen kann: für fremdes Glück das eigene edelmüthig aufzuopfern? — Und du spottest, du, der so hohen Seelenadels vielleicht noch nie fähig gewesen? Und du scherzest, du, der ohne Entsagung allen seinen Gelüsten wie ein Schwächling dient?

Wie die Wittwe, wie die Waise, also steht die unvermählte Jungfrau, zumal in den spätern Tagen ihres Lebens, einsam da, ohne Freund, ohne Versorger, ohne Vertheidiger. Die Wittwe hat vielleicht noch Kinder, welche freudig der Stolz, die Hilfe und der Schutz der Mutter sind; aber die jungfräuliche Matrone entbehrt auch dieses Trostes. Sie, vielleicht in ihrer Blüthezeit durch die schmeichelnden Huldigungen derer verwöhnt, die damals um ihre Gunst warben, muß nun um so schmerzlicher ihr Loos empfinden, da ihr kein einziger treuer Freund geblieben, der sie noch gegen die Ausfälle frecher Albernheit oder schamlosen Witzes kraftvoll schirmte.

Gehe hin, du Einsame, Verlassene, — gehe hin, du mehr als Wittwe und Waise! — Dir folgt die zarte Schonung, welche jeder Edle den Schutzlosen schuldig weihet; gehe hin, dir folgt die Achtung aller Reinen, welche dem gebührt, was du, als ächte Christin, auch gegenwärtig noch in deinem sehr beschränkten Wirkungskreise leistest.

Sei fortan, wie das göttliche Wort von der unvermählten Jungfrau fordert, daß sie sein soll: „Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste. Die aber freiet, die sorget, was der Welt angehört, daß sie dem Manne gefalle.“ (1. Kor. 7, 34.)

Sorge, was dem Herrn angehört! Dein Wirkungskreis ist auf Erden kleiner; weihe dich daher desto unzerstreuter dem Göttlichen, — nicht allein durch beständiges Beten und fromme Uebun-

gen, nach dem Kirchengebrauch, sondern im Geiste und in der Wahrheit, durch Worte und Werke der Güte und Freundschaft.

Sorge, was dem Herrn angehört! Darum lege zuerst ab alle diejenigen Fehler, welche deinem Stande vorzüglich eigen zu sein pflegen, und meide selbst ihren Schein, denn sie machen dich den Menschen verhaßt, und rauben dir viele Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun. Nur wer sich durch seine Unbeflecktheit die Hochachtung der Sterblichen zu erwerben weiß, der ist am fähigsten, ihr Wohlthäter zu sein. Darum meide die Thorheit derjenigen, welche sich entweder durch unzeitige Gefallsucht schaden, oder einen Haß gegen das männliche Geschlecht bei jedem Anlasse laut werden lassen; welche entweder allen Zerstreuungen und Ueppigkeiten des Lebens sich ergeben, oder bei geringern Vermögensumständen zur Andächtelei überschweifen, keine Messe oder keine Predigt, kein Abendmahl oder keine Betstunde versäumen wollen, als wenn darin allein das gethan werden könnte, was dem Herrn gehört.

Sorge, was dem Herrn gehört, nämlich, daß du heilig werdest, beides am Leib und am Geist! so ruft Gottes Wort. Heilig sein, heißt rein sein von Fehlern und Unvollkommenheiten. Sei heilig am L e i b e, entweihe dich nicht durch kindische und eine den ernstern Jahren unangemessene Putzsucht; entweihe deine Blicke nicht durch ein lüsternes Streben, Allen zu gefallen; entweihe deine Zunge nicht durch Mittheilung und geflissentliche Verbreitung übler Nachreden von Andern, durch harte Urtheile über die Fehler deiner Lebensgenossen, durch Zwischenträgereien und Klatschereien. Sei heilig am G e i s t e, das heißt, erwirb dir alle Vollkommenheiten, deren du in deiner Lage fähig bist, und wodurch du Gott gefällig und den Menschen liebenswürdig sein kannst. Bringe, gleich der Wittwe im Evangelium, dein Scherflein zum Gotteskasten; sei gegen wirklich Hilfsbedürftige im Stillen wohlthätig, so viel es irgend deine Umstände gestatten; laß das Glück und die Freude Anderer deine vornehmste Angelegenheit und Sorge sein; werde der Schutzengel der unerfahrenen und daher leicht verführbaren Jugend; werde die treueste, mütterliche Rathgeberin irgend einer deiner jungen Freundinnen, deren Vertrauen du gewonnen hast. Auf das Glück ehelicher Liebe hast du Verzicht gethan, nicht aber

auf das, was noch erhabener ist, auf die Hochachtung derer, die mit dir in nähern oder entferntern Verbindungen stehen. Wer aber die Achtung Anderer begehrt, muß sie zuvor erst ihren Tugenden, ihren Wünschen beweisen, und Achtung für sich selbst hegen. — Achtung für sich selbst ist aber kein Stolz, der jede unbedeutende Verletzung äußerer Ehrerbietung für Beleidigung hält, sondern die strenge Aufmerksamkeit gegen sich selbst, mit der man sich keinen Fehler, keine Leidenschaft, keine Unterlassung irgend eines Guten verzeiht.

Gehe hin, Einsame! du mehr als Wittwe, mehr als Waise! — Noch ist ein Himmelreich vorhanden, welches du dir schon auf Erden mit deinen Tugenden bauen kannst. Gehe hin, rathe, tröste, hilf, opfere dich für die Wohlfahrt deiner Freunde, wie eine Mutter für die Wohlfahrt ihrer Kinder, und du wirst, umringt von der Glückseligkeit der Deinigen, in deinen schönen Schöpfungen nicht mehr einsam wohnen.

26.

Das Alter.

3. Mos. 19, 32.

Alles eilt auf tausend Wegen,
Wie ein Spiel,
Greisenalter, dir entgegen,
Aller Ziel.
Könnt' ich nützen meiner Jahre
Eigenthum,
Tragen meine grauen Haare
Einst zum Ruhm!

Daß als Greis ich von der Höhe
Freudig ab
In das Thal des Lebens sähe,
Und aufs Grab!
Gott! — ich rang dann nicht vergebens
Himmelan:
Hoffnungen des bessern Lebens
Glänzen dann.

Die göttliche Vorsehung hat jedem Stande, jedem Lebensalter seine besondern Vorzüge, seine besondern Freuden und Uebel zugetheilt,

damit wir beständig in dem Wechsel der irdischen Dinge auf das Ewige und Unveränderliche aufmerksam werden, und die Freude wie der Kummer an unserer Veredlung arbeiten. Denn die Schule des Lebens endet erst im Tode.

Jeder wünscht, ein hohes, zufriedenes und ehrenvolles Alter zu erreichen. Es ist der Wunsch der Mutter und des Vaters. Man möchte nun die Früchte seines Fleißes und des göttlichen Segens in Ruhe genießen; man möchte seine Nachkommen noch erzogen und versorgt sehen; man möchte nicht von der Welt scheiden, ohne seine Lieblinge wohl und sicher zu wissen.

Wir müssen ein heiteres, ruhmwürdiges Alter als eine Belohnung unserer frühern Arbeiten und Sorgen ansehen. Jeder Jüngling, jeder Mann wünscht sich, diese erhabene Stufe des menschlichen Lebens betreten zu können.

Wir ringen und erwerben, sorgen und sparen auf die Tage des Alters hin, um dann mit Zufriedenheit von unserer Aernte genießen zu können. Der Greis hat das Ziel und Streben Aller erreicht; Tausende waren nicht so glücklich als er; Tausende verunglückten mitten in ihrer Laufbahn, mitten unter ihren Hoffnungen.

Der Betagte hat nun seine Stunden der Ruhe. Wie der müde Schnitter am Herbstabend, ruht er auf seinen Garben aus, und betrachtet das weite Feld, welches er bearbeitet hat, mit Vergnügen. Seine Kräfte sind schwächer geworden, aber er nützt der Welt noch mehr durch seine zahlreichen Erfahrungen, durch seine gereifte Weisheit. Kann er nicht Andern mit seinem Rathe heilsam werden, so sind es seine Söhne, seine Töchter, welchen die Winke eines verständigen Greises lehrreich sind.

Dankbar umringen ihn jetzt Kinder und Enkel. Da sie noch klein und schwach waren, sorgte er für sie, und half ihnen. Jetzt eifert Jeder und Jede, ihm Mühe und Arbeit zu ersparen, ihm liebreich jede kleine und große Sorge wieder zu vergelten.

Der muthige Jüngling, die blühende Jungfrau können ein Gegenstand der schmeichelnden Bewunderung sein: das Alter ist ein Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht. Die Menschen stehen bei seinem Anblick still, und die hohe Zahl seiner Jahre erfüllt sie mit Hochachtung. Die größten Fürsten der Welt ehren das hohe Alter des

Geringsten ihrer Unterthanen mit kindlichen Gefühlen der Ehrerbietung. Dem Greise wird überall der Ehrenplatz eingeräumt, und die Jugend entblößt ihr Haupt vor dem silbergrauen Haupte des tugendhaften Hausvaters.

Der Greis blickt mit heiterm Gemüth über eine lange Reihe von Jahren hinweg, wie über einen bunten Traum. Oft ergötzt sich daran sein Gemüth in der Einsamkeit. Er sieht über das stürmische Leben des männlichen Alters gern hinweg, in die Stunden der längst entflohenen Kindheit zurück. Vieles hat er von dem Gewühl der Dinge vergessen; aber was ihn in den Jugendjahren anlächelte, das blieb ihm treu im Gedächtnisse. Mit Liebe gedenkt er noch seiner damaligen Freunde und Freundinnen; schon schlummern die meisten derselben unter dem Moose des Grabes. Er sehnt sich oft mit Wehmuth zu ihnen. Das Erdenleben und die Ewigkeit treten vor seinen Blicken näher zusammen. Als Kind sah er mit stillem Entzücken, wie sich die Welt im Morgenroth verklärte; jetzt geht die Sonne unter, und mit Entzücken sieht er die Welt in einer schönen Abendröthe verschweben, und die Bilder umher nach und nach dunkler und verworrener werden. Die Freuden seiner irdischen Kindheit erneuern sich immer schöner in seinem Gedächtnisse; darum sehnt er sich nach dem heiligen Jenseits über dem Grabe, nach den Morgenröthen der Ewigkeit, nach der Jugendwelt seiner Unsterblichkeit, wohin ihn Gott berufen, wozu ihn Gott auserwählt hat.

Ja, jedes menschliche Alter hat seine Freuden, und die Güte Gottes hat keines ohne eine beglückende Aussteuer gelassen. Man sagt wohl: aber die Last der Jahre ist doch endlich drückend, und das Alter ist beschwerlich. Allein demjenigen, der nicht weise und christlich lebt, ist jedes Alter beschwerlich; und dem Freunde Gottes, dem Freunde Jesu ist jede Lebenszeit leicht und freudevoll. Habt ihr noch keinen vergnügten Greis in der Umarmung seiner Kinder und Enkel gesehen? noch keine trostlose Jungfrau? noch keinen verzweifelnden Jüngling? noch keinen, der sich in der Blüthe seines Alters selbstmörderisch das beschwerliche Leben verkürzte?

Man sagt wohl: das Alter ist schwach, es kann in der Welt nicht mehr viel nützen. Allein du irrst. Das Alter ruhet nur mit seinen durch Arbeit und Jahre erschlafften Kräften; es hat seine

Ruhe verdient. Aber es nützt noch mit seinen reif gewordenen Erfahrungen, mit seiner Kenntniß der lange gesehenen Welt, mit seinen Lehren, welche es Kindern und Enkeln ertheilt. Das Alter macht die Seele nicht halb so schwach, als die Jugend, wo ungestüme Begierden und Neigungen das Gemüth oft verdunkeln und zu Fehltritten hinleiten. Das Alter ist leidenschaftloser, ruhiger, besonnener, und mehr seiner selbst Herr.

Du sagst: das Alter ist von Natur muthlos und verdrossen. Ich sage: die Jugend ist von Natur leichtsinnig, üppig und muthwillig. Jedoch beide Sprüche sind voll Irrthum. Nicht jeder Jüngling ist voll Leichtsinn und Ueppigkeit; nicht jeder Greis ist verdrossen und muthlos. Der Fehler klebt nicht an der Lebenszeit, sondern am Menschen. Ich sah schon verdrossene und muthlose Jünglinge, und sah leichtsinnige, in Ueppigkeit schwelgende alte Leute.

Man sagt: das Alter ist finster, zänkisch, argwöhnisch und geizig. Wahrlich, wer dazu die Anlagen und Gewohnheiten nicht schon aus den frühern Jahren mit sich brachte, der wird diese Fehler nicht erst im Greisenalter annehmen. Wenn der Mensch selbst nicht seine Sitten, seine Neigungen ändert, das Alter ändert nichts daran; sondern jene übeln Gewohnheiten und Gesinnungen werden nur härter, zäher und anstößiger, je älter sie mit uns werden.

Menschen, die in jüngern Jahren selten zufrieden waren mit dem Schicksal, wie es ihnen Gott gab; Menschen, die in jüngern Jahren immer von Eitelkeit und Hochmuth besessen waren, werden im Alter mürrisch und grämlich sein. Menschen, die ehemals keine Ehrfurcht für betagte Leute empfanden; Menschen, die ehemals Andern wenig Freude machten, werden im Alter ebenfalls ohne Zuversicht und argwöhnisch sein. Der tugendhafte Greis ist gutmüthig, freundlich, offenherzig, wie er als Kind war; er ermahnt zum Frieden, zur Freundschaft, und ruft noch, wie der neunzigjährige Apostel Johannes einst: Ihr Kindlein! liebet euch unter einander.

Mancher hat endlich den thörichten Wahn, das Alter, möge es noch so tugendhaft, noch so ehrenvoll sein, stehe schon darum den andern Lebenszeiten an Glückseligkeit nach, weil es dem Tode näher ist, und die Hoffnung der Tage mit jedem Tage kürzer wird. Wie, Jüngling, wie Mann, in der vollen Kraft deines Lebens blühend,

kannst du die göttliche Vorsehung in deiner kurzsichtigen Weisheit so hart tadeln? Wie wenige Menschen erreichen ein hohes Alter? Sterben nicht die meisten schon als Kinder, als Jünglinge, als Leute, die erst in der Mitte ihres Lebens zu stehen glauben? Bist du sicher, daß du selbst den Greis um einen Tag überlebst? Ist der Tod nicht jedem Alter gleich nahe?

Du glaubst also, die Hoffnung auf ein noch so langes Leben vermehre die Glückseligkeit der Jugend? Siehe, so hat es die göttliche Vorsehung weise geordnet; aber sie hat auch den Greis nicht vergessen. Sie gibt ihm jene Ruhe des Gemüths, daß er den Tod nicht sieht, sondern nur das Leben jenseits des Todes. Seine Einbildungskraft ist schwächer geworden; er verliert also auch an der Welt nicht mehr so viel, als du. Er genießt froh das irdische Leben bis zur Neige, und wie allmälig seine Empfindungen matter werden, seine Kräfte unvermerkt aufhören, erlöscht es sanft, wie ein abgebranntes Licht. Er sieht den Tod nicht. Wie sich das Leben verdunkelt diesseits des Grabes, erhellt es sich vor ihm jenseits desselben. Er kennt nicht das schmerzhafte Sterben, wie der Jüngling und Mann, wenn sie in der vollen Kraft ihren Lebensfaden zersprengen, und sich von Allem, was ihnen theuer und werth ist, hinweggenommen sehen sollten.

Weit entfernt also, daß wir das Alter um des nähern Todes willen nicht preisen sollten, muß es uns eben deswegen noch wünschenswürdiger sein. Der tugendhafte Greis, mit dem Hinblick auf die frühern Gräber seiner Geliebten, streckt die zitternden Arme mit heiligem Vertrauen empor, und spricht, wie der hochbetagte Simeon: Nun, Herr, laß auch Deinen Diener in Frieden fahren; meine Augen sehnen sich, Deine Herrlichkeit zu sehen!

Darum lasset uns also jederzeit vor dem Alter Ehrfurcht haben, und voll Ehrfurcht die betagten Leute behandeln, mit welchen wir beisammen leben. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren, spricht das göttliche Wort. (3. Mos. 19, 32.) Sie haben des Lebens Mühe und Arbeit getragen; sie haben die Ruhe und Erquickung verdient; sie haben der Thränen schon mehr geweint, als du; sie haben des Guten in ihrem Wirkungskreise schon mehr gethan, als du.

Habe Nachsicht mit ihren Schwächen und schone ihrer. Diese Schwächen, welche dir unangenehm sind, sind für dich lehrreich. Es sind vielleicht Folgen einer ehemals genossenen übeln Erziehung. Siehe, wie die Fehler des Kindes bis ins späte Lebensalter hinübergehen! Lege du selbst deine Fehler ab; sorge du selbst, daß deine Kinder besser, frömmer erzogen werden, und verschiebe deine Besserung um keinen Tag.

Jeder Greis ist anzusehen wie Einer, der aus der großen Gesellschaft der Menschen gehen will. Wir sehen ihn nicht mehr lange unter uns. Wer ist so grausam, ihn in seinen letzten Tagen zu kränken, daß er mit einem Kummer aus der Welt scheiden, mit einer Thräne über uns vor Gottes Thron treten sollte? Wer will gefühllos genug sein, ihm nicht, so weit man es möglich machen kann, die letzten Augenblicke seines mühevollen Lebens süß, die letzten Schritte auf der langen Laufbahn leicht zu machen?

Die Sorgsamkeit und Liebe um das Alter wird aber nur noch heiligere Pflicht, wenn die, welche es ziert, unsere Verwandten, vielleicht unsere Aeltern, unsere Großältern, oder deren Brüder, deren Schwestern sind. Wir entrichten in der treuen Liebe gegen sie nur unsere Schuld; wir erwiedern mit unserer Aufmerksamkeit und Sorgfalt nur die Sorge, welche sie ehemals für uns und für die Unsrigen hatten. Wer greisen Blutsverwandten die ihnen gebührende Ehrfurcht verweigert; wer die Hände, die ihm einst wohlgethan haben, nun sie für ihn nichts mehr arbeiten können, verachtet: der ist kein Christ; er ist kaum ein Mensch, sondern ein Ungeheuer, welches den Fluch des Undankes und den Abscheu der Welt über sein Haupt zieht.

Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden! spricht der weise Tugendlehrer Jesus Sirach (8, 7). Auch du wirst einst deine Kräfte einbüßen, auch deine Haare werden grau werden, und deine zitternde Hand wird sich nach einer Stütze sehnen. Es wird dir wohlthun, wenn auch du dich dann jener Ehrfurcht erfreuen kannst, die du Andern bewiesen hast. Es wird dich erquicken, wenn deine Kinder, deine Verwandten dich im Alter pflegen, wie du deine Großältern, deine Verwandten mit zärtlicher Schonung gepflegt hast. Es wird dir ein Segen sein, wenn du durch ein frü-

heres Beispiel nun Andere zur Nachahmung erweckt hast. Was du andern Greisen thust, o vergiß es nicht, das hast du dir selbst gethan.

Und ihr, o betagte Christen, die ihr den Abend eures Lebens erreicht habt, die ihr durch lange Uebungen, durch mannigfaltige Prüfungen im Leben mehr Erfahrung, mehr Weisheit, mehr Frömmigkeit und Vollkommenheit erworben haben sollet, seid der Jugend ein Beispiel der christlichen Sanftmuth und Ergebung in jedes Schicksal!

Ihr seid durch euer erhabenes Alter die Lehrer der Jugend. Seid denn ihre treuesten Freunde; aber ahmet nicht die Thorheiten derselben nach. Wer die Würde seines Alters vergißt, der entsagt freiwillig den Ansprüchen auf jene Schonung, die ihm seiner Jahre wegen gebührt. Der Greis kann nicht mehr durch Schönheit des Körpers, nicht mehr durch die ehemalige Kraft und Lebendigkeit gefallen; er soll die Gemüther durch hohe Tugend rühren, durch Weisheit einnehmen, durch Freundlichkeit und leutseliges Wesen bezaubern.

Seid die Führer und Wegweiser eurer jüngern Mitchristen, aber störet nicht durch mürrisches Wesen ihre Freuden, zu welchen das jugendliche Alter sie berechtigt. Ermüdet sie nicht durch Klagen über den Verfall der Sitten, und durch das Preisen jener Zeiten, da ihr noch jünger waret. Denket, daß manche Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche abändern, ohne daß sie immer schlechter werden müssen. Denket, daß ihr, deren Kräfte für die Reize der irdischen Welt allmälig stumpfer geworden, weniger nach jenen Dingen fraget, die euch sonst ebenfalls erfreuten.

Eben die Vergänglichkeit irdischer Freuden, die ihr erfahren habt, soll euch bewegen, die Jugend zum weisen Genusse derselben zu ermuntern.

Seid nachsichtvoll gegen die Thorheiten der Jüngern, und richtet sie nicht allzustrenge; erinnert euch eurer eigenen Jugend. Verbreitet bis zum letzten eurer Augenblicke Freude um euch. Verbannet das mißtrauische Wesen. Liebet die Welt und ihre Bewohner auch noch im Alter mit kindlicher Gutmüthigkeit, und seid Stifter des Friedens und der Eintracht in ihren Familien.

So sammelt ihr euch das Zutrauen, die Liebe Aller, die euch

umgeben; so vollbringet ihr noch den Abend eurer Tage mit Gott gefälligen Werken; so erheitert ihr die wahre Religion Jesu, welche nicht bloß im Gebet und äußern Gottesdienst besteht, sondern darin, daß ihr den Willen eures Vaters im Himmel thut; ihr erheitert durch sie eure letzten Augenblicke.

Dann werden, wenn euch Gott, unser ewiger Vater, zu den Freuden ruft, die droben bereitet sind, dann werden eure Kinder, eure Freunde, eure Bekannten noch mit Thränen von euch scheiden; dann wird ihr segnendes Gebet euch noch vor den Thron Gottes hinüber begleiten; dann wird euer Beispiel ihnen einst vorschweben, wenn sie alt werden; dann werdet ihr auch noch ihr Gedanke, ihre Sehnsucht sein, wenn sie sich bereiten, in die Ewigkeit überzugehen.

Allmächtiger, weiser Regierer meiner Tage, Herr meines Lebens, o Gott! Dein Verhängniß ist in Dunkelheit gehüllt, und ich kenne die Stunde nicht, welche mich von dieser Welt abfordert und mich zu Dir bringt. Ich weiß nicht, welche Prüfungen, welche Schicksale Du mir vorbehalten hast; weiß nicht, ob Du mich, gleich vielen Andern, in der Kraft meiner Tage von hinnen rufst, oder ob Du mir höheres Alter zu Theil werden lässest. Immer will ich Deine Wege preisen, die Du mich führest; denn wie Du mich leitest, so leitest Du mich zur Glückseligkeit. — Und würde mein stiller Wunsch erfüllt, würdest Du meine irdische Laufbahn verlängern, auf daß ich den Meinigen noch lange nützlich sein könnte, so will ich die Jahre, welche Du meinem Leben mit allgütiger Hand zulegtest, nur zu meiner Besserung anwenden. Ach, wie weit bin ich noch von der Vollkommenheit, die ich mir wünsche; wie wenig bin ich noch würdig, Mitbürger einer bessern Welt zu sein! Doch, vertrauensvoll beuge ich mich unter Deine unendliche Barmherzigkeit und Treue.

Laß auch die spätesten Tage meines Lebens Dir geheiligt sein! Laß, wenn gleich meine Gebeine schwach werden vor Alter, meinen Geist um so kräftiger und stärker zu allem Guten sein. Und wenn ich einst, o Herr, sanft in Dir entschlummern sollte: ach, daß ich dann alle die Meinen noch glücklich wissen könnte; daß ich sie nicht verließe, ohne überzeugt zu sein, sie lieben sich unter einander, wie Jesus uns geliebt hat; sie sind nur ein einziges Herz; sie haben

unter einander nur einen einzigen hohen Wunsch, vollkommen zu werden, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist; die einzige Hoffnung im Tod, als Erlösete einzugehen in Dein ewiges Reich. Amen.

27.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Erste Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Ich flehe nicht
Um langes Leben;
Willst Du es aber, Gott, mir geben,
So nehm' ich es mit Dank von Dir;
Ich schuf es nicht, Du gabst es mir.

Nur heitern Muth
In späten Tagen,
Ein Alter ohne Schmach und Klagen,
Ein Herz, das kindlich auf Dich schaut —
Um dies nur, Vater, fleh' ich laut.

O laß mich früh
Am Lebensmorgen
Schon für den heitern Abend sorgen;
Es bringe Dir dann noch der Greis
Mit Jugendfeuer Dank und Preis.

Man wird wenige Menschen finden, die sich nicht ein hohes Alter wünschen. Und wenn wir auch zuweilen das Gegentheil hören, so würden eben die, welche die wenigste Furcht bezeugen, doch von Jahr zu Jahr ihre Todesstunde, wenn sie es vermöchten, gern noch einige Jahre weiter verschieben wollen. Sie fühlen es nicht, wenn sie alt werden, und wähnen in ihrem Innern mehr Jugendkraft, als vorhanden sein mag.

Der Trieb zum Leben ist von der Hand unsers Gottes zu tief in die Natur aller lebendigen Geschöpfe gelegt, als daß er so leicht vertilgbar wäre. Nur der Mensch kann ihn zuweilen in sich schwächer fühlen. Dies geschieht jedoch aber nur in vorübergehenden Augenblicken des Rausches, der seinen Geist betäubt. Und Verzweiflung wie Schwärmerei, Schwermüthigkeit wie Ruhmbegierde, Gemüthsverstimmung aus körperlicher Schwäche wie Wahnsinn,

welche Ueberdruß am Leben oder Todeslust erzeugen, sind mehr oder weniger ein Rausch, der dem Geiste die helle Besonnenheit geraubt hat. Im scheinbar kaltblütigsten, überlegtesten Selbstmord ist eine geheime Zerrüttung des Verstandes, eine Betäubung des Geistes vorhanden.

Man hat seit den ältesten Zeiten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Vieles gedacht, gelehrt, geschrieben. Die Begierde, das Grab so lange als möglich von sich entfernt zu halten, hat den Sterblichen nicht selten zu den größten Thorheiten verleitet. Man vergaß das einfache Gesetz der Natur, durch dessen treue Befolgung allein der Mensch sich, so viel nämlich von ihm abhängt, eine lange Dauer auf Erden zusichern kann; das Gesetz, sei mäßig in allen Dingen ohne Ausnahme, und hüte dich vor Uebertreibung in irgend einer Sache! Statt dessen suchte man Hilfsmittel zur Verlängerung bald in vermeinten Zauberkünsten, bald in Arzneien, die für Alles taugen sollten, bald in wunderbaren Kräften der Pflanzen, bald im sogenannten Stein der Weisen.

Es ist aber eitle Mühe, sich ein hohes Alter durch andere Mittel und Wege zusichern zu wollen, als durch genaue Beobachtung der Naturgesetze. Und selbst die strengste Befolgung von diesen gibt uns keine Zuverlässigkeit unserer Hoffnungen. Der Mensch selbst hat den wenigsten Einfluß auf die längere Fortdauer seines irdischen Daseins. Zwar kann er durch Unmäßigkeit, Leidenschaftlichkeit und vermessenes Beginnen seine Lebenskraft früher verzehren, aber übrigens mit aller Vorsichtigkeit seinen Tagen keine Spanne zusetzen. Unser Leben ist in Gottes Hand. Der Palast des Todes hat Millionen Pforten, durch welche wir eingetreten sind in seine Macht, ehe wir es wahrnehmen.

Unser Leben währet siebenzig Jahre; wenn es hoch kommt, sind es achtzig gewesen! sagt Moses. Selten sind die Menschen, welche weit über diese Zeit hinaus leben. Wie alle Pflanzen und Thiere für ihr Dasein ein gewisses Maß von Kraft haben, so auch der Mensch. Jenes endet, sobald dieses erschöpft ist. Der hat die Hoffnung und Wahrscheinlichkeit, am längsten zu leben, der am wenigsten von seiner Lebenskraft verschwendet.

Man hat über die Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Gegenden und Zuständen viele und sorgfältige Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, und gefunden, daß gewöhnlich die Hälfte aller Gebornen schon vor dem zehnten Jahre stirbt; daß von der übriggebliebenen Hälfte ein Drittheil schon vor dem dreißigsten, der andere Drittheil schon vor dem fünfzigsten Jahre dahin ist, und von hundert Personen selten zehn, meistens nur sechs, das sechszigste Jahr überleben.

Aber ist denn ein hohes Alter an sich schon in der That ein so wünschenswerthes Gut, daß wir dasselbe sehnsüchtig begehren sollten? Ich glaube es kaum. Sehet doch im Allgemeinen die hochbetagten Leute, wie sie mit den Gebrechlichkeiten des Greisenthums zu kämpfen haben; wie sie oft Andern und sich selbst zur Last sind! Ihre Sinneswerkzeuge werden abgestumpft und todt für die Reize der Welt. Worin kann ihre Freude bestehen? Sie denken nur noch gern an das Vergnügen ihrer Jugendzeit. Davon reden sie gern. Unzufrieden sind sie mit der heutigen Zeit; sie meinen gern, es sei vor Zeiten Alles besser gewesen. Und doch hat sich in der Wirklichkeit wohl das Gute nicht so sehr vermindert, als die Empfänglichkeit der bejahrten Personen dafür. Sie sind düster, mürrisch, tadelnd, mit Allem verdrießlich. Freilich gibt es auch Ausnahmen; jedoch selten. Wo finden wir häufig hochbetagte Personen, welche ihre jugendliche Wärme für alles Gute und Schöne, ihre Güte der Gesinnungen gegen das, was sie umgibt, ihre Nachsicht mit Fehlern des Zeitalters, genug, jene Liebenswürdigkeit bewahrt hätten, die an Greisen so sehr entzückt? — Die Seltenheit solcher Personen ist aber weniger ein Werk der Natur, als der Selbstvernachlässigung der Menschen. Sie strebten zwar nach einem hohen Alter, aber versäumten dabei, an ein beglücktes Alter zu denken, und solches vorzubereiten. Und doch ist ein sehr langes Leben nur dann wünschenswürdig, wenn es zugleich ein heiteres, glückliches ist.

Die Kunst, sich ein heiteres Alter, einen Lebensabend voll stiller Glückseligkeit zu bereiten, ist weit weniger gekannt und geübt, als die Kunst, das Leben zu verlängern. Wir sehen noch der Männer und Frauen von sechszig, sie-

benzig und achtzig Jahren genug. Beispiele von hundert- und hundertzehnjährigen Greisen sind nicht selten; nicht so gemein sind zwar in unsern Zeiten diejenigen von einem Lebensalter von hundert und zwanzig bis hundert und dreißig, aber doch kennt man dergleichen, und selbst verschiedene, die anderthalbhundert Jahre erreicht und überlebt haben. Allein von allen diesen hatte sich wohl kaum die Hälfte eines frohen, glückseligen Greisenthums zu freuen.

Deswegen, wer da wünscht, sein Leben zu verlängern, und ein ansehnliches Alter zu erreichen, sollte zugleich seine erste Sorge sein lassen, sich ein frohes Alter vorzubereiten. Die späten Tage unsers irdischen Daseins führen ohnehin so viele Unannehmlichkeiten ihrer Natur nach mit sich; sie entfernen von so vielerlei Quellen der Freude, die uns nur in der Jugend sprudeln, daß man um so ernstlicher darauf bedacht sein muß, sich zugleich in der Höhe des Lebens die möglichste Anmuth desselben zu bewahren. Ohne dies würde die Verlängerung unsers Hierseins nur Verlängerung unserer Mühseligkeiten, Schmerzen und Plagen sein.

Wohl dem Menschen, sagt Salomo, der Weisheit findet. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! (Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.) Eine solche Weisheit ist aber nicht die alltägliche Lebensklugheit. Nein, sie ist die Frucht des Geistes. Sie ist das Religiöse, welches uns selbst über die Todesfurcht, wie über alle Wünsche nach langer Lebensdauer erhebt, und, zufrieden mit der Unsterblichkeit des Ueberirdischen, nur Beseligung des Daseins hier und dort fordert. Sie ist die Weisheit Jesu Christi; — sie ist das Leben in seiner hohen, ruhigen Denkart und äußern Genügsamkeit; — sie ist das Leben in Vollstreckung der Gottesgebote auf Erden. Nur in ihr gründet sich die ganz Kunst, ein glückseliges, heiteres Lebensalter zu erreichen. Die Ausübung der Weisheit ist die Kunst.

Vielleicht hat mir Gott ein hohes Alter zum Leben bestimmt, — aber meine Schuld würde es sein, wenn dasselbe voller Elend wäre. Rege, wie der Trieb zum Leben, ist auch mein Trieb zur Glückseligkeit. Ich würde jenes keineswegs wünschen, wenn ich diese nicht hoffen dürfte. Um so angelegener werde es mir, das zu be-

trachten, was mir im Alter Friede und Freude gewähren könne. Man kann mit den Vorbereitungen auf das Alter nie zu früh anfangen. Der Frühling und Sommer säet aus, was der Herbst ärnten soll. Ein Versehen der Jugend bringt späte Reue des Greises. Sammle in den Tagen der Fülle, so wirst du in den Tagen des Mangels nicht entbehren.

Zur Zufriedenheit im hohen Alter muß sowohl der Zustand unsers Körpers und unserer äußerlichen Umstände, als auch der Zustand unsers Gemüths Alles beitragen.

Der Körper aber ist gleichsam die erste, feste Grundlage zum Gebäude eines dauerhaften und späten Wohlseins. Ein kränklicher Mensch kann bei dem besten Willen des Gemüths nicht in ungetrübter Heiterkeit bleiben. Die zerrütteten, geschwächten Werkzeuge der Seele beängstigen und lähmen diese in ihren Wirkungen; überwältigen den Geist, wenn auch nur vorübergehend, und vereiteln die vortrefflichsten Vorsätze.

Der wichtigsten Sorgen eine soll also für die Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit sein. Ohne solche ist das Leben selbst in jüngern Jahren schmerzlich, und die Erreichung eines hohen Alters kaum gedenkbar und in keinem Falle wünschenswerth.

Alle Personen, welche ein hohes und angenehmes Alter erlebten, dankten es besonders der Mäßigkeit in frühern Jahren. In ihr liegt das ganze Geheimniß des Altwerdens und des sinnlichen Wohlseins.

Es lassen sich über die Grade der Mäßigkeit, die der Mensch in Rücksicht seiner Nahrung, Bewegung und Beschäftigungsweise zu beobachten hat, keine Vorschriften geben, die jedem Temperament angemessen wären. Was dem Einen zu wenig ist, kann für den Andern Uebermaß sein. Niemand wähle daher das Thun und Lassen Anderer zum Maßstab seines Verhaltens in Rücksicht auf eigene Gesundheitspflege, und ahme nicht nach in dem Glauben: was dem nicht schadet, wird auch mir nicht schaden. Sondern er prüfe das eigene Maß der Kraft. Alles, was uns allzugroße Erschöpfung, Schwächung und nachherige Unlust verursachte, was uns aus dem angenehmen Zustand verdrängte, in welchem wir, weil wir vollkommen gesund waren, unsere Gesundheit selbst nicht

fühlten, war unserm Wohlsein schädlich. — Wir sollen eine solche Lebensweise führen, in der wir beständig heitern Muthes bleiben können, insofern die Heiterkeit auch Wirkung des körperlichen Zustandes ist.

Nicht immer fühlen wir sogleich nach unsern Genüssen und Beschäftigungen die Entkräftung. Das Uebel schleicht seinen Ursachen meistens aus der Ferne nach, und wenn es erscheint, haben wir diese zum Theil schon vergessen. Auch diesen nachschleichenden Spätübeln zu entgehen, ist das unfehlbarste Mittel: einfach, mäßig und in Allem den wirklichen Bedürfnissen unserer Natur gemäß zu leben.

Daher achte aufmerksam auf diejenigen Eigenheiten deines äußern oder innern Körperbaues, welche durch ihre Schwäche dich oft warnen, oder zu Krankheiten geneigt machen. Kennst du sie, und dein inneres Gefühl, deine Erfahrung verheimlicht sie dir nicht: dann schone ihrer am meisten, und verhüte, daß sie durch Mißbrauch nicht noch mehr geschwächt werden. Vielmehr prüfe, oder erfahre durch verständige Aerzte, welche Mittel du anzuwenden habest, um allmälig den schwächern Theilen mehr Stärke zu geben, den fehlerhaften die Gefährlichkeit zu rauben, ohne noch mehr zu verderben; halte kein Uebel, wenn es von einiger Dauer ist, darum für gering, weil es dir im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gar lästig ist. Der erste Keim des Todes oder langwieriger Leiden ist oft eine versäumte Kleinigkeit.

Befleißige dich einer regelmäßigen, einfachen Lebensart. Sie allein trägt das Meiste zur Erhaltung der Gesundheit und eines hohen Alters bei. Völlerei im Essen und Trinken ist das sicherste Mittel der Lebensverkürzung. Es ist genug, den Magen, das wichtige Werkzeug der Verdauung, zu schwächen, um den Körper mit unreifen, schädlichen Säften zu vergiften. Trunkenbolde und Prasser, die den Gaumen mit mancherlei Speisen, fremden Gewürzen und nervenangreifenden Getränken zu kitzeln ihre größte Wollust heißen, haben noch niemals ein dauerhaftes, gesundes, noch minder langes Leben geführt. Sie sind Selbstvergifter.

Nicht Speisen und Getränke allein dienen zur Erhaltung und Stärkung unserer Kräfte, sondern auch eine abwechselnde Uebung und Anstrengung derselben. In dem jugendlichen und mannbaren

Alter muß der Körper durch Arbeit, Bewegung und Anstrengung abgehärtet, in spätern Jahren durch eine ruhige Lebensweise erhalten werden. Selten erreichen Müßiggänger, selten Personen, welche die Bequemlichkeit früh liebgewinnen, ein hohes, noch weniger ein gesundes Alter. Aber eben so gefährlich wird auch übertriebene Arbeitsamkeit, wo allzuwenig Ruhe die verzehrten Kräfte nicht wieder zu ersetzen fähig ist. Am wohlthätigsten ist für die Nahrung der Gesundheit tägliche Bewegung in freier Luft. Unser Athem vergiftet unmerklich die Luft der Wohnungen, wo beständige Ausdünstungen ohnehin diesen feinen Nahrungsstoff des Leibes verderben. Die meisten Krankheiten entstehen durch das Einathmen schädlicher Theile, und die größte Menge von diesen ist jederzeit in Zimmern, besonders wenn man den Zutritt der äußern Luft zu sorgfältig abwehrt, oder nicht die strengste Reinlichkeit beobachtet.

Nicht bloß eine wohlgefällige Zierde ist Reinlichkeit — sie gefällt uns selbst an Thieren — sondern sie ist ein unentbehrliches Mittel zur Verlängerung unsers Daseins. Darum wurden von Moses, darum von vielen andern Gesetzgebern die häufigen Waschungen des Körpers anbefohlen. Denn wir athmen nicht die uns umgebende Luft bloß durch die Nase ein, sondern auch durch eine Menge kleiner unsichtbarer Oeffnungen unserer Haut, welche zugleich zur Ausdünstung und Absonderung der für unser Blut entbehrlichen oder nachtheiligen Flüssigkeiten dienen. Sauberkeit und Erfrischungen der Haut durch Waschungen und Bäder; Reinlichkeit derjenigen Kleidungsstücke, die der Haut am nächsten liegen; Entfernung alles ausdünstenden Schmutzes von unsern Wohnungen; Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln, Einfachheit in ihrer Wahl; Abhärtung des Leibes durch Arbeit; Genuß der gesunden, freien Luft; gehöriger Wechsel zwischen ermüdender Thätigkeit und stärkender Ruhe — in keinen Dingen Uebertreibung, Mittelstraße in Allem: dies sind die sichersten Mittel, uns Gesundheit im hohen Alter zu bewahren.

Zur Gesundheit des Leibes muß die Gesundheit der Seele kommen, ein froher Muth. Und dieser wird durch Zufriedenheit mit uns und unserm Schicksale, und daß wir ein Leben ohne allzugroße Plage von Sorgen führen, am zuverlässigsten gewonnen. —

Lerne in frühern Jahren durch Fleiß und Mühe Vorrath sammeln, damit du im Alter ohne Kummer wegen deiner und der Deinigen Erhaltung bleibest. Sei genügsam mit Wenigem, und du wirst auch von geringen Einkünften noch etwas auf die Tage zurücklegen können, da dir die bessern Kräfte gebrechen, etwas zu erwerben. Nahrungssorgen sind wohl die bittersten für den Greis; und das Gefühl, Andern wegen seiner Erhaltung zur Last zu fallen, stört auch den frohesten Sinn. Geringe Bedürfnisse, die wir in den Tagen der Kraft mäßig stillen lernen, bereiten ein unabhängiges Alter vor, und setzen uns in den Stand, auch dann noch Wohlthäter der Unsrigen zu werden, wenn diese vielmehr unsere Stütze sein sollten.

Es ist nicht damit gesagt, als sollten wir, um am Abend unsers Lebens reich zu heißen, in der Jugend Noth leiden und darben; aber nicht vergessen sollen wir, daß man die Freude sehr wohlfeil hat, so lange man jung ist, hingegen im Alter sie oft erst von dem erkauft, was man erspart hat; daß der Greis mehr fremder Hilfe bedarf, als der Jüngling und Mann, und im Wohlsein einen erfreulichern Rückblick auf ehemalige Entbehrungen hat, als im spätern Entbehren der Rückblick auf ehemaliges Wohlsein ist.

Fleiß und Genügsamkeit sind nicht nur die zweckmäßigsten Vorbereitungen auf ein harm- und sorgenloses Alter, sondern an sich selbst schon die Würze des Lebens in frühern Zeiträumen. Sie machen, bei der Entfernung drückender Sorgen, den Frohsinn bei uns einheimisch; und nichts wirkt auf die Erhaltung der Gesundheit wieder so kräftig zurück, als er. Frühes Sorgen und Kümmern bringt frühes Veralten und Erschöpfung der Lebenskraft.

Ist dieser Leib, den Du, Vater alles Lebens, meinem Geiste zur Wohnung gabst, nicht ein Heiligthum? Soll er nicht Dein Tempel sein? Wichtig wird mir also die Pflicht, für seine Unverletztheit zu sorgen, so wie für die äußern Mittel, die zu seiner äußern Erhaltung auch dann noch beitragen, wenn er im Laufe der Alles verwandelnden Jahre durch sich selbst hinfällig wird! Wie kann der Geist das hohe Ziel seiner Vollendung erreichen, wenn er sein Werkzeug, den Körper, durch ein der Natur desselben widersprechendes Leben verderben läßt!

Aber von ihren entzügelten Begierden dahingerissen, sehe ich die Sterblichen um mich her wider ihr eigenes Leben verschworen; da verwandelt bald unmäßige Arbeitslust, bald Ueppigkeit die der Ruhe geweihte Nacht in Tag; da vergeudet der Jüngling die Fülle der Gesundheit im Schoose schnöder Wollust; da vergiftet der Schlemmer sein Blut mit verkünstelten Speisen und Gewürzen; da zerstört der Säufer die Reizbarkeit und Kraft seiner Nerven durch hitzige Getränke; da mordet ein wilder Tanz lusttrunkener Jugend lachend die edelsten Blüthen; da verkränkelt in thörichter Verweichlichung ein vormals kraftvolles Leben, oder es verdirbt verwahrloset im Schlamm der Unreinlichkeit. — Welch eine Menge von Selbstmördern, die es nicht heißen, nicht sein wollen; ein langes Leben fordern, und sich, gleich Wahnsinnigen, es selber durch Unvorsichtigkeit verkürzen! — Wie wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter, und wenn sie es erlangen, wie unfreudig wird es, wie beladen mit Schmerzen, Gebrechlichkeiten und Sorgen aller Art!

28.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Zweite Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13, 16, 17.

Nur wer schuldlos ist und gut,
Der hat Muth;
Bebt nicht gleich vor jedem Wetter,
Weiß, Gott ist zuletzt sein Retter.

Nur der Gott ergebne Sinn
Bringt Gewinn;
Es gewährt die treue Tugend
Selbst dem Greise Lust der Jugend.

Vermögen sammeln und dann seiner Gesundheit pflegen, um jenes recht lange genießen zu können: das scheint dem Menschen, wie er gewöhnlich ist, das Allerwichtigste und Allerschwerste.

Es ist aber weder das Wichtigste noch das Schwerste. Durch Fleiß und Sparsamkeit kann man endlich seine Glücksumstände wohl verbessern; Genügsamkeit ist mit Wenigem zufrieden. Einige

Aufmerksamkeit auf uns selbst bewahrt unsere Gesundheit. Und dennoch sichert uns dies Alles weder ein hohes Alter, noch Glückseligkeit in demselben zu. Denn es sind feinere Gifte vorhanden — wir empfangen sie weder durch Nahrung noch Athem — welche unmerklich und frühzeitig die Lebenskräfte der Gesundesten verzehren, daß alle Pflege vergebens ist. Auch gibt der größte Reichthum keine Bürgschaft für frohe Tage im hohen Lebensalter, wenn wir selbst in dasselbe die größten Hindernisse der Glückseligkeit hineintragen. Jene Gifte, diese Hindernisse zu vermeiden, das ist das Wichtigste, aber auch das Schwerste.

Zu jenen feinern Giften gehören aber die allzulebhaften Gefühle und Begierden, gehören alle Arten der Leidenschaft, welche unser Gemüth beherrschen, und deren Nichtbefriedigung Unruhe verursacht. Darum sagt die heilige Schrift: Nur ein frohes Herz macht das Leben vergnügt; aber ein betrübter Muth vertrocknet die Gebeine. (Spr. Sal. 17, 22.)

Wer nach einer langen und genußvollen Lebensdauer strebt, muß sich suchen in einer anhaltenden Gleichmäßigkeit zu behaupten, und Allem sorgfältig auszuweichen, was seine Empfindungen zu heftig angreift. Nichts verzehrt die Kraft des Lebens schneller, als die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen. Wir wissen, daß Kummer und Sorge den gesundesten Körper zerstören können, daß Schrecken und Furcht, ja sogar das Uebermaß der Freude, tödtlich werden. Personen, die von Natur kaltblütig und ruhiger Denkart sind, auf die nichts einen gar zu mächtigen Eindruck macht, die sich weder sehr betrüben, noch sehr freuen mögen, haben die meisten Anlagen, lange und in ihrer Art glücklich zu leben.

Bewahre daher unter allen Umständen eine Gelassenheit des Gemüths, welche durch kein Glück und kein Unglück allzusehr erschüttert werden kann. Liebe nichts zu heftig, hasse nichts zu stark, fürchte nichts zu viel. Denn zuletzt ist doch Alles, das Gute wie das Böse, das dir widerfahren mag, weder der unmäßigen Liebe, noch des unmäßigen Hasses werth, und du hast schon bei vielen Anlässen, obgleich freilich oft zu spät, eingesehen, daß du auf die Dinge, welche dich so heftig entzückten oder schmerzten, einen viel zu hohen Preis gelegt hattest.

Es ist aber freilich schwer, sich immerdar gleich zu bleiben, es möge auch geschehen, was da wolle. Wer nicht schon von Natur eine gewisse Trägheit des Gefühls, eine Kaltblütigkeit empfangen hat, die ihn gegen die Gewalt der Leidenschaften schirmt, wird Mühe haben, was ihm fehlt, zu ersetzen. Allein es ist nicht unmöglich. Der Wille des Geistes vermag außerordentlich viel über den Körper und über alle Bewegungen der Seele. Ein entschlossener, beharrlicher Wille, sich durch nichts allzusehr hinreißen zu lassen, und bei allen erfreulichen oder widerlichen Vorfällen eine möglichst ruhige, gemäßigte Stimmung beizubehalten, kann endlich unser Inneres gleichsam so verwandeln, daß das, was anfangs Sache der Ueberlegung war, zur zweiten Natur wird. Und ein so reizendes Ziel, als das hohe und beglückte Alter ist, verdient allerdings doch, daß wir keine Anstrengungen scheuen, so schwierig sie uns anfangs auch vorkommen mögen.

Wir müssen in dieser Selbstbeherrschung früh beginnen. Jeder verlorne Tag macht den Kampf schwerer. In unserm häuslichen Leben, in unsern alltäglichen Geschäften ist der leichteste Anfang dieser Uebung. Man stelle sich bei Allem, was man liebt, zugleich die Möglichkeit von dessen Verluste vor, und denke dabei: wenn es nun für dich verloren geht, wie wirst du dich benehmen, um nicht noch mehr zu verlieren, nämlich deine eigene Gemüthsruhe, deine eigene Gesundheit? Eine solche stille Vorbereitung macht uns jeden nachher erfolgenden Verlust erträglicher. Das unerwartete Unglück ist immer das größte. — Man denke sich bei jedem Anlasse zum Verdruß oder Zorn: Ist das, was dich jetzt mißmuthig machen soll, wohl so viel werth, daß du dafür auch nur einen Theil deiner Gesundheit oder den Frohsinn einer halben Stunde verschwendest? — Und selbst wenn man in den Fall gesetzt wird, Andern wegen ihrer Handlungen Unzufriedenheit oder Mißbilligung zu zeigen, hüte man sich, dies mit einem wirklich aufgebrachten, zornigen Wesen zu thun. Jedermann weiß, daß keine Strafe empfindlicher ist, als welche mit Kaltblütigkeit verhängt wird.

Es gibt Menschen, welche aus einem sonderbaren Ehrgeiz, um sich ein Ansehen zu geben, um mehr Interesse zu erregen, mit Fleiß

bei jedem Anlasse auffahren und heftig werden. Was anfangs bei ihnen nur erkünstelte Stimmung war, verändert sich mit der Zeit in Gewohnheit. Sie sind die thörichtsten aller Selbstmörder; sie vergiften ihre Gesundheit und den Genuß ihres Lebens.

Es gibt Andere, welche sich in ihrer Gemüthsart selbst verweichlichen; ihren kleinen Launen nachhängen; gern unglücklicher scheinen möchten, als sie sind; gern klagen, um sich beklagen zu lassen; wenn sie in übler, mürrischer Stimmung sind, Alles ergreifen, um sich geflissentlich noch mehr zu verstimmen, und Allem ausweichen, was sie erheitern und zerstreuen könnte. Diese Thoren graben eifrig ihr frühes Grab, und können sie vielleicht ihre natürliche Gesundheit nicht schnell genug schwächen, so werden sie ein verdrießliches bitterkeitvolles Alter haben, in dem sie unaufhörlich mürrisch, Jedem überlästig sein müssen. Denn das, was sie anfangs nur aus Gernthuerei und Verstellung waren, oder scheinen wollten, werden sie durch lange Uebung wirklich.

Willst du in der That gern etwas Anderes scheinen, als du bist: so scheine frohsinniger und heiterer, als du wirklich bist. Versetze dich künstlich in eine frohe Stimmung; betrachte das Unangenehme von seiner allenfalls guten Seite; erwecke dir über Alles muntere Gedanken, und wo dich etwas allzusehr bewegen will, da zerstreue dich auf irgend eine zweckmäßige Weise schnell. Bringe dir jenen heitern, leichten Sinn der Kindheit bei, welche jedem Uebel nur eine flüchtige Thräne opfert, und schnell wieder zur Freude übergeht. In wenigen Jahren wird der anfangs erkünstelte Frohsinn und Gleichmuth schon zur Gewohnheit, endlich deine Natur. Und das ist der Sieg des Geistes über die traurige Gewalt des Irdischen in dir; das der Weg zum heitern und hohen Alter! — Es liegt lediglich in des Menschen eigener Gewalt, wie vielen oder wenigen Verdruß und Kummer er leiden, wie großen oder geringen Antheil an allfälligen Uebeln er nehmen will. Wer nun am wenigsten dabei leidet, ist er nicht der Glücklichste? Hast du dich früh gewöhnt, dem Unangenehmen mit unzerstörbarer Heiterkeit zu begegnen, so wirst du einst auch die Ungemächlichkeiten des Alters hinwegscherzen.

Eben dieser Frohsinn und Gleichmuth macht dich jedoch nicht

in der Einbildung glücklicher, sondern vollkommener in der Wirklichkeit. Während Andere bei nachtheiligen und schmerzlichen Vorfällen die Besonnenheit verlieren, und das Uebel durch die Art, wie sie es nehmen, ärger machen, als es an sich ist: wirst du, viel fähiger zu ruhiger Ueberlegung, schneller die zweckmäßigsten Mittel finden und anwenden, und die Folgen eines Unglücks vermindern, das nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann. Während Andere, reizbar, wankelmüthig, ungleich, es in ihren Umgebungen gehen lassen, wie es will, Manches sogar durch ihre Launen, durch ihre ungefesselten Leidenschaften verschlimmern, wirst du in deinen Umgebungen den Umständen und Zufällen weniger anheimstellen. Du wirst bei der Gleichmüthigkeit, die du dir erworben, die Zukunft sicher berechnen, und in Allem, was du hast und dich umgibt, das Glück eines zufriedenen Alters vorbereiten. — Wie du deine Kinder erziehst und behandelst, welche Gesinnungen und Empfindungen du ihnen gegen dich einzuflößen verstehst, so werden sie dich in deinen späten Tagen behandeln. Je mehr Schwäche sie an dir erblicken, je mehr kleine Ungerechtigkeiten dich deine Laune gegen sie zu üben verführt, um so weniger Hochachtung und Liebe pflanzest du für dich in ihre Brust, um so weniger Zärtlichkeit, Schonung und Ehrfurcht erwarte von ihnen, wenn du hoch in Jahren bist. — Wie du deine Freunde behandelst, so wirst du sie in jenen spätern Tagen haben, wenn dir ihr Umgang und Beistand, so wie ihre treue Zuneigung am nöthigsten und wohlthuendsten sein wird. Jetzt hast du noch die Wahl der Gesellschafter; jetzt vielleicht sucht man dich. Es kommen einst Tage, wo du sie suchen mußt, aber nicht mehr so leicht findest. — Wie du dich gegen deine Nachbarn, gegen deine Mitbürger beträgst, so wirst du sie einst gegen dich gesinnt finden, wenn du ihnen bei gesunkener Lebenskraft weniger zu leisten vermagst, als sie dir leisten können. Wünschest du dir in deinem Alter einst mehr, als bloße kalte Höflichkeit von ihnen: warum bist du jetzt, wo du vielleicht mit Rath und That, mit allerlei Gefälligkeiten, durch ein wohlwollendes, dienstfertiges Wesen, durch Herzlichkeit und Rechtlichkeit Viele dir verpflichten, Allen gegen dich Zuneigung und Hochachtung einflößen könntest, nur höflich gegen sie? Oder warum haderst du mit dem Einen um nichtswürdige

Kleinigkeiten, machst dich dem Andern durch Spötteleien, dem Dritten durch übel angebrachtes Großthun, dem Vierten durch hämische Bemerkungen, dem Fünften durch Eigensinn und Grobheit verhaßt? Es ist möglich, daß mancher Undankbare dein Gutes vergißt, besonders wenn du unterlässest, durch öftere Wiederholung des Guten das Andenken des Vergangenen aufzufrischen: aber desto gewisser ist, daß Keiner das wirkliche oder vermeinte Unrecht vergessen wird, das ihm durch dich geschehen ist. Für das Böse aller Art haben die meisten Menschen ein eisernes Gedächtniß; gib diesem nicht viel aufzubewahren.

Pflanze also in frühern Zeiten, pflanze gegenwärtig die jungen Bäume, von welchen du wünschest, daß sie dich in spätern Zeiten mit ihren Früchten laben. Auch hier bleibt das Wort Jesu bewährt: was der Mensch säet, das wird er ärnten.

Der Greis muß jedoch erwarten, daß früh oder spät viele seiner alten Bekannten und Freunde vor ihm aus der Welt gehen. Neue Geschlechter blühen um ihn auf, denen er nur halb angehört. Er muß befürchten, zwar nicht ganz verlassen, aber doch ziemlich einsam zu stehen, wenn er sich nicht auch noch den Späterkommenden liebenswürdig zu machen, und ihre Freundschaft zu gewinnen weiß. Dies kann er allein durch seine Tugenden; sie erwecken Ehrfurcht, Zutraulichkeit. Er kann es durch eine immer gleiche, heitere Stimmung; sie erweckt Bewunderung und Theilnahme; Niemand wird sein, der ihm nicht einst ähnlich zu sein wünscht. Er kann es durch Nachsicht gegen die Fehler der Jugend, die vor mürrischem Wesen flieht; durch richtige Beurtheilung der Menschen und Zeiten, durch freundliche Geselligkeit, wozu ihm viele Erfahrungen selbst den Rang über die Jugend geben. — Doch das Alles genügt noch nicht zum Glück des hohen Alters. Wir müssen in demselben uns auch selbst genug sein können. Glaube nicht, wenn du großes Vermögen gesammelt hast, es werde dir ein zufriedenes Dasein, einen angenehmen, behaglichen Zustand erkaufen; nein, es bringt dir, hast du keinen andern Werth, nur lüsterne, ungeduldige Erben, die deinen Tod kaum erwarten mögen, um sich mit dem, was du hinterlassen wirst, gütlich zu thun, oder aus Verlegenheiten zu ziehen.

Sammle dir in der Zeit, da du noch die Kraft dazu

hast, Schätze des Geistes, durch welche du im höhern Alter auch Andern noch nützlich sein, und dein Leben werthvoll machen, so wie dir selbst genug sein kannst, wenn dich Altersschwächen zur Führung eines einsamern, stillen Lebens geneigt machen. Vermehre deine Kenntnisse mit unausgesetztem Fleiße, sowohl durch eigenes Nachdenken, als durch Umgang mit einsichtvollen Personen, oder durch die Lesung belehrender, gründlicher Schriften. Ein wohlbeschäftigter Geist ist nie einsam. Ein gebildeter Kopf hat nie die Verlegenheit der Langeweile zu befürchten, und um dieser zu entrinnen, nicht nöthig, sich andern Leuten als überlästiger Gesellschafter aufzudringen. Was du jetzt einsammelst, davon wirst du in alten Tagen das Gastmahl bereiten. Schon ein unwissender Jüngling wird bemitleidet; aber bejahrte Personen, die häufig in ihren Urtheilen irre gehen, oder über nichts lehrreich sein können, sind unerträglich.

Rede nicht ein, daß dir deine Berufsarbeiten zur Einsammlung anderer Kenntnisse wenig Lust und Zeit lassen. Du hast auch deine Stunden des Nichtsthuns. Du bist auch in Gesellschaften, wo du Abende bei den geistlosesten Erholungen verlierst. Verstehst du es nicht, zur Veredlung des unsterblichen, denkenden Wesens in dir zu wuchern mit der Zeit, so hoffe schlechte Zinsen in demjenigen Lebensalter, das dir nur übrig bleibt, von ihnen zu zehren.

Ein gesunder Leib, ein mäßiges Vermögen, welches uns vor großem Mangel schützt; eine dankbare, zärtliche Jugend, die wir erziehen; Freunde, die wir uns dauerhaft gewinnen; ein immer gleicher, froher Muth, ein reines Herz, ein gebildeter Geist — das ist's also, was das Lebensglück im spätesten Greisenalter verbürgt, und ohne welches ein langes Leben keineswegs ein wünschenswerthes Gut ist.

Mag es Vielen auch zuviel gefordert scheinen, alle diese Vortheile zu vereinigen: sie zu erreichen ist keine Unmöglichkeit; denn das Unmögliche liegt in keines vernünftigen Wesens Willen. Jeder weiß, theils daß er einige dieser Vortheile wirklich schon besitzt, und sie nur mit Sorgfalt zu bewahren hat; theils daß er sie bei weniger Entschlossenheit und Ausdauer des Willens noch erreichen kann.

Der Mensch aber vermag Alles durch Gott. Er lebe in Gott, das heißt, in göttlichem Sinn, wie Jesus ihn offenbarte! — Religion ist die sicherste Führerin zum schönsten Ziel unserer Tage. Sie gibt uns Kraft und Muth, auch das Schwerste zu übernehmen, auch das Stärkste zu überwinden. Sie verbreitet Anmuth, Hoheit und Segen über all' unser Thun. Der religiöse Greis, nicht der bloße Beter und Kirchengänger, sondern der in Gott lebende, göttlich gesinnte, göttlich liebevoll handelnde Greis, ist der Glückseligste. Die Heiterkeit der Seele, welche sein ehrwürdiges Antlitz verklärt, ist nur der schöne Wiederschein eines nützlich vollbrachten Lebens, und gleichsam Glanz, der ihn schon aus einer bessern Welt überstrahlt, der er sich nähert.

Sind Verlängerung des Lebens und ein fröhliches Alter dein Wunsch, so werde mächtig dazu durch die Religion Jesu, des göttlichen Weltweisen. Sie lehrt dich die Gesundheit deines Leibes hüten, denn er ist und soll bleiben ein Tempel Gottes. Sie gebietet dir, vertrauensvoll auf Gottes Segen, zu arbeiten, um nicht durch Müßiggang und Verweichlichung zu verderben. Sie lehrt dich jenes Wohlwollen gegen Jedermann empfinden und äußern, durch welches wir alle Herzen fesseln und dauerhafte Freundschaften gründen können. Sie gewährt dir einen immer gleichen Muth, denn sie erhebt dich hoch über die Schicksale und Leiden des Lebens durch den Glauben an die allliebende, weiseste Vorsehung; sie stärkt deine Seele im Unglück mit einem Trost, den kein Sterblicher dir ertheilen kann; sie macht dich in guten Tagen vorsichtig, weil sie dir den nichtigen Werth aller irdischen Glücksgaben zeigt. Durch sie erwirbst du dir ein reines Herz und jene Seelenruhe, jenen Frieden mit Gott, ohne welche keine Freude reif wird. Sie lehrt dich die Würde deines zur Unsterblichkeit und höhern Vollkommenheit erwählten Geistes kennen, und was du zur Entwickelung seiner wunderbaren Kräfte zu leisten schuldig bist.

Herr meiner Tage, Gott alles Lebens, ob ich meine irdische Laufbahn früher beschließen werde, als ich vermuthe, oder ob ich eine lange Zahl von Jahren noch erreichen werde, ehe Du mir rufest, das ist nur Dir allein bekannt. Doch — welches auch das mir bestimmte Loos sein möge — mein ganzes Dasein wäre fruchtlos, das

Ende desselben elend, wenn ich es ohne Dich, ohne Hoffnung Deines Wohlgefallens lebte. Nur der Gedanke an Dich, an Deine Liebe, an Deinen Willen, kann mich aufrecht halten in den Stürmen dieser Zeit; kann mich stärken, wenn ich gegen meine eigenen unlautern Begierden zu kämpfen habe, die den Geist überwältigen, das Gewissen beflecken, meine Heiterkeit stören, und die Gesundheit des Leibes selbst untergraben wollen.

O stehe mir bei mit der Macht Deines heiligen Geistes, daß ich mich nie vergesse, daß ich herrschen lerne über mich selbst und meine innerste Bewegung; daß ich keine Stunde versäume, keine Gelegenheit entschlüpfen lasse, in der ich mich in der Mäßigung, in der Gleichmüthigkeit, in jenen wohlwollenden Gesinnungen gegen Jedermann, in dem Vertrauen auf Dich, in der Erweiterung meiner Einsichten, in Allem üben und befestigen kann, worin die wahre Weisheit, die Weisheit Jesu besteht! Wohl dem Menschen, der diese Weisheit findet! Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! Amen.

29.

Die Taufe.

Matth. 28, 19. 20.

Unter den alltäglichen Uebungen des Lebens verlieren manche ehrwürdige Stiftungen und Gebräuche nicht selten ihre hohe Bedeutung. Die Gewohnheit wischt gleichsam den Glanz des Göttlichen von ihnen ab, und macht uns das Heiligthum gemein. Darum ist es für die Seele wohlthätig, daß sie sich von einst ehrwürdigen, nun aber gleichgültig gewordenen Gegenständen köstliche Erinnerungen erwecke; daß sie nicht das Himmlische gefühllos und kalt zu einem gemeinen, wohl gar lästigen bürgerlichen Geschäft herabsinken lasse; daß sie in religiösen Handlungen mehr, als eine todte Zeremonie, und in Ernst vor Gottes Angesicht ausgesprochenen Gelübden mehr, als sinnleere Worte und von der Vorwelt ererbte Formeln finde.

Es ist aber ein verderblicher Zug in der Denkart unsers Zeitalters, daß man so sehr geneigt ist, mit leichtsinnigem Scherz das Heilige zu entweihen, oder in der Religion sinnbildliche Zeichen, in der Kirche feierliche Handlungen, die auf den Gottessohn und Welterlöser hinweisen, entbehrlich zu finden. Verleitet durch einen übel verstandenen Begriff von Aufklärung, oder zum Unwillen gereizt durch den abergläubigen Mißbrauch des Pöbels, der zuletzt seine Religiosität bloß in gewissenhafte Uebung äußerlicher Gebräuche setzt, glauben sich ihrer Viele berechtigt, auf alle kirchlichen Anordnungen und Feierlichkeiten mit Geringschätzung herabblicken zu können. Sie möchten die Religion von allem sinnlichen Schmuck entkleiden, sie nur ganz zur Vernunft- und Herzenssache machen. Aber sie irren, weil sie das menschliche Gemüth zu wenig kennen. Sie irren, weil sie die Geschichte ihres eigenen Herzens vergessen haben; vergessen, welchen tiefen Eindruck manche Wahrheiten, die ihnen sonst schon bekannt waren, erst dann auf sie machten, wenn dieselben mit dem Zauber der Schönheit, mit der erhabenen Einfalt der Feierlichkeit verbunden waren.

Der Mensch war nie ein reingeistiges Wesen. Nie wird er es sein. Er tritt in die Welt, und lernt durch seine Sinne. Durch die Sinne muß Alles zur Seele gelangen, was sie erwecken, rühren, veredeln soll. Warum nun wollet ihr das Heiligste, was die Menschheit denken und empfinden kann, warum wollet ihr die Religion ihres äußern Pomps berauben, und die kirchlichen Gebräuche, welche wir vom heiligen Stifter, von den ersten Verkündern unsers Glaubens ererbten, zu geringschätzigen, gleichgültigen Dingen erniedrigen? — Wenn die Liebenden vor dem Altar des höchsten Gottes dastehen, wenn sie dort das Gelübde ewiger Treue und Liebe stammeln, und der Spruch der Vermählung, der unauflöslichen Verbindung, von der Lippe des Priesters tönt, und das Wort des Segens — ist dies eine bloß bürgerliche Handlung? Ist diese Feierlichkeit, dies Gelübde vor Gott, dieser erneuerte Schwur der Treue bis an das Grab, eine leere Zeremonie?

Nicht minder wichtig und ehrwürdig ist die heilige Handlung der Taufe, diese feierliche Einweihung des Kindes in die Gemeinschaft der Christen; diese Einweihung des Säuglings in

die Bahn des Heils, die Einweihung des Sterblichen in das Unsterbliche.

Fast alle Religionen des Alterthums hatten ihre feierlichen Weihen; jede Aufnahme in die Glaubensgeheimnisse der aufgeklärten Völker der Vorwelt geschah mit rührenden, ehrwürdigen Gebräuchen. — Früher noch, als Johannes und Christus tauften, war die Taufe schon einer jener Gebräuche alter Nationen, deren sie sich bei der Aufnahme eines Auserwählten in die höhern Geheimnisse ihrer Religion bedienten. Der Einzuweihende wurde, ehe er in das Allerheiligste zugelassen werden durfte, getauft, das heißt, reingewaschen gleichsam von allem Staube, der ihm noch vom bisherigen Leben anhing. Diese Waschungen waren eine sinnbildliche Bedeutung der innern Reinigung. Der Getaufte sollte nun ein anderer, ein höherer Mensch sein. Er mußte neue Kleider anlegen, zum Zeichen, daß er auch seiner Denkart nach ein neuer Mensch geworden sei.

Fast mit dem gleichen Zweck, aber unter unendlich schönern Beziehungen, wurde die Taufhandlung in das Christenthum übergetragen. Auch in unserer Religion wurde sie die erste äußerliche Weihe, die der Sterbliche bei der Aufnahme in die Nachfolgerschaft Jesu empfing. — Gehet hin, rief Christus in den Stunden seiner Verherrlichung den Aposteln zu: gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe.

Nicht also die bloße äußerliche Waschung, nicht die bloße Besprengung mit Wasser macht schon den Eingeweihten zum wahren Christen; dies ist nur das äußerliche Zeichen der Aufnahme: sondern das fromme Leben in der Lehre Jesu macht endlich den Eingeweihten zum ächten Nachfolger Christi. Und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe! sprach der Weltheiland.

Von dieser Zeit an blieb die Taufe immerdar eine der ersten Handlungen der christlichen Kirche. Könige stiegen von ihren Thronen, um dies Bad der Wiedergeburt, dies Zeichen der Erneuerung des innern Menschen, zu empfangen. Ganze Nationen traten in die Ströme, um von geweihten Händen die Christenweihe zu er-

halten. Da ward Jesu Verheißung erfüllt: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Jesu Geist beseelte die Völker und die Fürsten, und der Glaube an ihn, an seine Offenbarungen, an seine Lehren, verbreitete sich über die entferntesten Länder des Erdballs.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche wurden nicht nur die Kinder getauft, sondern auch Erwachsene. Man unterrichtete erst die Täuflinge in den Wahrheiten der neuen, bessern Religion, ehe man sie in den großen, ewigen Bund aufnahm; man lehrte sie erst den Göttlichen kennen, ehe sie als seine Nachfolger anerkannt wurden. Doch nicht bloß die Erwachsenen, auch die Kinder wurden getauft, denn ganze Familien empfingen zu gleicher Zeit die feierliche Einweihung. Die Aeltern, die Verwandten des Unmündigen wurden seine Bürgen; sie gelobten, ihm einst bei reifern Jahren in den Wahrheiten der Religion Unterricht zu verschaffen, und ihn treu im Glauben zu bewahren.

So drang segnend das Christenthum durch die ganze gesittete Welt; so kam der Gebrauch der Taufe als eine heilige, ehrwürdige, sinnvolle Handlung bis auf unsere Zeiten, wo sie nur selten noch den Erwachsenen gewährt wird, wenn sie sich zur christlichen Kirche wenden, sondern überall schon den Kindern gegeben wird.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach Jesus, der göttliche Jugendfreund: „und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“ (Matth. 19, 14.) Und wahrlich, dem gefühlvollen und denkenden Christen kann kein rührenderes Schauspiel gegeben werden, als die Taufe des Säuglings.

Da trägt man ihn von der Wiege zum Tempel Gottes! Von der irdischen Mutterbrust gleichsam an die Brust der Religion, von dem Arm des irdischen Vaters in den Arm des himmlischen Vaters. O ihr Aeltern, wenn der schlummernde Liebling von euch hinweggetragen wird zur himmlischen Christenhandlung: ergreift euch nicht eine unwillkürliche tiefe Rührung? — Empfindet ihr nicht den hohen Sinn dieser vieltausendjährigen Feierlichkeit? Ist dieses ein bloßes kaltes Gepränge?

Nein, zärtliches Vaterherz, nein, du weiches Mutterherz, ihr ahnet, was mit euerm Liebling geschieht! — — An den Schwellen

des Lebens, die er kaum betreten, wird er schon Gott geweiht. — Dem Säugling wird der Segen des Himmels für die dunkle Zukunft seines Lebens erfleht; der Unmündige wird schon zum Bürger der Ewigkeit gemacht, und neben seiner Wiege umschwebt euch der Gedanke seines Grabes. — Ihr lasset den Säugling zum Tempel tragen; er ist euer Opfer, welches ihr Gott darbringet. Der Herr hat ihn euch gegeben; ihr gebet ihn nun dem Allliebenden wieder. — Er wird zum Tempel getragen, hinweg vom Vaterherzen, von der Mutterbrust! So erwacht in euch nun das Gefühl, die Ueberzeugung: dies Kind gehöre euch nicht mehr ganz allein an; es gehört auch der Welt an, es gehört auch Jesu an, es gehört auch der Gottheit an, die es liebend aufnimmt, und besser beschirmen kann, als ihr selbst; es ist nun aufgenommen in die geistige Gemeinschaft, in die Kirche Christi.

Wahrlich, eben darin liegt die Größe und Schönheit des Christenthums, daß es auf Erden jedes unserer wichtigern Schicksale mit sich vereint; daß es überall, schon von unserer Wiege an, das Irdische mit dem Himmlischen, das Aeußere und Innere zusammenknüpft, und gleichsam Alles um uns her vergöttlicht, wo der Nichtchrist nur todtes alltägliches Einerlei, Schattenwerk und irdisches Wesen sieht. Der Christ erblickt die Welt überall in einem heiligen Glanze; ihn lächelt aus dem Staube das Himmlische, aus dem Vergänglichen das Ewige an. Die Schöpfung schwebt vor ihm verklärt durch das Licht seiner Religion.

Der Säugling im Tempel gewährt auch dem unempfindlichsten Gemüth oft eine heilige Rührung. Die reinste Unschuld, wo könnte sie doch würdiger sein, als im Tempel des Allerheiligsten? im Tempel dessen, der unsere Unschuld fordert? — — Jesu Stimme scheint über den zarten Täufling an unser Herz zu dringen: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!" (Matth. 18, 3.)

Wem wird nicht beim Anblick des Säuglings, wenn er im Schlummer zur Taufe gehoben wird, oder wenn er, wie aus einem Traume hervorgehend, süß lächelt, — wem wird nicht, als müßte er ihm zulispeln: O du Unschuld, möchtest du dich ewig in dieser

Reinheit bewahren! Einst, wenn du in diesen Tempel nach Jahren zurückkehrst, nicht mehr von zärtlichen Armen sorgsam getragen, sondern stark genug durch eigene Kraft, möchtest du auch dann noch so rein und fehlerlos sein! Möchtest du niemals diese heilige Stätte mit Erröthen sehen, wo du die Taufe empfingst; möchtest du dann nie seufzen dürfen: Einst war ich unschuldiger, als jetzt!

Im Namen des dreieinigen Gottes empfängt der Säugling die Taufe, und das geweihte Wasser, mit welchem er in der ewig feierlichen Stunde benetzt wird, ist das Sinnzeichen vom Blut des Welterlösers, welches wie ein geistiges Bad unsere Seele von Sünden reinigt. Der Getaufte ist also aufgenommen in das Reich Gottes, so durch Jesum gegründet worden; er hat das Zeichen des neuen Bundes empfangen, wie einst die Beschneidung unter den Israeliten das Zeichen für die Genossen des alten Bundes war; er ist ein Christ, hat Theil an dem Segen, welchen Jesus der Welt erwarb, Allen, die seiner Lehre folgen, und den durch ihn verkündeten Gotteswillen thun.

Die Waschung mit dem Wasser ist das sinnbildliche Anzeichen, daß der in die christliche Kirche Aufgenommene ebenso seine Seele reinigen müsse von Fehlern durch die Wahrheiten der Religion, zu deren Besiegelung das Blut des Erlösers vom Stamm des Kreuzes floß. Darum, als Christus die Taufe anordnete, befahl er denen, die da tauften: Lehret sie, die ihr taufet, halten, was ich euch geboten habe. Denn ohne dies Halten der göttlichen Gebote, ohne dies Nachahmen seines heiligen Lebenswandels ist die Taufe vergebens und kein Nutzen. Sie würde nur eine gehaltlose Feierlichkeit sein, und ein Bund, der wieder gebrochen wäre.

Ja, die Taufe ist ein feierlicher Bund mit Jesu; sie ist das Gelübde, ihm anzugehören, und nach seinen Anweisungen zu leben; sie ist der Schwur, daß das Blut des Gekreuzigten einst nicht vergebens auf Golgatha niederströmte.

Aber der Täufling schlummert in süßer Unschuld; er weiß nichts von dem, was um ihn geschieht, und wie sich der Himmel liebend zu ihm neigt. Für ihn spricht noch der Mund der erwählten Taufzeugen; diese machen sich vor Gott, vor der ganzen Gemeinde der Christen zu Bürgen für die Seele des unschuldigen Täuflings.

O Christ, der du jemals die wichtige Stelle eines Taufzeugen zu übernehmen wagtest, hast du auch mit Ernst erwogen, in welche schwere Verpflichtungen du tratest? Wehe, wenn nur deine Eitelkeit ihr Spiel trieb mit dem von Jesu geordneten Sakrament! Wehe, wenn du das Heiligste, den großen Augenblick, zum schlechten Gewohnheitswerk machtest, als du betend zwischen den Säugling und Gott tratest! Wehe, wenn dein Leichtsinn nur den Anstand und die geringe äußere Ehre betrachtete, und nicht die Würde, die dir anvertraut ward, für die Unschuld zu Gott und zur Gemeinde der Christen zu reden! — — So ist das Heiligste in dir zum Scherz entartet; so hast du falsches Zeugniß abgelegt im Tempel des Allerhöchsten; so hast du den Säugling schon in der Wiege betrogen, und die Erwartungen frommer Aeltern hintergangen. — Was ist der Taufzeuge? — Der Stellvertreter der Unschuld, der Wortführer des Säuglings war er in dem mit dem dreieinigen Gott errichteten Bunde! — Der Bürge ist er für das Herz des Getauften geworden, daß er es nicht versäumen, daß er die Sorge tragen wolle, statt der Aeltern, einst den jungen Christen mit den Wahrheiten des Christenthums zu beseligen. Der Taufzeuge, der den Säugling im Tempel zur Taufe hielt, soll gleichsam der Schutzgeist für dessen Unschuld werden. Er soll ihn im Leben beobachten, daß er jenem heiligen Bündnisse nicht abwendig werde; soll darüber wachen, daß er in der Religion Jesu gründlichen Unterricht empfange; soll, wenn einst die Aeltern des Kindes ruhen im Grabe, sich des Getauften erbarmen an der Aeltern Statt, und nichts versäumen, es zu einem gottesfürchtigen, frommen, wohlthätigen Lebenswandel zu ermuntern und anzuhalten; soll einst der Waise sich erbarmen, wenn sie einsam in der Welt und ohne Zuflucht steht, und ihr dann die Liebe des entschlummerten Vaters, die Zärtlichkeit der zu früh ins Grab gesunkenen Mutter ersetzen.

Der getaufte Säugling kehrt aus dem Tempel zurück, und sehnsuchtvoll begrüßen ihn die Aeltern mit dem neuen Namen, welchen er in der Taufe empfing. — Nicht die Taufzeugen allein bleiben dem jungen Christen ein Mittel, sich des Tages zu erinnern, da er Gott gewidmet wurde; nein, so oft sein Name ertönt, eben so oft wird seine Taufe, sein Bund mit Jesu genannt!

Es ist also nichts so gering, das in uns nicht höhere Erweckungen befördern sollte. Selbst der schmeichelnde Laut, mit dem uns die Mutterstimme anruft, mit dem uns der Mund liebender Freunde und Freundinnen begegnet, — der Name, welchen wir tragen, und durch nichts entehren zu lassen gesonnen sind, dieser mahnt uns an die erste Feierstunde unsers Daseins, an die Taufe! Der Name ist die Erbschaft derselben, welche wir mit uns durch das Leben nehmen, von der Wiege bis ins Grab, ist wie ein bleibendes Unterpfand anzusehen, welches wir vom Verein mit Gott aus den frühesten Tagen der Kindheit mit uns nehmen.

Oft erinnere mich in stillen Stunden dies erste, bleibende Geschenk, das mir als Säugling ward, an die Stunde, in welcher ich es vor der versammelten Christen-Gemeinde empfing, während die Mutter für mich daheim zu Gott betete. Ach, bin ich dieses Namens, bin ich jener Stunde, bin ich jenes Gebets der Mutter immer würdig geblieben? Habe ich den Bund mit meinem Jesu treu gehalten? — Eingeweiht in seine Lehren, habe ich sie mit Sorgsamkeit im Herzen bewahrt, im Leben geübt? Als ich in meiner kindlichen Unschuld aufgenommen ward zur Kindschaft Gottes, wußte ich nichts darum; und als ich darum wußte, wie stand es mit der Unschuld meiner Seele? — O Gott, ich war ein Mensch, und nicht ohne Leichtsinn, ohne Uebereilung, ohne Leidenschaft und ohne Fehler. — Aber die göttlichen Worte Deines Sohnes Jesu erwärmten doch oft mein Herz. Wenn ich schon oft fehlte, ich wandte mich doch Dir wieder zu mit kindlichem Vertrauen auf Deine unendliche Vaterliebe. Wenn ich auch auf die erste Unschuld meiner Jugend nicht mehr stolz sein darf, — ach, wie schnell entfloh das Paradies meiner Kindheit, und ich trat hinaus in die stürmische Welt, mir selbst überlassen! — so will ich doch nun streben, die Tugenden des Christen zu meinem Schmuck zu machen an die Stelle der kindlichen Unschuld. Durch Jesu Sinn und Lehre will ich meinen Sinn reinigen, und wie an seiner Hand vor Dir wandeln. So erfülle ich noch jetzt die Sinnbilder der heiligen Taufe an mir. Ich wasche mich gleichsam in seinem Blute von Sünden rein; ich befreie meine Seele durch die mit seinem Blute besiegelten Wahrheiten von den mir anklebenden Fehlern.

30.

Der Landmann.

Spr. Sal. 2, 27.

Heil, Landmann, dir! Dein edler Stand
Ist der Natur so nah verwandt;
Fern von dem städtischen Gewühl,
Und wilder Leidenschaften Spiel.
Lobsinge Gott!

Dir nah ist Gott in Lust und Leid,
In seiner Werke Herrlichkeit;
Des Himmels milder Segen thaut
Auf das, was deine Mühe baut.
Lobsinge Gott!

Der Mensch sei niedrig oder groß,
Mühseligkeit ist Aller Loos;
Nicht Gold gibt Glück, nicht Rang und Pracht;
Man ist, wozu das Herz uns macht.
Lobsinge Gott!

Lobsinge Gott, und freue dich;
Denk' in der Hütte königlich.
Genügsamkeit macht frei und reich,
Die Tugend dich den Ersten gleich!
Lobsinge Gott!

Schon eine alte Klage ist es, daß wenige Menschen recht mit dem Stande zufrieden sind, welchen ihnen Gottes Vorsehung angewiesen hat. Man will etwas Anderes, weil man das Andere für besser hält, als was uns zu Theil geworden ist. Der Soldat in den Mühseligkeiten und Gefahren seines Berufes beneidet den Kaufmann und Handwerker, die ihr ruhiges Gewerbe treiben können. Kaufmann und Handwerker preisen das Loos der vornehmern Stände, die, ohne Nahrungssorgen, ohne Furcht vor Verlust und Betrug im Handel, nur zu leben scheinen, um in Ueberfluß und Bequemlichkeit sich gute Tage zu machen, Andern zu befehlen und Ehrenstellen zu empfangen. Der Vornehme, der hohe Beamte, ja Fürsten selbst seufzen unter dem Druck ihrer Verhältnisse; sie retten sich nie ganz aus den Verlegenheiten, worein sie bald durch Feindschaften, bald durch Untreue ihrer Diener, bald durch andere Umstände gerathen, von denen die niedern Stände nichts wissen. Es ist ihnen

gar nicht unbekannt, daß der größte Theil der Ehrenbezeugungen, die sie empfangen, bloß kaltes, erkünsteltes Wesen ist. Die Vergnügungen, welchen sie oft beizuwohnen gezwungen sind, bleiben meistens nur lästige Höflichkeiten und neue Quellen mancherlei Verdrusses. Der ärmste Mann scheint freier zu sein, als sie sind. — So klagen beinahe Alle; und gewöhnlich suchen die Unzufriedenen ihren ganzen Trost noch darin, daß sie öffentlich ihren ganzen Prunk zeigen, den ihnen ihr Stand und Vermögen erlaubt — und daß sie neben sich die Andern verachten, deren Glück sie doch heimlich beneiden.

Wer mit seinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, nicht zufrieden ist, der würde auch in jedem andern Stande unglücklich sein. Denn nicht die Art der Geschäfte, welche man treibt; nicht das große oder kleine Vermögen, was man besitzt; nicht der Palast oder die Bauernhütte, welche man bewohnt; nicht die Würde, welche man vor den Leuten trägt, ist die Quelle unsers Glückes: sondern das Herz allein ist es, welches man zum Stande, zum Vermögen, zum Palast, oder zur Hütte bringt.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man besonders den Stand des Landmanns preiset, weil die, welche in den Städten wohnen, das Landleben größtentheils aus Büchern oder Spaziergängen kennen. Das Feld zu bauen scheint ihnen, wenn auch mühsam, dennoch eine Lust. Wer geht nicht gern, wenn er ein Gartenplätzchen hat, dahin, um zu graben, zu säen, zu pflanzen, oder Unkraut auszujäten? Keine Arbeit scheint der menschlichen Natur zuträglicher, als diese: wo hingegen die Geschäfte des Gelehrten, Kaufmanns oder Beamten am Schreibtisch, die Anstrengungen des Nachdenkens, die Nachtwachen, oder die einförmigen Geschäfte der Handwerker und Künstler in ihren Werkstätten und Fabriken zuweilen nur zu verderblichen Einfluß auf die Gesundheit haben mögen. Hat der Landmann sein Tagewerk vollbracht, ruht er freudig aus, und erwartet vom Himmel den Segen. Sein Körper härtet sich in allen Witterungen ab; die Anstrengungen seiner Kräfte stärken seine Glieder; das im Schweiße des Angesichts erworbene Brod schmeckt ihm süßer, als dem Reichen der unter Verdruß und Sorgen genossene Leckerbissen aus fremden Ländern. Seine Verhältnisse sind

einfacher; seine Welt, in der er lebt, ist kleiner, in allen Theilen leichter zu übersehen; ihm stören tausend Dinge nicht die Gemüthsruhe, die den bedrohen, der in weitläufigern Verbindungen leben muß.

Wenn sich auch das Alles nicht läugnen läßt, hat doch das Landleben seine großen Beschwerlichkeiten. Ungünstige Witterungen vereiteln den sauern Schweiß und Fleiß eines ganzen Jahres; Seuchen tödten die Heerden. Der Gewinn von aller Arbeit des Bauers ist immer klein; und wer wenig hat, für den ist auch der Verlust des Geringsten schon ein großer Verlust. Daraus erwachsen wohl mancherlei häusliche Sorgen. Abgaben und öffentliche Lasten, so wie die Zinsen von gemachten Schulden drücken schwerer, wo die Einnahmen sehr zweifelhaft und mäßig sind. Mit einem Worte: der Landmann, so beneidenswürdig sein stilles Loos oft dem Städter zu sein scheint, duldet durch seinen Stand nicht minder Ungemach, als der Kaufmann oder Handwerker, der Gelehrte oder Soldat, der Fürst oder sein Beamter in ihren Ständen dulden müssen.

Darum ist nicht minder gewiß, daß der Beruf des Landmanns in der That viele Vorzüge hat, welche andern und sogenannten höhern Ständen fehlen. Nicht darin aber liegt sein Vorzug, daß er der allererste Beruf des Menschen ist; denn dies wäre eine ganz unfruchtbare Ehre. Auch nicht darin, daß er der nützlichste und unentbehrlichste Stand eines Staates ist; er ist nicht nützlicher, als jeder andere. Der Landmann bedarf des Handwerkers, der Handwerker des Kaufmanns, der Kaufmann des Gelehrten; Jeder bedarf des Richters, des Lehrers, der Obrigkeit, und in Kriegsgefahren Jeder des Kriegers und Feldherrn. Einer ist im gesellschaftlichen Leben dem Andern nothwendig durch die Gabe, die er von Gott empfangen hat.

Aber darin liegt der größte und gewisseste Vorzug des Landlebens vor allen andern Berufsarten der Menschen, daß der Landmann durch seinen Stand entfernter von allen erkünstelten Verhältnissen des Lebens, entfernter von allen daraus entsprungenen Plagen, der Natur näher verwandt und gleichsam mehr eins ist mit ihr. Die Ruhe und Einfalt der Natur theilt sich seinem Gemüthe mit. Er weiß wenig von der selbst erschaffenen Noth der Stadtleute; wenig von den glänzenden Kleinigkeiten, welche allerlei Leiden-

schaften und Sorgen herbeirufen; wenig von den armseligen Empfindungen des Ehrgeizes, die so viel Zwist und Neid erwecken; wenig von dem steifen Zwang äußerer Höflichkeiten; wenig von den erkünstelten Zerstreuungen, die oft das edlere Selbst des Menschen tödten; wenig von den Schmerzen verfeinerter Laster und geschminkter Schändlichkeiten. Er ist einfacher, wahrer, wie die Natur einfach und wahr ist, die ihn umgibt. Sie selbst ist seine Lehrerin. Er hält am Wesentlichen fest und will nicht den Schein. Einfach sind seine Beschäftigungen. Sie sind beträchtlich genug, ihn vor den Verirrungen reicher Müßiggänger zu beschützen; die Anstrengung, welche sie von seinen Kräften fordern, ist die beste Pflege einer unverdorbenen Gesundheit.

So lange in den ersten Zeiten der Welt die Menschen Viehzucht und Ackerbau ihr Hauptgeschäft sein ließen, waren sie einfacher, wahrer, und gleichsam Gott verwandter. Mit Erbauung der Städte und mit Erfindung künstlicher Bedürfnisse wurden die Menschen selbst unnatürlicher und künstlicher. Die edeln einfachen Sitten, und die ächte Lebensweisheit der patriarchalischen Vorzeit gingen verloren. Man hatte statt der Weisheit nur Gelehrsamkeit; statt der Wunder des Himmels und der Erde nur Bücher; statt der gesunden Vernunft lieber Spiele der Einbildungskraft. Nebendinge wurden zur Hauptsache des Lebens, und das Wichtigste und Heiligste ward kalte Uebung, oder Gegenstand des Spottes und Zweifels. Daher ist nicht selten gesehen worden, daß die Großen ihre Paläste, und Könige ihre Throne verließen, um dem Getriebe der Ränke, der Ehrsucht, der Wollust, der Schadenfreude zu entfliehen, und in der Einsamkeit und Einfalt des ländlichen Lebens sich selber und ihre verlorne Ruhe wieder zu finden. Denn man ist nur ganz Mensch, wenn man wahr und natürlich sein kann; nicht loben muß, wo man tadeln sollte; nicht fröhlich sein muß, wo man trauern möchte; wo man für den äußerlichen Schein nicht das Wesentliche aufopfern muß, für das Kleid nicht die Gesundheit, für den Glanz des Hauses nicht dessen innere Glückseligkeit, für das Geld nicht den Genuß, für die Ehre nicht die Ehrlichkeit.

Leider ist zu beklagen, daß der Landmann, wie wir ihn meistens finden, selten fähig ist, den großen Vorzug seines Standes

zu erkennen und zu benutzen. Unwissenheit beraubt ihn fast aller Vortheile desselben; Aberglaube erstickt seinen gesunden Verstand; rohe Sitte, thierische, grobe Lust vertritt nur zu oft die Stelle natürlicher Einfalt; Saufen bis zur Betäubung, Fressen bis zur Ueberladung, werden die Krone seiner Freuden; er arbeitet mit seinem Vieh um die Wette; aber hat er sein Brod gewonnen, empfindet er selten ein Verlangen nach höherm Genuß, nach Ausbildung seines Verstandes und Herzens.

Richte draußen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; darnach baue dein Haus, das heißt, die innere Glückseligkeit deines Hauses, deiner Familie! (Spr. Sal. 24, 27.) So spricht die heilige Schrift. Der Mensch lebt nicht, um das tägliche Brod zu gewinnen und Kleider genug zu haben, seinen Leichnam zu bedecken. Was der Leib nöthig hat, soll herbeigeschafft werden; alle übrige Zeit soll der Veredlung des Herzens und Geistes angehören. Das ist der Beruf des Viehes, dem hungernden Magen Nahrung zu suchen, Vorrath auf den Winter zu sammeln, und sich ein bequemes Nest oder eine ruhige Höhle zu bauen. Der Mensch, welcher im Leben nicht mehr leistet, als für sein irdisches Wohlsein zu arbeiten und zu sorgen, stellt sich dem Thiere gleich. Er ist wohl zu beklagen; denn er vergißt das wahre und hohe Ziel seiner Erschaffung. Der mächtigste Fürst aber hat wahrlich kein erhabeneres Ziel im Leben, als der niedrigste Bauer und der ärmste Taglöhner. Der goldene Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der Zwilchkittel, das hohe Fürstenschloß und das Strohdach der baufälligen Bettlerhütte sind bloße Nebendinge im Leben. Der Mensch selbst ist das Wertheste, und im Menschen ist es sein unsterblicher Geist. Darum richte draußen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; denn des Leibes Nahrung und Nothdurft geht jedem Andern vor. Die niedrigsten Bedürfnisse unserer thierischen Beschaffenheit müssen erst gestillt sein, ehe der Geist frei und thätig werden kann. Darnach aber, wenn das Nothwendigste gewonnen ist, baue dein Haus, vermehre deine und der Deinigen Glückseligkeit.

Die traurige Geistes- und Herzensverwahrlosung, in welcher leider die Landleute vieler Gegenden gefunden werden, gereicht ihnen weniger zum Vorwurf, als denen, welche von Gott Beruf und

Pflicht haben, Väter und Beglücker des Volks, oder Lehrer desselben zu sein. Abgestumpft durch Gewohnheit, sehen Nachlässige die Unwissenheit und Rohheit des Volks wie eine Sache an, welche in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet ist. Wie viel sind nicht der gepriesenen Männer am Ruder der Staaten, die im Landmann nur das öffentliche Lastthier sehen; seinen Wohlstand befördern, um größere Steuern von ihm nehmen zu können; den Anwachs der Bevölkerung begünstigen, um die Kriegsheere zu verstärken! Sie scheinen in unnatürlicher Verkehrtheit der Vorstellungen den Menschen so behandeln zu müssen, als wäre er für den Staat, nicht als wäre der Staat für den Menschen vorhanden. Die Schulen der Dörfer werden immer am letzten besorgt. Für edlere Erziehung und Bildung der ländlichen Jugend bemüht man sich nicht leicht, einen rühmlichen Wetteifer durch fürstliche Ermunterungen zu wecken; dagegen sind Preisverkündigungen zur Verbesserung der Viehzucht etwas Gemeines.

Ja, so groß ist die verblendete Allmacht der Gewohnheit oder des Vorurtheils, daß man sich und Andere sogar überredet, eine bessere Erziehung in den Dörfern könne die Landleute mit ihrem Stande unzufrieden machen, und sie aus arbeitsamen, gehorsamen Menschen zu aufrührischen, bücherlesenden, Alles beurtheilen wollenden, städtische Sitten nachäffenden Halbklugen machen. Um solchen Irrthum in Gang zu setzen, pflegt man ihn mit wahren und halbwahren Sätzen zu vermengen, die übrigens gar keine Verbindung mit demselben haben; man pflegt zu sagen: oberflächliches Wissen sei überall Gift; unvollkommene Aufklärung das Unglück der Leute; Gelehrsamkeit gehöre nicht dem, der die Erdscholle umbrechen oder das Vieh im Stalle füttern solle. Wenn dergleichen und andere Sätze allerdings ihr Wahres haben: ist darum jener Irrthum weniger ein Irrthum?

Der Landmann wird nicht darum arbeitsam, wirthschaftlich und der Obrigkeit gehorsam, weil er unwissend, abergläubig, roh, in wilden Freuden ausgelassen, und in Allem, was außer seinem Stall und Acker liegt, unbehilflich ist. Sondern der roheste, unwissendste und groben, ausgelassenen Ergötzungen ergebenste Bauer ist der schlechteste Landwirth, der unordentlichste Hausvater, der un=

zuverlässigste Unterthan seiner Herrschaft. Das Unvollkommene und Schlechte kann nie zum Vollkommenen und Guten helfen. Die bessern Schulen und Erziehungsanstalten in Städten machen den Bürger menschlicher, in seinem Gewerbe sinnreicher, in seinem Eifer für Glück und Ehre des Thrones und des Vaterlandes hochherziger, gegen Einheimische gemeinnütziger, gegen Fremde wohlwollender.

Jesus Christus brachte das reinste Licht der Weisheit nicht den Palästen der Großen und den Bewohnern der Städte allein; er brachte es den ärmsten Hütten. Sein Wort ist die wahre Aufklärung, deren der Mensch bedarf, um in jedem Stande das höchste Lebensglück zu finden. Er rottete die falschen Einbildungen aus; er zerstreute die Macht abergläubiger Vorstellungen; er wies vom Staub empor auf das Göttliche; er ermahnte zur Genügsamkeit in Allem, was das irdische Leben forderte. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus in Jesu Geiste, lasset uns zufrieden sein; trachtet vielmehr dem nach, was dort oben ist.

Dem Höhern nachzutrachten, was dort oben ist, wird keine Büchergelehrsamkeit erfordert; aber ein von Irrthümern freies und ein allem Guten offenes Gemüth. Es wird das Gottähnlichsein nicht errungen durch äußern Wohlstand oder durch Leibeskräfte, sondern durch das Streben des Geistes. Diesen Geist also sollen wir auch im ärmsten Landmann fähig machen, sich der von Jesu gebrachten Wahrheiten bemächtigen zu können. Darum sollen Vernunft und Verstand der ländlichen Jugend schon in den Schulen mit Sorgfalt entwickelt und geübt werden. Nur wer die Einsicht dessen hat, was besser ist, kann das Bessere wollen; der Unwissende und Rohe wird vom Elend hingetrieben, wohin er soll. Nur der Verständige wird sich grober Ausschweifungen schämen, und die Folgen des Schädlichen einsehen und meiden; der Unverständige ist die Beute thierischer Anreizungen. Nur der vernünftige Landmann hört auf, andere Stände zu beneiden und wider gemeinnützige Verordnungen und Gesetze des Landes zu murren, wider welche der alberne Eigennutz des Unvernünftigen lärmt. Nur der, dessen Geisteskraft gestärkt ward, indem man sie von den Fesseln altüblicher Vourtheile befreite, wird auch über seine zartern Verpflichtungen

richtiger urtheilen, für die der verwilderte, rohe Mensch ohne Sinn einhergeht; wird fähiger sein, die Verbesserungen seines ländlichen Gewerbes und häuslicher Einrichtungen zu betreiben, während der Unwissende blindlings erlernten Gewohnheiten folgt; wird in Ordnung und Reinlichkeit seiner Wirthschaft die wahren Stützen des Wohlstandes und körperlicher Gesundheit erkennen, während der Verwahrlosete in Verwirrung, Planlosigkeit und Unflath von einem Tag in den andern hinein lebt, gleich dem Thiere.

Wollt ihr Christen um euch sehen, so macht sie auch fähig, Christum zu begreifen und seine Lehre zu verstehen. Aber welch ein trauriger Anblick ist das Leben von einem großen Theil des Landvolks! — Dieser Unglücklichen sind viele, welche von Gott, von Jesu Christo, von ihrer Bestimmung, von der Ewigkeit, von ihren Pflichten auf Erden die verworrensten Vorstellungen haben. Da erwachsen sie unter der Zucht unwissender Aeltern, sehen deren rohe Beispiele, saugen deren armselige Begriffe und abergläubige Meinungen ein. Wenige Jahre gehen sie in eine Schule, wo der Lehrer, ohne Fähigkeit in seinem Beruf, den Unterricht aus Mangel bessern Erwerbes, um einen geringen Sold, ohne Aufsicht und Neigung treibt. Höchstens bringen die Schüler eine mäßige Fertigkeit im Schreiben und Lesen mit sich aus den Schuljahren, in denen sie alle Unarten und Rohheiten einer verwilderten Kindheit lernten und wieder lehrten. Man treibt sie zur Kirche von den ersten Kinderzeiten an und macht ihnen den Besuch des Gotteshauses zu einer herzlosen körperlichen Gewohnheit. Mit ihrer allzuungeübten Denkkraft sind sie nicht fähig, den Lehrvortrag ihres Pfarrers zu verfolgen und ganz zu verstehen. Oft ist der, welcher ihr Seelsorger sein soll, mehr um seine Einkünfte und Bequemlichkeiten, als um die Veredlung der ihm anvertrauten Seelen besorgt. Sie verharren in ihrer Blindheit, und glauben Gott hinlänglich durch hergesagte Gebete und Genuß der Sakramente befriedigt zu haben. Das ist Alles, was sie für ihre Seele thun. Die leiblichen Bedürfnisse zu stillen, brauchen sie den ganzen Aufwand ihres übrigen Lebens. Sie arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, und Andern in Glücksumständen gleichzukommen oder sie zu übertreffen, ist ihr äußerstes Ziel. Sie überlassen sich den Eingebungen ihrer

thierischen Triebe, so weit es die bürgerlichen Gesetze oder die Verhältnisse ihrer Gesundheit und ihres Vermögens ihnen gestatten. Sie sterben endlich dahin, und sie haben nur gelebt und gearbeitet, um gelebt und gearbeitet zu haben. Ihr Geist, zur Ewigkeit berufen, ist am Ende der Laufbahn arm und unmündig, wie er arm und unmündig kam. Er kannte die Tugend Jesu nicht, und tröstete sich einer bessern Zukunft, ohne ihrer werth geworden zu sein.

Mit Trauern wende ich mich von diesem Bilde hinweg. O wie viel bleibt guten und weisen Menschen noch zu thun, um Glückseligkeit, die wahrhafte, um sich her zu verbreiten! Wie kann ich doch oft in Verlegenheit sein und fragen: wo wäre, daß ich Gutes stiften könnte? Siehe jene Verwahrloseten, hilf ihnen, hilf wenigstens Einzelnen zu besserer Erziehung und Einsicht. Wodurch unterscheiden sie sich denn von den Heiden, die da Bilder anbeten, die Gebote Gottes nicht kennen, und für nichts als Nahrung und Kleider sorgen, und fleischliche Lüste befriedigen? Siehe, hier ist noch das Christenthum zu verbreiten, hier noch das Reich Gottes zu befördern! Gehe in die Hütte des Landmanns, in die Kammer des Dürftigen, wie Jesus Messias that, und hilf einem rohen Menschen menschlicher werden, und das Licht der bessern Erkenntniß in seiner Finsterniß anzünden! — Daß du einem Nackten Kleider, einem Hungrigen Brod reichst, ist schön, und doch ist es nur das leichte Werk eines Augenblicks, um die Noth weniger Augenblicke zu mildern. Aber das Almosen, welches du einer armen verwilderten Seele reichst, ist eine königliche lebenslängliche Gabe, eine Saat für ewiges Aernten. Gehe hin, wo deine Bekanntschaften es dir erlauben, auf die Vorsteher, Obrigkeiten und Lehrer zu wirken, daß sie sich der ländlichen Kinderzucht erbarmen. Hast du Vermögen, vereinige deine Gabe mit den Gaben Anderer, deinen Rath mit der Einsicht Anderer, um wenigstens in einer einzigen Gemeinde bessere Sitten, hellern Verstand, frömmern Sinn zu befördern. O, wer dessen sich rühmen darf, es gekonnt zu haben, der Retter mancher ohne ihn verloren gewesenen Seele zu sein, der hat auf Erden nicht vergebens gelebt!

31.

Der Handwerker und Künstler.

Sirach 38, 35—39.

Die ihr geübt in Künsten seid,
Für Nothdurft und Bequemlichkeit
Des Erdenlebens sorgt und schafft,
Gott segne euch, Gott eure Kraft!

Ein goldner Stand ist Handwerksstand,
Sein freuet sich das ganze Land;
Von Armuth fern, von Ueberfluß,
Wohnt in der Arbeit sein Genuß.

Und Fleiß füllt seine Hand mit Gut,
Und füllt sein Herz mit frohem Muth;
Stark wird er in der Sorgen Druck,
Und Ehrlichkeit sein schönster Schmuck.

Der König und der Handwerksmann, —
Gott sieht nicht Rang und Namen an;
In jedem Stand der edle Sinn,
Der gilt vor Gott, der ist Gewinn.

Sobald sich auf Erden die Menschen nach ihrer Verbannung aus Eden auszubreiten anfingen, empfanden sie die vorher unbekannten Bedürfnisse des Lebens. Das war der Wille des Schöpfers. Allen andern Geschöpfen hatte er dunkele, unwiderstehliche Triebe gegeben, die ihnen heilsame Nahrung zu finden; ihren Leib mit Federn und Fellen bekleidet gegen den Wechsel der Witterungen; sie mit natürlichen angebornen Waffen versehen zum Schutz ihres Lebens gegen Gefahren. Aber den Menschen stellte Gott arm, wehrlos und nackt in die Welt, und gab ihm den Verstand, daß er, getrieben von der Noth, den Werth dieses Verstandes erkenne, sich Hütten baue, wo der Fels keine Höhle hatte, ihn zu verbergen; oder Kleider, oder Geräthschaften, Waffen und allerlei Werkzeuge erfinde, zu seiner Nahrung, Lebenserhaltung und Bequemlichkeit. Da ward Tubalkain der Meister in allerlei Erz und Eisenwerk; Jubal lehrte die Kunst der Musik.

Mit der Erweiterung der menschlichen Erfahrung und Einsicht wurden die Handwerke und Künste vollkommener; ihre Gewerbe dem Menschen unentbehrlicher, es mochte zum Nutzen sein oder zur Verannehmlichung seiner Tage. Der Hirt und der Ackermann kön-

nen den Handwerker so wenig mehr entbehren, als der Gelehrte, welcher sein Leben den höhern Wissenschaften weiht, oder als der Kriegsmann, oder als der Fürst auf seinem Throne. Darum ist der Stand der Handwerksleute und Künstler in allen Ländern geehrt.

Um das Feld zu bauen oder die Viehheerden zu behandeln, ist weniger Anstrengung des Verstandes oder Geschicklichkeit vonnöthen, als zur Ausübung eines Handwerks und einer Kunst. Zur Erlernung derselben sind schon mehrere Jahre vonnöthen. Dadurch erhebt sich dieser Stand über den des gemeinen Landmanns, wie des Taglöhners. Aber theils durch die größere Uebung seines Nachdenkens, theils durch einen vermehrten Wohlstand, verfeinern sich auch seine Sitten. Demungeachtet hat er weder den Ueberfluß reicherer Stände, noch deren ausgebreitete Einsichten und Kenntnisse; aber auch nicht die Verweichlichung und Verdorbenheit der Sitten, die in den höhern Ständen leider oft zu allgemein ist.

Es steht demnach der Stand des Handwerkers zwischen Rohheit und Unwissenheit des gemeinen Landmanns und der unmäßigen Verfeinerung und Ueberbildung des Reichern; er steht zwischen der Armuth und dem Ueberfluß in glückseliger Mitte, und ist gleich entfernt von den Lastern und Plagen, die der rohen Unwissenheit und der übertriebenen Verfeinerung, oder der quälenden Armuth und dem üppigen Wohlleben anzuhängen pflegen. Daher findet man noch jetzt fast in allen Ländern bei Handwerkern und Künstlern die meiste Verständigkeit und Gottesfurcht neben Einfalt und strengen Sitten. Man betrachtet sie als die wahre Kraft des Staats. Gleichweit entfernt von bäuerischer Rohheit und den Ausschweifungen des müßiggehenden Reichthums ist bei ihnen die meiste Tugend, Rechtlichkeit, Arbeitsamkeit und Vaterlandsliebe gleichsam einheimisch.

Auch war es aus diesem Mittelstande, aus welchem Jesus Christus am liebsten seine ersten Schüler wählte. Hier fand er den unverdorbensten Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit; er kannte den Eigendünkel, den stolzen Uebermuth und den Leichtsinn der Großen, wie den Aberglauben und die Verwahrlosung des Verstandes und Herzens der Niedrigsten im Volk. Wir wissen, daß Petrus ein Fischer, Lukas ein Arzt war, daß Paulus Teppiche

wirkte. Nur der Handwerker und Künstler ist durch sich selbst ein freier, unabhängiger Mann; aber Unabhängigkeit ist eine der wichtigsten Bedingungen, unter allen äußern Schicksalen rechtschaffen zu bleiben. Der verstümmelte Krieger, der verstoßene Fürst, der um sein Vermögen betrogene Reiche, müssen eben so gut von der Gnade Anderer leben, als der seines Ackers und seiner Viehheerden beraubte Hirt und Landmann, während der Handwerker aller Orten durch seine Geschicklichkeit Brod findet, und mit geringem Aufwande die dazu nöthigen Werkzeuge und Mittel herbeischaffen kann.

Alle diese Vorzüge, welche der Natur dieses ehrenvollen und glücklichen Standes eigen sind, machen ihn für das irdische Leben zu einem der nützlichsten, und für das innere, christliche Leben zu einem der vortheilhaftesten. Er führt an den Gefahren des Reichthums und der Armuth vorüber; durch Arbeit und Mäßigkeit zur Sittenstrenge und Kraft, durch vielfache Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes, die der Niedrigere im Volk leider oft entbehren muß, und durch die Stellung, welche er zwischen dem Geringsten und Vornehmsten, dem Aermsten und Reichsten einnimmt, die alle seiner Hilfe bedürfen, zu einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im gesellschaftlichen Leben, die kein anderer Stand, so wie dieser, hat, und zur Vollstreckung jeder Tugend Anlaß darbietet.

Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll es sein, was den Künstler und Handwerker ganz eigenthümlich bezeichnet, ihm den meisten Werth gibt, und ihn allen andern Ständen ehrwürdig macht. Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll sein höchstes Bestreben sein; die Stellung selbst schon, welche er in der Welt einnimmt, erleichtert ihm die Erreichung dieses Zieles mehr denn vielen Andern.

Er ist folglich sein eigener Feind, wenn er seinen Stand verachtet, und gegen die Vortheile desselben blind ist. Dieser Stand gibt ihm, was er zur Nothdurft bedarf. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus, lasset uns genügen. Nach größerm Reichthum sollen wir nicht trachten, wohl aber nach größerer Vollkommenheit des Herzens. Wer in diesem Stande nicht glücklich sein kann, wird es in keinem andern werden, weil er die Quellen aller Unzufriedenheit mit sich nimmt, wohin er geht. Er wird von

Begierde nach Gold und Gut und Aufwand geplagt; und könnte man ihm geben, wonach ihn gelüstet, seinen Durst nach Reichthümern würden die Reichthümer selbst nur vermehren. Wer nicht mit Wenigem genügsam sein kann, wird mitten im Golde arm bleiben. Er wird von Begierde nach Ehre und Ansehn geplagt; er glaubt in einem andern, höhern Stand mehr leisten zu können, mehr Ruhm zu ärnten; er bildet sich ein, mehr Talente zu haben, als er für sein Gewerbe braucht. Er möchte Gelehrter sein, oder Feldherr, oder als Obrigkeit herrschen. — Ach, er hat nicht mehr Talente, als er zur höchsten Vollkommenheit seiner Kunst, oder zur vortrefflichsten Einrichtung seines Hauswesens bedarf; sondern er hat mehr Hochmuth und Selbstdünkel, als seinem Glück ersprießlich ist. Es fehlt ihm dagegen das Wesentlichste: Verständigkeit, Gottesfurcht und Sinn für Einfalt der Sitten.

Gottesfürchtige, verständige Männer warten treu ihres Berufes, und fühlen sie sich im Besitze größerer Geisteskraft, so wenden sie dieselbe zur Besserung ihrer Geschäfte und zur Verschönerung ihres häuslichen Lebens an. Ihre ausgezeichneten Naturgaben erregen nicht größere Hochachtung, als die weisen Anwendungen derselben. So sah man aus tiefer Armuth oft durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Geschicklichkeit in Benutzung der Mittel und Zeiten Leute zu großem Vermögen, zu Ehren und Ansehen aufsteigen, die vielleicht von einem Thron herab auch Millionen Menschen wohl regiert haben würden. Aber immer bleiben sie, auch im Reichthum und in der Fülle des Ansehens, was sie vorher waren, treu ihrem Berufe, verständig, gottesfürchtig und einfältig in ihren Sitten. Wer nicht einmal im Stande ist, durch seine Geistesgaben, mit denen er prangen möchte, sein kleines Gewerbe auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben: wie wird der im Stande sein, in schweren Stellen, von denen er nur die schimmernde Außenseite kennt, etwas Vollkommenes zu leisten? Es ist nicht die Geschicklichkeit und das Uebermaß seltener Kraft, was die Thoren anreizt, über ihren Stand hinauszuschreiten, sondern der Hochmuth. Sie enden gewöhnlich damit, Spott zu ärnten, statt des Lobes, und das Sprichwort zu erfahren: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Alle trösten sich ihres Handwerks, spricht der weise Jesus

Sirach (38, 35—39) in der heiligen Schrift, und ein Jeglicher fleißigt sich, daß er seine Arbeit kenne. Man kann zwar ihrer in der Stadt nicht entbehren, aber man kann sie nirgends hinschicken; sie können der Aemter auch nicht warten, noch in der Gemeinde regieren. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen, sondern müssen der zeitlichen Nahrung warten; und denken nicht weiter, denn was sie mit ihrer Arbeit gewinnen mögen.

Es ist leider vieler Orten in unserm Vaterlande die Unverständigkeit der Handwerker an die Stelle der Verständigkeit ihrer Väter getreten. Sie schämen sich ihres Berufes, und möchten etwas Vornehmeres werden; sie klagen über Mangel des Verdienstes, und glauben, vor Zeiten wäre durch ihr Gewerbe mehr zu gewinnen gewesen. Wer hört in dieser Sprache nicht die Stimme des hoffärtigen Wesens und der unzufriedenen Habsucht? — Auch in unsern Zeiten ist der Handwerker mit seiner Geschicklichkeit so unentbehrlich, wie vor Zeiten; aber die Alten haben sich ganz ausschließlich ihrer Kunst gewidmet; sie wollten nicht zugleich Gelehrte sein, Bücher schreiben, oder Rathsstellen bekleiden. Besaßen sie feine Urtheilskraft, Klugheit, Kenntniß, Geistesgegenwart mehr denn Andere: so wandten sie alle diese Eigenschaften zur Erhebung ihres Gewerbes an. Der ward der Vornehmste, der die vortrefflichste Arbeit lieferte; der ward der Angesehenste, und genoß das allgemeinste Vertrauen, der unter ihnen der Rechtschaffenste und Ehrlichste war; der ward der Reichste, welcher im Hauswesen am einfachsten und genügsamsten, bei der Arbeit aber am frühesten auf, am spätesten davon war. Diese Verständigkeit machte aus schlechten Zeiten gute Zeiten, aus Wenigem viel.

Dagegen erblicken wir heutiges Tages hin und wieder eben bei denen, welche die vortrefflichsten Geistesgaben zu besitzen glauben, die größte Verkehrtheit und Unfähigkeit des Verstandes. Sie lernen in ihrer Jugend allerlei, aber das am wenigsten, was zur Verbesserung ihres Gewerbes dienen kann. Sie beschäftigen sich neben ihrem Handwerk mit Nebendingen, worüber sie die Vervollkommnung ihrer Kunst vernachlässigen, und Andern den Vorzug

überlassen müssen. Sie wollen reich werden, aber nicht dazu den ersten Schritt thun; der erste Schritt zur Wohlhabenheit heißt Genügsamkeit bei Fleiß. Wohl aber sieht man sie reich thun, ohne reich zu sein. Sie wollen Pracht im Hausgeräthe, Zierlichkeit in Kleidern, Wohlleben bei Tische, alle Tage kostspielige Erholungen nach der Arbeit. Dazu reicht nicht immer der Verdienst ihres Fleißes hin; sie fangen an, ihre Waare theurer zu geben, und man geht von ihnen; sie liefern schlechtere Waare, und man kauft sie nicht; sie versuchen Betrug, und verlieren das Zutrauen. So entsteht Armuth statt Wohlstand, und das thörichte Klagen über schlechte Zeiten nimmt überhand. Die Zeiten nicht, sondern die Menschen sind schlecht. Wer einfach lebt, immer weniger ausgibt, als er verdient, daher wohlfeiler arbeiten kann, hat den meisten Verkehr; wer den meisten Verkehr hat, kann die bessere Waare liefern; wer gute Waare gibt, hat nicht Ursache zu Betrügereien, Verfälschungen und Uebervortheilungen seine Zuflucht zu nehmen.

Schon die Erziehung, welche viele Handwerksleute ihren Kindern geben, pflanzt bei diesen Unzufriedenheit mit ihrem Stande. Sie genießen in den Jugendtagen ein bequemes Wohlleben, gehen zierlich geputzt einher, und werden zu einem Aufwand gewöhnt, den sie nachher, wenn sie ihn durch den Gewinn ihrer Arbeit bestreiten sollen, nur mühsam oder gar nicht befriedigen können. Dann wird ihnen ihr Stand verhaßt; sie versuchen es in andern Dingen; pfuschen in mancherlei Gewerben, und enden mit gänzlichem Verderben.

Andere lassen ihre Söhne höhere Wissenschaften erlernen, und glauben, ihnen dadurch ein besseres Loos zu verschaffen, als das Handwerk gewähren kann. Aber sie bedenken nicht, daß keineswegs der Stand, sondern der Mensch in demselben, das bessere Loos erwirbt; daß ohne Genügsamkeit, Fleiß und ausgezeichnete Kenntnisse der Mensch überall Noth leidet und elend umhergeworfen wird; daß ohne große und mächtige Verbindungen in den höhern Ständen Keiner darin so leicht sein Glück macht. Daher sieht man manche verdorbene Gelehrte, verdorbene Kaufleute, ärmliche Schreiber und Andere, die sich eines nahrhaften Handwerks schämten, bei wohlhabendern Künstlern und Handwerkern ihr kümmerliches

Brod suchen und betteln. Dahin brachte es die Unverständigkeit ihrer Aeltern, die sich über ihren Stand hinaufschwingen wollten, und die Vortheile desselben nicht einsahen.

Gleiche Fehler hat der Hochmuth bei Erziehung der Töchter unter vielen Handwerksleuten gemein gemacht. Man kleidet sie gleich Töchtern reicher Häuser, verzärtelt sie bei leichten Geschäften, statt sie vollkommen fähig zu machen, einer bürgerlichen Haushaltung mit Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Geistesgegenwart und unverdrossener Thätigkeit vorzustehen. Man läßt sie im Tanzen, Zeichnen und in musikalischen Künsten unterrichten, um mit ihnen glänzen zu können; man hält sie zur Bücherleserei an, und glaubt ihren Geist zu veredeln, wenn man durch Empfindeleien und Träumereien der Einbildungskraft ihr Herz verdirbt und ihren Verstand schwächt. Man hofft sie damit würdiger zu machen, sie an Personen von vornehmen Ständen zu vermählen. Aber man vergißt, daß vornehme Stände ihren Stolz und ihre Vorurtheile haben, wie die geringen; daß der Vornehmere größern Geldaufwand zu machen genöthigt ist, als der Geringere. So geschieht denn, daß die mit möglichster Unklugheit erzogenen Handwerkstöchter für höhere Stände zu arm, und für Ihresgleichen zu vornehm sind. Sie haben, statt des besten, das schlechteste Loos. Sie verblühen entweder unvermählt, verlassen, oder haben eine unglückliche Ehe.

Die Nachäffung höherer Stände, der unverhältnißmäßige Aufwand der Handwerksleute, das hochmüthige Streben, in andern Ständen zu glänzen, ist die Ursache, daß so viele Personen heutiges Tages bei ihrem Gewerbe zu Grunde gehen, und zu unredlichen Mitteln greifen müssen. Die Verständigkeit der Alten fehlt, daher hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr, wie vor Alters. Nicht der Stand ehrt den Mann, sondern der Mann muß den Stand ehren. Es ist kein Stand, worin es nicht verachtungswerthe und verachtete Menschen gibt; so im geistlichen wie im weltlichen, so im Lehr- wie im Wehrstande, so unter Edelleuten wie unter Bauern. Wer in seinem Fache der Beste ist, dem erwirbt sein Stand bei Hohen und Niedern die meiste Ehre, von Gott den

meisten Segen. Aber Unsegen ruhet auf Hochmuth, Lust am Müßiggang und Sittenlosigkeit.

Willst du in den Verhältnissen, worein dich Gott versetzt hat, Ruhm, Wohlstand und häusliches Glück gewinnen: so schäme dich nicht deines Standes, sondern deiner Eitelkeit, deiner Großthuerei, deines Müßiggangs, deiner Ungeschicklichkeit neben Andern. Lerne alle Vortheile deines Berufes kennen, und treibe ihn mit solchem Fleiße und solcher besondern Sorgfalt und Fähigkeit, daß dich Keiner darin übertreffe. Gab dir Gott besondere Verstandeskräfte, so beweise sie in der Vervollkommnung deiner Arbeiten. Bist du dahin gekommen, daß du den Besten in deiner Kunst gleich stehst, wirst du nicht geringern Verdienst haben, als sie. Aber dein großes Bestreben soll sein, durch Forschen und Nachdenken und ämsiges Schaffen endlich auch diejenigen zu übertreffen, welche bisher das Beste geleistet haben. So ehrest du deinen Stand, und er gibt dir mit reichem Wucher die Ehre zurück, die du ihm erwirbst.

Dann wird nie das niederträchtigste aller Laster bei dir erwachen, der Neid — der Handwerks- und Brodneid, welcher zu unsäglichem Verdruß und zu dem traurigen Verderben des Gemüthes führt. Wen Gott segnen will, dem sollst du es nicht mißgönnen. Wenn Kunst, Geschicklichkeit und Fleiß dich aber in den Stand setzen, den Beneideten in Güte und Preis der Waare zu übertreffen: dann hört er auf, für dich beneidenswürdig zu sein; du wirst es selber.

Das zuverlässigste Mittel, den schändlichen Brod- und Handwerksneid von sich zu verbannen, besteht neben der Verbesserung eigener Geschicklichkeiten in der Einfalt der Sitten, Eingezogenheit des Wandels, Genügsamkeit mit Wenigem, Vermeidung alles Entbehrlichen. Nur so wird Wohlhabenheit gewonnen. Prahlerei macht lächerlich; großer Aufwand, der unsere Einnahme übersteigt, macht verdächtig; Betrügerei macht verächtlich. Aber eingezogen und sparsam leben, erwirbt Vertrauen; wenig ausgeben und viel verdienen, bringt Ehre; einfaches Hausgeräth, geringe Kost machen keine Schande, wohl aber unbezahlte Schulden und rückständige Zinsen. Schöne Kleider nach dem neuesten Geschmack verschaffen kein Ansehen; aber der Ruf von deiner Häuslichkeit, von dem stillen

Wachsthum deines kleinen Vermögens, erwirbt dir Zuversicht und Hochachtung bei den Leuten. Mancher, der seinen Stand verlassen hat, um zu glänzen, ärntet überall Achselzucken; wer sein Geschäft aber recht führt, so gering es auch gelten möge, hat vor dem Könige und Bauer Lob.

Nähre und kleide dich und die Deinigen deinem Stande gemäß; nicht deinem Stande, sondern deinen Einkünften, nicht deinen Einkünften, sondern deiner höchsten Nothdurft gemäß. Denn wer ausgibt, was er einnimmt, ist Bettler, wenn die bösen Tage eintreten. Erziehe deine Kinder in Verständigkeit, Sitteneinfalt und Gottesfurcht. Warne sie vor der Gefahr, sich über ihren Stand zu erheben. Reichthum ist nirgends wohlfeil; aber in jedem Stande wird er durch Mäßigkeit, Arbeitsliebe und treue Redlichkeit zuwege gebracht. Halte deine Kinder einfach. Härte sie früh durch nützliche Arbeiten ab, ohne deswegen die Ausbildung ihres Verstandes durch Erlernung nützlicher Kenntnisse zu versäumen. Denn der Unwissende bringt es in keiner Kunst weit. Gib deinen Kindern kein bequemeres und behaglicheres Leben bei dir im Hause, als sie dereinst selbst im Stande sein werden, sich durch Mühe und Arbeit zu verschaffen. Wohl Alle, die es in deinem Stande jemals zum meisten Vermögen und Ansehen gebracht haben, lebten in früher Jugend dürftig, mußten sich unter großer Noth emporarbeiten, und stärkten eben damit ihre Kraft zum Mühsamsten und Schwersten.

Die Grundlage aber zu Allem ist Gottesfurcht. Ohne frommen Sinn, der in der Noth auf den Vater im Himmel hofft, im Wohlstand den Segen des Ewigen erkennt, ist alle Mühe und Arbeit eitel. Wo man noch den Handwerksmann in der Woche von der Frühe bis zum Abend in der Werkstatt, am Sonntag in der Kirche sieht, im Wirthshaus und Tanzsaale selten; wo noch Ehrlichkeit über Klugheit geht: da wird man wenig von Armuth wissen, und von keinen davongelaufenen Betrügern hören.

Bete und arbeite! — Wo Gottesfurcht fehlt, kehrt die Menschenfurcht ein. Da ist aller Fleiß ohne Lohn, und alle Geschicklichkeit ohne Vortheil. Was die Hand erwirbt, verzehrt das Laster. — Die Halbwisserei, die falsche Aufklärung, das Gelehrtthun der Handwerker endet gewöhnlich im Schuldthurm oder auf der

Landstraße am Bettelstab. Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, Gottesfurcht aller Weisheit Anfang und Krone; sie bewahrt uns in Mäßigung, Treue und Redlichkeit; sie führt uns wohlwollend zu allen unsern unglücklichen Brüdern, ihnen nach Kräften beizustehen; sie gibt uns bei saurer Mühe Kraft und Muth, im Leiden ein freudiges Herz, im Sterben eine selige und gewisse Hoffnung zum ewigen Erbarmer. O, was ist aller Reichthum der Welt, alles Ansehen vor den Menschen gegen diese Hoffnung! Auch mir, auch mir, mein Gott und Herr, verleihe sie durch Jesum Christum, Deinen geliebten Sohn! Amen.

32.

Hochachtung vor jedem Stande.

1. Petri 2, 17.

Von Dir in diese Welt gerufen,
Steh'n, Schöpfer, alle Menschen hier,
Auf höhern und auf niedern Stufen
Der Kräfte, die Du gabst, vor Dir;
Nie gleich einander an Gestalt,
An Neigung, Ständen und Gewalt.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Tugend am Geringern gern
Erkennt und schätzt und ehrt, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn;
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit!

Jeder Sterbliche hat hienieden seinen Werth. Und so ungleich auch Gott die Güter des Glücks unter seine Kinder vertheilt, sind sie darum nicht minder alle seine Kinder, sind sie darum nicht minder alle vor Gott meine Brüder. Einst verlieren sie diese Glücksgüter. Dann stehen die Seelen wieder in ihrer ursprünglichen Gleichheit da.

Ich bin daher jedem Menschen schon deswegen, daß er Mensch ist, Achtung schuldig. Und wenn er der Aermste, der Elendeste wäre, wenn er nichts hätte, kein Obdach, keine Nahrung, keinen Freund: er ist Mensch, er ist mein Miterschaffener. So wie ich für mich selbst, ohne Rücksicht auf mein Vermögen, auf meinen Stand,

auf meine Geschäfte, schon als Mensch Anspruch auf die Achtung von Meinesgleichen mache: so hat sie auch Jeder von mir zu fordern.

Je mehr Vorzüge ein Sterblicher erworben hat, je mehr Achtung verdient er allerdings. Denn es liegt in unserer Natur, daß wir das Bessere, das Vollkommnere hochschätzen, weil wir Alle nach Vollkommenheit ringen.

Daher genießt derjenige unsere Ehrfurcht in vollem Maße, der sich Verdienste um das Vaterland erworben hat, sei es durch Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, wo er sein Leben daran wagte für das Wohlergehen und zum Schutze seiner ruhigen Mitbürger, oder auf andere Weise, indem er vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit ward durch nützliche Entdeckungen, oder durch seine Kenntnisse, oder durch Anstalten, vermittelst welcher viele seiner Nebenmenschen Verdienst und Nahrung fanden. Eben so sind wir gewohnt, einen ausgezeichnet tugendhaften Mitbürger zu ehren, denn er hat schon Stufen der Vollkommenheit erstiegen, zu welchen wir erst emporstreben. Wir bewundern den Großmüthigen, welcher seine Feinde mit Güte überhäuft, während es in seiner Gewalt stand, sie zu vernichten. Wir bewundern den Edeln, welcher seine ganze Lebenszeit in Sorge und Noth, oft in Mangel verlebt, nur um andere Menschen durch sein nützliches Bemühen zu beglücken.

Im gewöhnlichen Leben aber pflegen wir auch selbst solchen Personen eine wenigstens ä u ß e r l i c h e Achtung zu bezeugen, welche durch zufällige Verhältnisse große Vorzüge bekommen. Denn an sich selbst verdient wohl kein Mensch geehrt zu werden, weil er reicher ist, als ein anderer; weil er kostbarere Kleider und Wohnung besitzt; weil er, statt in niederer Hütte des Landmanns, im Palast des Fürsten geboren ward. Hier ist unsere Achtung mehr den Gütern gewidmet, als derjenigen Person, welche sie besitzt. Doch auch diese Art Hochachtung ist billig. Es ist anständig, daß wir denjenigen, welche Gott in einen mächtigen Wirkungskreis stellte, Hochachtung beweisen, wodurch wir sie aufmuntern, die ihnen vom Schöpfer verliehenen Mittel auf die weiseste und menschenfreundlichste Weise anzuwenden.

Aber tadelnswürdig ist es dagegen, wenn wir nur denjenigen Ehrfurcht bezeugen oder Achtung, welche höher stehen, als wir,

und wenn wir dagegen Geringschätzung gegen diejenigen Personen beweisen, welche im bürgerlichen Leben nicht Unsersgleichen sind, oder einige Stufen tiefer stehen, als wir. — Hochachtung gegen Jedermann ist die Aeußerung einer der liebenswürdigsten meiner Christentugenden, nämlich der Bescheidenheit. Geringschätzung Anderer aber deutet auf den in mir wohnenden Stolz.

Jeder nützliche Bürger im Vaterlande hat das Recht, Werthschätzung von seinen Mitbürgern, von Hohen und Niedern, zu verlangen. Es ist kein Handwerk, kein Gewerbe so niedrig, kein Amt so hoch, es hat im Lande seinen Nutzen. Es gibt keinen Stand, der dem Vaterlande Dienste leistet, der nicht ehrenvoll wäre. Eben diese Mannigfaltigkeit der Verrichtungen, Geschäfte, Lebensarten und Stände macht es, daß Jedermann seine Kräfte auf die wohlthätigste Weise für andere Menschen anwenden kann. Eben dadurch werden wir in diesem Leben einander nothwendig und verbunden. Eben dadurch können wir den Sinn des göttlichen Wortes erfüllen, daß Einer dem Andern diene, Jeglicher mit der Gabe, die er vom Herrn empfangen hat. — Nehmet auch nur den niedrigsten der Stände, die geringste aller Berufsarten aus dem bürgerlichen Leben hinweg, und wir werden die große Lücke fühlen; wir werden einen Mangel leiden, der sich in allen Ständen empfindlich machen wird. Wir müssen froh sein, daß sich Menschen finden, diese oder jene Beschäftigung zu treiben, welche für uns selbst zu beschwerlich sein würde; wir müssen ihnen danken, daß sie es übernehmen, und unser Dankgefühl äußert sich in der Achtung für ihre vielleicht nicht glänzende, aber doch nothwendige Berufsart.

Demungeachtet ist es einer der gemeinsten Fehler, daß so gern ein Stand verächtlich auf den andern herabblickt; daß jeder sich über den andern erheben will, und seinen Werth oft in Vorzügen geltend machen möchte, die an sich selbst gar keine Vorzüge zu heißen verdienen.

Wie verächtlich sieht oft der stolze Handwerksmann auf den harten Beruf des Landmanns nieder; wie verächtlich wieder der Künstler auf den Handwerker; der Kaufmann auf beide; der Gelehrte auf den Kaufmann; der Soldat auf den Geschäftsmann; der Beamte auf den Krieger; der Edelmann auf den gemeinen Bürger;

der höhere Adel auf den niedern; der Fürst auf den Adel der Unterthanen! — Wie gewöhnlich ist dieser Fehler unter Christen, welche als wahre Weise nicht nach dem Scheine, sondern nach dem wirklichen Werthe, alle Verhältnisse schätzen sollten! Wie häufig sehen wir nicht solche Christen, deren Herz voll Neides ist gegen die Höhern, und voll Stolzes gegen die Niedern!

Vor Gott gilt nicht das Ansehen der Personen. O mein Christ, und warum gilt es vor dir? Vor Gott ist Jedermann angenehm, welcher in seinem Berufe gerecht und vollkommen ist, sei dieser Beruf glänzend oder nicht. O mein Christ, warum erhöht oder erniedrigt denn bloße Berufsart in deinen Augen schon den Menschen? — Nicht sein Beruf, nicht sein Amt ehrt den Menschen, oder entehrt ihn; sondern er macht seinen Beruf ehren- oder schandenvoll.

Diese gegenseitige Verachtung und Nebenbuhlerei der Stände, diese von Geschlechtern oft zu Geschlechtern forterbenden Vorurtheile, haben ihre ersten Quellen in der Selbstsucht einzelner Personen, welche, weil sie lebhaft fühlen, daß sie ohne eigenen Werth, ohne innere Würde sind, sich solche durch Außendinge, durch allerlei Umgebungen, durch den Stand, durch die Berufsart verschaffen wollen, worin sie stehen. Sie wollen ihren Stand erhöhen, um sich selbst preisen zu können; sie wollen Andere geringschätzig machen, um eigene Vorzüge ansehnlicher werden zu lassen.

In den Augen des unbefangenen Weisen, des wahren Christen, gewinnen diese Selbstsüchtigen nichts. Dem Nachfolger Jesu ist Jeder ehrenwerth, welcher seinen Beruf ehrwürdig zu machen weiß. Jesus, der Gottmensch, wählte seine Freunde, seine Vertrauten und Jünger, ohne Ansehen des Ranges, oft aus den untersten Ständen des Volks. Er wählte den armen Fischer zu seinem Vertrauten, er, zu dessen Füßen heute die Könige des Erdballs anbetend liegen.

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn, eine Krankheit der Seele, durch welche sie unfähig wird, Schein und Wesen, Irrthum und Wahrheit zu unterscheiden. Der Stolze fordert Ehrerbietung, ohne zu bedenken, daß solche Empfindung bei Andern nicht durch äußeres Prunken erweckt, nicht durch den Zufall erzeugt, nicht durch Ge-

walt ertrotzt werde. Er legt dem, was ihm zugehört, einen übertriebenen Werth bei, und schmeichelt und verehrt sich selbst in seinen Einbildungen, ohne zu bemerken, daß er Andern damit Anlaß zum Spott und zur Geringschätzung gibt. Er ist wie ein Bezauberter, welcher an sich auch das kleinste Gute größer sieht, als es ist, und an allen Andern das größte Gute unendlich kleiner, als es ist.

Eine andere Quelle der gegenseitigen Verachtung und Geringschätzung der Stände und Berufsarten ist der übliche **Innungsgeist**, das heißt, jenes löbliche Ehrgefühl, mit welchem jeder Stand, jedes Gewerbe seine Angelegenheiten und seine Mitglieder behandelt wissen will.

Wohl ist dieses Ehrgefühl löblich zu nennen, weil es ursprünglich darum hervorgerufen wurde, damit Keiner durch unwürdige Handlungen seinen Stand, sein Gewerbe schände. Die Ehre ist überall das kräftigste Hilfsmittel der Tugend gewesen, und ersetzt wohl oft bei ganz sinnlichen Menschen die Stelle derselben. So wie die Tugend zuletzt in unserer Brust eine Achtung gegen uns selbst erzeugt, daß wir uns nie unter uns selbst erniedrigen mögen: so bewirkt ein Aehnliches das Ehrgefühl. Nur achtet das Ehrgefühl mehr auf das Urtheil der Menschen, die Tugend aber mehr auf das Urtheil des innern Richters und Gottes. Daher ist die Tugend immer in allen Jahrtausenden, in allen Ländern die gleiche Tugend gewesen; aber das Ehrgefühl und die Ehre sind verschieden und abändernd nach den verschiedenen Ländern, und wie die Zeiten und Sitten anders werden.

Das Ehrgefühl, als Hilfsmittel in den Händen der Tugend, ist eines der kräftigsten, den Menschen vor schlechten und verwerflichen Handlungen zu bewahren, und zu großen, guten Gesinnungen und Thaten zu begeistern. Löblich ist es daher, wenn es nicht nur den einzelnen Menschen in seinem Lebenswandel begeistern hilft, sondern wenn es auch die Mitglieder einer ganzen Genossenschaft, eines Landes, einer Stadt, eines Standes, eines Gewerbes beseelt, daß der Verein Aller nicht durch eine unwürdige Handlung entweiht werde.

Aber dies Hilfsmittel, ohne Vorsicht angewandt, entartet leicht, und verwandelt sich in feindseligen Stolz, wenn es den Glanz der

Genossenschaft nicht in der Vermehrung ihres innern Werthes, sondern in der Verminderung des Ansehens von Andern zu bewirken trachtet. So entsteht, statt rühmlicher Nebenbuhlerei in allem Edeln und Schönen, ein leeres Prunken, ein Nebensichverachten alles Uebrigen. So entsteht, statt des hohen Vaterlandsgefühls, verderblicher Nationalhaß; statt des Wetteiferns der Stände zum Wohle des Staates, eine kleinliche Ruhmredigkeit, gegenseitige Herabsetzung, und innere Zwietracht.

Hier ist es, wo der Nachfolger Jesu nicht den irrenden Schritten des großen Haufens folgt; hier ist es, wo der bessere und weisere Mensch Jesu Christi Befehle einem falschen Ehrgeize vorzieht; hier ist's, wo er mit dem göttlichen Gesetzgeber der Geisterwelt spricht: „Wer da will der Vornehmste, der Ruhmwürdigste, der Edelste sein von Allen, der sei der Andern Diener; gleich wie des Menschen Sohn nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben für Viele." (Matth. 20, 28.)

Die gegenseitige sich oft und traurig äußernde Verachtung der Stände ist dem Geiste Jesu, dem Sinn seiner beseligenden Religion widerstreitend. Thut Ehre Jedermann! — so spricht das göttliche Wort zu meinem Herzen! — Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König! (1. Petri 2, 17.) — Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst, erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. (Phil. 2, 5—8.)

Es gibt keine Sünde, die nicht den Tod gebiert. Auch die Verachtung der Stände, dies Verbrechen gegen den Frieden des geselligen und bürgerlichen Beisammenlebens, bringt früher oder später, aber immer, ihr Verderben zur Welt. — Sie erzeugt die Feindschaft der Einzelnen gegen Einzelne, die einen Gott, einen Christum kennen; ein Gesetz, ein Vaterland, einen Fürsten, ein Ziel mit einander gemein haben. Sie erweitert, zum endlichen Nachtheil Aller, zum endlichen Untergang der öffentlichen Glückseligkeit, die Kluft, welche Menschen von Menschen, Brüder von Brüdern scheidet. Sie reißet Herzen von einander, welche sich außerdem geliebt und beglückt haben würden; sie wirft der Zwietracht schwarzen

Samen in vormals frohe Wohnungen; sie schafft Feinde aus Menschen, die einander nie kannten, und führt sie voller Erbitterung gegen einander, die sich zuvor nie wehe, nie wohl gethan.

Die gegenseitige Verachtung der Stände, die thörichte, die furchtbar verderbliche Sucht, sich von einander zu unterscheiden und zu trennen, schwächt zuletzt den Verband des ganzen Staatsgebäudes, treibt die alterthümlichen, ehrwürdigen Formen aus einander, befördert der Sitten wildes Verderbniß, und wird, in entscheidenden Tagen, nicht selten zum schnellen Untergang des Vaterlandes mitwirkend. Wie mögen diejenigen in der Stunde der Gefahr freudig für einander kämpfen, die gewohnt sind, sich zu hassen? Wie mögen die in einem großen Augenblick sich für einander willig zum Opfer bringen, die ihre Lust daran fanden, sich gegenseitig zu kränken und zu erniedrigen? — Ihr erstauntet über den furchtbar schnellen Verfall manches Reiches. Euer Erstaunen verschwindet, wenn ihr das durch Innungsstolz, Standesehrgeiz und Rangsucht vielfach verbreitete Sittenverderben, die vielfach geschwächte Vaterlandsliebe, die vielfach genährte Selbstsüchtigkeit der einzelnen Bürger und der einzelnen Stände sähet!

Hinweg mit dieser Selbstsucht, diesem Gift, welches, die beste Kraft der Staaten auflösend, sie tödtet. Furchtbar ward die Tugend schon da gerächt, wo ihrer der stolzen Spötter sich zu viel erhoben. Die schrecklich warnende Erfahrung ruft uns, und die Himmelsstimme des göttlichen Wortes mahnt uns: „Ehret Jedermann! Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König!“

Achte jeden Stand! denn jeder ist deiner Achtung würdig, welcher zur Verbesserung des allgemeinen Wohlseins, zur Beförderung des Wohlstandes, zur Erhaltung guter Ordnung und Sicherheit, zur Veredlung des Herzens, zur Erweiterung unserer Einsichten und Kenntnisse beiträgt.

Achte jeden Stand, auch wenn er nicht so glänzend ist, als der deinige. Erinnere dich, es ist nicht dein, es ist Gottes Werk, daß du ein Mitglied des Standes und Berufes geworden bist, in welchem du gegenwärtig lebst. Warum überhebst du dich eines eingebildeten Vorzugs? Warum brüstest du dich mit dem, was nicht

dich ehren kann, sondern dem du Ehre erwerben sollst? Warum verachtest du den, welcher eine geringere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, als du? Warst du es, der über dein Loos entschied, ehe du geboren wardst? Warst du es, der über deine Aeltern, deine Verwandten, über deren Verhältnisse und Vermögen wachte? Nein, Gott war es, dein Schöpfer. — Und achtest du dich glücklicher in deiner Lage, in deinem Stande, als in jedem andern — o so verachte die Genossen anderer Stände nicht, sondern weihe demuthsvoll deinem Schöpfer den gefühlvollen Dank für das Glück, welches er dir ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst gewährte.

Achte jeden Stand! Und je niedriger derselbe auch in der bürgerlichen Gesellschaft gehalten sein mag, desto eifriger sei du bemüht, ihm die gehörige Schätzung zu beweisen. Versöhne selbst den geringsten deiner Dienstboten durch deine Güte, durch deine Freundlichkeit mit der Härte des Schicksals, welches ihn dir zu dienen nöthigte. Denke dir oft, wie dir sein würde an seiner Stelle, und welch einen Herrn, was für eine Gebieterin du dann dir wünschen möchtest. Und was du dir wünschest, das werde du ihm. — Noch ist dein Lebenslauf nicht beendet — weißt du, welche Schicksale Gott dir oder deinen Kindern und Nachkommen vorbehalten hat? Ist die Zeit so entfernt, wo auch Fürsten gezwungen waren, gleich Knechten zu leben, und die Söhne der Großen, unter eiteln Träumen der Herrschaft und des Wohllebens erzogen, gleich Bettlern von Land zu Land irrten, oder ihr Leben mit Handarbeit fristeten?

Achte jeden Stand, und befördere als Christ und Weiser die gegenseitige Liebe und Zuneigung der Stände, so weit deine Kräfte reichen. Sei du in deinem Wirkungskreise, den dir Gott zu nützlicher Thätigkeit eröffnete, der Erste, welcher da Versöhnung predigt, wo Feindschaft hadern will; sei du der Erste, welcher Schutzredner dessen wird, der verachtet und verschmäht werden soll; sei du der Erste, welcher den höhnenden Schritten des kleinlichen Innungsstolzes wehrt; welcher den Standes-Ehrgeiz zähmt, wenn er in neidische Bemerkungen, in Lästerungen anderer Stände ausbrechen will; welcher das kindische Wesen der Rangsucht in die Schranken der Vernunft und des bescheidenen Anstandes zurückführt, wenn sie ihre Thorheit öffentlich auszustellen gedenkt.

Achte jeden Stand; ehre Jedermann! Preise und schmeichle Niemand um seines höhern Standes willen, wenn er denselben durch seine Tugend ehrt; verwirf Niemanden seines niedern Standes willen, wenn er denselben durch Leben und Thaten zu verherrlichen weiß. Der gemeinnützigere Mitbürger, der weisere Mensch, der tugendhafte Geist sei dir ehrwürdig, von welchem Range, von welcher Herkunft, von welcher Beschäftigung er auch sei. Das Herz adelt wahrhaft, nicht das Blut. Eigenes Verdienst erhebt, nicht das Verdienst verstorbener Vorfahren.

Achte jeden Stand! Ehre die Rechtsame und Ordnungen jedes Standes, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft durch die Gesetze festgestellt sind. Dieser Unterschied der Bürger und Unterthanen ist eine weise und nothwendige Einrichtung des Ganzen zur Erhaltung, Belebung und Leitung des Ganzen. So wie im Kriegsheere vom untersten Kriegsknechte bis zum höchsten Feldherrn eine lange Stufenfolge und Mannigfaltigkeit des Ranges und der Beschäftigung stattfindet: so auch im Staate. Nicht Alle können dienen; nicht Alle können herrschen. Alle Stände sind höhere oder tiefere Glieder der großen Kette, welche das gemeine Wesen einschließt. Ein Glied zerbrechen, heißt die Kette trennen. Die Ordnung der Stände verwirren, heißt das Vaterland verwirren und die öffentliche Ruhe stören.

Wohl sei mir auch die äußerliche Ordnung, in welcher die Menschen zu leben genöthigt sind, ein unverletzbares Heiligthum, o Gott! — Indem ich die Verfassungen des Landes ehre, in welchem ich lebe, ehre ich auch Deinen Willen, o himmlischer Vater! Menschliche Werke und Einrichtungen zur allgemeinen Ordnung und Sicherheit sind Nachahmungen Deiner Werke voll unendlicher Liebe und Weisheit. Auch Du setztest in dem Reiche Deiner Schöpfungen mannigfaltige Stufen und Beschäftigungen fest; auch Du gabst jeder Gattung von Geschöpfen ihren Rang, ihren Wirkungskreis, aus welchem sie sich nicht entfernen können.

O niemals bethöre mich aber die Eitelkeit und Hoffart, daß ich mich deswegen übermüthig erhebe, weil ich Genosse eines vorzüglichern Standes sei, als meine Mitbürger; niemals beschleiche ein schändlicher Neid mein Herz, daß ich höhere Stände stürzen

oder geringschätzig machen möchte. Nein, in der Stelle, in den Verhältnissen, worein Du, Gott, mich gesetzt hast, der Beste, der Frömmste, der Erste an Tugend zu sein — nur dies sei mein Ehrgeiz auf Erden. Amen.

33.

Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen.

Kol. 4. 1.

Sichern will ich meine Rechte,
Aber sanft und mit Geduld;
Wir sind alle Deine Knechte,
Gott, und groß ist Deine Huld!
Du vergibst so viele Schulden,
Sollt' ich denn kein Unrecht dulden?
Nicht gelind sein, nicht mich freu'n,
Wie mein Vater zu verzeih'n?

Ungerecht will ich nie handeln,
Immer billig; will auch gern
Schonen, dulden, und doch wandeln
Froh die Wege meines Herrn.
Er, der Richter aller Welten,
Wird mich schonen, und vergelten,
Wenn er mich vollendet hat,
Was ich meinen Brüdern that.

Häusliches Glück ist das beste Glück! — Mag es in der äußern Welt stürmen, wenn nur in dem engern, freundlichern Kreise, zu dem wir gehören, Frieden herrscht; da ist unsere sicherste Zuflucht. Mag uns Neid und Mißgunst anderswo verfolgen, wenn man uns nur nicht verkennt in unserm eigenen Hause. Hier entschädigt uns Liebe und Zutrauen für Alles. Mögen wir auch immerhin Verzicht thun müssen auf allerlei Ergötzungen und glänzende Vergnügungen draußen. Eine glückliche Haushaltung ist wie ein kleiner Zaubergarten, worin es nie an Blumen fehlt, und das Gemeinste oft die lieblichsten Früchte trägt. Dies stille Glück des Hauslebens hängt aber zum Theil auch, ja oft nur zu sehr vom Werthe derjenigen Personen ab, die wir als Gehilfen und Diener in die Gesellschaft der Unsrigen aufnehmen müssen. Mögen wir sie gleich auch nur als Arbeiter ansehen, die wir in unserm Solde haben,

die wir nicht in den engern, heiligern Kreis unserer Vertrauten und Lieben einschließen: so verursacht doch schon das nahe und beständige Beisammenleben mit ihnen unwillkürlich einen engen Verband. Es entstehen gegenseitig in tausend kleinen Verhältnissen und Anlässen zu viel Berührungspunkte, als daß wir die Aufgenommenen lange als Fremde betrachten könnten. Sie sehen in das Innerste unserer Umstände, unsers Umgangs, unserer Lebensart hinein; sie erblicken uns in allen jenen trauten Gewohnheiten, in jenem zwanglosen Sein, das wir nicht einem fremden Auge zum Schauspiel geben möchten, und worin wir uns gern kleine bequemliche Nachlässigkeiten gestatten wollen. Die Personen also, welche wir berechtigen, Zeugen davon zu sein, scheinen dadurch mehr oder weniger in Vertrautheit mit uns gesetzt zu werden. Um so schlimmer, wenn sie dieses Verhältnisses nicht würdig sind; wenn sie durch böse Gemüthsart oder durch Unvollkommenheiten anderer Art die Zufriedenheit des häuslichen Lebens verderben.

Wirklich ist das Klagen über schlechtes Gesinde etwas sehr Gewöhnliches. Gibt man aber auf den Grund der gegen die dienenden Hausgenossen geführten Beschwerden wohl Acht, so wird man bemerken, daß der Verdruß über sie nie so sehr wegen allfälliger Ungeschicklichkeit, als wegen der in ihnen vorherrschenden Gemüthsfehler entsteht. Man verzeiht jene oft gern, wenn diese dafür durch Tugenden ersetzt werden, die Zutrauen und Liebe einflößen.

Dienstleute sind, weil sie solche sind, aus der Zahl des ärmern Volks. Sie müssen, um sich auf anständige oder bequeme Weise zu ernähren, einen Theil ihrer persönlichen Freiheit für eine Zeit lang verkaufen. Sie bringen die dem ärmern Volk eigenthümlichen Fehler, in geringerer oder größerer Menge, mit sich in den Kreis ihrer Herrschaften; aber auch vielerlei gute Eigenschaften, die dem Wohlhabendern oft mangeln.

Doch im Umgang mit reichern Personen, deren Wohlstand und Ansehen den Dürftigern leicht das höchste Gut der Erdenwelt scheinen mag, legen sie gewöhnlich die rohen Eigenschaften ihrer Herkunft ab, oder mildern dieselben, indem sie den Ton und die Denkart ihrer Herrschaften nachahmen, welchen sie ähnlich sein möchten. Daraus entsteht bei den Dienstleuten jene Mischung von Vornehm-

thun und Niedrigkeit, von Bildung und Rohheit, welche diesem Stande ganz besonders eigen zu sein pflegt. Sie werden Nachäffer ihrer Gebieter und Gebieterinnen; man erkennt an jenen, wie diese gewöhnlich sind. Auf dem Lande findet man das Gesinde gemeiniglich grob, unreinlich, Trägheit liebend; in bürgerlichen Haushaltungen klatschhaft, genäschig, widersprecherisch, launisch; in den Häusern der höhern Stände grob gegen Geringere, kriechend gegen Vornehmere, prahlerisch, verschmitzt, gewandt, religionsspötterisch und betrügerisch.

Schon daraus läßt sich abnehmen, daß die dienende Klasse des Volks gewöhnlich nur ist, was die Herrschaften aus ihr machen; daß Untugenden der Befehlenden durch Nachahmungssucht zu Untugenden der Gehorchenden werden; daß folglich die Herrschaft sehr gut sein muß, wenn sie sich des Glücks theilhaftig machen will, gute Dienstboten zu haben.

Das Hausgesinde ist ein zu wichtiger Bestandtheil der Familie, als daß nicht jeder Hausvater, jede Hausmutter es für einen wahren Segen halten sollte, von rechtschaffenen, zuverlässigen, treuen Personen bedient zu werden. Denn an ihrem Fleiße, an ihrer Rechtlichkeit, an ihrer freundlichen Fürsorge und Vorsicht ist manches Ersparniß und oft die ganze Aufrechthaltung des Vermögens geknüpft. Von ihrer Verschwiegenheit und Gutmüthigkeit hängen nicht selten häusliche Geheimnisse ab, die man ihnen nie ganz verbergen, und doch auch nicht ohne Schaden allen Fremden wissen lassen kann. Ihre Sittenreinheit oder Lasterhaftigkeit übt den wesentlichsten Einfluß auf die Erziehung unserer Kinder, von denen wir sie niemals ganz zu trennen vermögend sind. Ihr Beistand, ihre Pflege in unsern Krankheiten, ihre Anhänglichkeit bei Unglücksfällen des Hauses ist unschätzbar, oft das größte Glück der Herrschaften. Wissen wir nicht, daß schon Personen, wenn sie von allen Freunden verlassen waren, noch Trost und Rettung durch ihre treuen Diener empfingen?

Wer hoffnungsvolle Kinder haben will, muß sie erst dazu erziehen; wer Freunde haben will, muß sie erst gewinnen; wer gutartige, anhängliche Dienerschaft verlangt, die das Wohl und Heil der Familie als ihr eigenes lieben soll, muß sie durch sein weises

Betragen bilden und an sich fesseln. — Es ist nicht so oft die Schuld des Gesindes, wenn es nichts taugt, als die Schuld der Herrschaft, wenn sie Leute, die gewöhnlich so viel und so wenig Fehler haben, wie wir Alle, nicht tauglich zu machen weiß. Man kann mit einiger Zuverlässigkeit darauf zählen, daß in einer Haushaltung, welche das Gesinde oft abändert, entweder der Hausvater untauglich ist, oder die Hausmutter gute, friedliche Ordnung zu handhaben und das Wohlsein aller Untergebenen zu bereiten unfähig ist.

Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, sagt die heilige Schrift, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. (Kol. 4, 1.) In diesen wenigen Worten liegt die ganze Kunst eingeschlossen, ein gutes, treues, anhängliches Gesinde zu erhalten. Behandelt eure dienenden Hausgenossen als Menschen, die euch zwar ihre Dienste um Lohn und Brod verkauft haben, auf gewisse Zeit, übrigens aber, als Menschen, euch gleich sind; die gute und üble Eigenschaften besitzen, wie ihr, und mit Recht fordern, daß ihr sie als Menschen behandelt, nicht als willenlose Werkzeuge, nicht als duldsame Thiere, an denen ihr ohne Umstände euern jedesmaligen Launen freies Spiel lassen könnet. Fordert nicht, daß sie vollkommener sein sollen, als ihr selbst seid. Denket euch in ihre Lage lebhaft hinüber, und was ihr an ihrer Stelle selbst leisten würdet; oder wie euch zu Muthe wäre, wenn euch eure Herrschaft behandelte, wie ihr die, welche euch dienen. Vergesset nicht, daß ihr einen Herrn im Himmel habet! Wie betraget ihr euch gegen ihn, mit welcher Nachsicht verfährt er gegen euch! So seid denn gegen die Eurigen, wie Gott gegen euch: langmüthig, mit Liebe warnend, mit Liebe strafend, mit Liebe noch öfter lohnend.

Gleich bei der ersten Aufnahme eines Gesindes in unsern häuslichen Kreis wird gewöhnlich der Fehler begangen, daß man zwar erklärt, welche Dienste man fordert, und was man dagegen zu zahlen gedenkt; daß man aber gar nicht in Erwägung zieht, wie diese Personen in noch ganz andere Berührungen mit uns kommen oder mit den Unsrigen; in Berührungen, die gar nicht zu den Geschäften gehören, für die sie besoldet werden; — daß man ihnen nicht gleich anfangs deutlich und fest erklärt, wie man wünscht, daß sie

gegen Herrschaft, Kinder und übrige Hausgenossen sein sollen, und wie man dagegen in Rücksicht ihrer sein wolle. Eine solche gegenseitige Erklärung setzt das ganze zukünftige Verhältniß fest; läßt die in unser Haus genommene Person ihre künftige Lage übersehen und wahrnehmen, ob sie zu derselben tauge, und gibt auch der Herrschaft jene würdige Stellung, ohne welche auf die Dauer keine Ordnung stattfinden kann.

Dies ist aber die würdigste Stellung der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen, daß sie dieselben vom ersten Augenblick an nicht als willenlose Unterthänige, oder als verkaufte Fremdlinge gebieterisch behandle, — denn welche ihr als beständige Fremde ansehet, sehen euch auch nur wie Fremde an, lieben euch nie! — daß sie dieselben nicht wie arme Miethlinge von oben herab behandle, oder ihnen Mißtrauen zeige, — euer Stolz empört ihren Trotz, euer Mißtrauen tödtet ihr Vertrauen zu euch! — sondern daß sie dieselben wie Pflegekinder betrachte, welche sie zu sich aufnimmt, und deren Glück sie machen möchte. Es soll der Hausvater und die Hausmutter also gegen die dienende Person wie ein Vater, wie eine Mutter auftreten, väterlich mild, väterlich nachsichtig, aber auch väterlich ernst, ohne Schwächen zu zeigen, die verächtlich oder verhaßt machen. Die gleiche Sanftmuth, mit welcher Aeltern die Achtung und Anhänglichkeit der Kinder gewinnen, erwirbt Herrschaften die Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit der Dienstboten. Zeiget ihnen, daß es euch angelegen sei, sie bei euch froh und zufrieden zu wissen; erfüllet ihnen zuweilen gern billige Bitten, kommet ihnen zuweilen sogar in einem ihrer Wünsche zuvor, gewähret ihnen die Aussicht, daß sie bei euch, so lange sie wollen, das gleiche Glück genießen können: und ihr habt ihre Treue gefesselt.

Es gehört zu dieser väterlichen oder mütterlichen Behandlung der Untergebenen keineswegs, daß man ihnen sogleich ein unbedingtes Zutrauen schenke: sie müssen es erst erwerben lernen; noch weniger, daß man sich gegen sie Vertraulichkeiten erlaube, oder ihnen solche gegen ihre Gebieter gestatte; denn sie würden leicht davon Mißbrauch machen, und sich mit denen, welchen sie dienen sollen, auf gleichen Fuß stellen. Leider ist dies ein Hauptfehler unkluger Herrschaften, daß sie selten den rechten Ton anzunehmen

und die würdige Mittelstraße zu halten wissen; einmal zu vertraulich und einlässig mit dem Gesinde sind, ein andermal, um ihr Ansehen zu behaupten, wieder zu herrisch und auffahrend werden; einmal allzunachgiebig, und das andermal, oft um Nichtswürdigkeiten, zu streng und polternd sind; weniger es in Beurtheilung geschehener Arbeiten auf die eigentliche Wichtigkeit von diesen, als auf ihre eigene gute oder üble Laune ankommen lassen. Der, welcher euch seine Dienste vermiethet, hat sich nicht euern fröhlichen und finstern Grillen verkauft. Niemand ist unerträglicher, als ein kleiner Tirann, der für sein Geld, welches er gibt, sich Alles erlauben möchte.

Machet euch mit denen, welche in euerm Dienste leben, nie gemein und vertraut, sonst werden sie eure Herren. Aber hingegen ihr Vertrauen suchet zu erwerben, um ihnen Rathgeber und im Nothfall Beschützer zu sein. Dies ist eurer Stellung angemessen, als Pflegeältern der Untergebenen, deren Glück ihr unter eure Obhut nehmet. Die Beweise der Zuversicht, welche sie euch geben, sind Beweise der Hochachtung und dankbaren Zuneigung, die ihr ihnen einflößet. Hingegen sind allzugroße Offenherzigkeiten von eurer Seite gegen sie Beweise großer Schwäche, in der ihr bekennet, daß ihr von denen geleitet und berathen sein möchtet, die ihr eigentlich leiten und berathen solltet.

Jede Schwäche, welche Väter und Mütter ihren Kindern zeigen, verringert nothwendig die Ehrfurcht derselben; doch kann die angestammte Liebe der Kinder daneben noch immer bestehen. Schwächen aber und Blößen, welche eine Herrschaft dem aufmerksamen Blick des Gesindes wahrnehmen läßt, tilgen die Ehrfurcht aus, während es keine Kindesliebe empfindet. Wer stellt seine Fehler gern der Welt zur Schau aus? Es ist immer schlimm, die Verschwiegenheit eines Menschen durch Freundschaft und Nachgiebigkeit erkaufen zu müssen. Den theuersten Preis zahlt aber die Herrschaft dem Gesinde, wenn sie dessen Rache oder Geschwätzigkeit befürchten muß. Oft bleibt dem, welcher den Dienstboten zum Mitwisser seiner Fehler macht, keine andere Wahl übrig, als Abhängigkeit von den Launen des Miethlings, oder Offenbarung seiner Schande.

Willst du Nachsicht gegen deine allfälligen Schwächen erwecken, die du nie ganz verbergen, oder nicht so schnell überwinden kannst,

so übe schonende Nachsicht auch gegen Uebereilung und unvorsätzliche Fehler deines Gesindes. Mußt du aber zur Erhaltung der Ordnung strafen, so geschehe es mit wahrhaft väterlichem Geiste, ohne Heftigkeit, ohne Grobheit, ohne Gepolter. Ein solches kann wohl beleidigen, aber nicht bessern. Du willst dich ja nicht durch das Strafen rächen, sondern den Fehlenden von künftigen Verirrungen ähnlicher Art zurückführen. Du berechtigst durch Grobheiten deinen Diener zur Erwiederung von Grobheiten; denn weil du dich solchen Tones gegen ihn nicht schämest, hält er leicht dafür, du seiest keiner edlern Sprache des Unwillens gewohnt. Ueberhaupt haben wir schon gefehlt, sobald wir gegen Untergebene wirklichen Aerger und Verdruß blicken lassen. Denn dadurch erheben wir sie höher, als sie sein sollen, weil man nur gegen Seinesgleichen zu zürnen pflegt. Ein vernünftiger Vater kann keinen wahren Zorn gegen ein schwaches, unwissendes Kind fühlen, wenn es sich vergeht. Sind Dienstboten noch dazu ohne ein zarteres Gefühl, ohne wirkliche Neigungen für uns, so wird ihnen unser Aerger sogar Vergnügen machen können, indem nicht sie, sondern wir selbst, den größten Nachtheil haben. Je besonnener und kaltblütiger wir ihnen ihre Fehler nachweisen, und sie davon abmahnen, je mehr fühlen sie unsere Hoheit und Ueberlegenheit; sie können nicht mit Zorn, sondern nur mit Hochachtung uns anhören und antworten. Je ruhiger unser strafender Ernst ist, um so richtiger ist unser Ausdruck über die Art ihres Vergehens: wir übertreiben und vergrößern dasselbe nicht, wie gewöhnlich bei leidenschaftlicher Hitze geschieht. Der ertheilte Verweis wird dadurch um so treffender und niederbeugender, weil er nur Wahrheit enthält.

Nicht über jedes kleine Versehen predige und schmäle. Entweder gewöhnen sich deine Untergebenen an den Ton, und dann fruchtest du mit demselben zuletzt nichts; oder deine unaufhörliche Unzufriedenheit und die Ueberzeugung, daß sie dir selten oder nie etwas recht machen können, erbittert sie gegen dich; dann vergrößerst du das Uebel, statt es zu vermindern. Schweige lieber schonend zu kleinen Vergehungen, wenn sie dieselben selbst einsehen; oder deute sie ihnen mit freundlichem Ernst an, wenn sie den Fehler nicht erkannt hätten. — Am allermeisten aber hüte dich, wenn du ein=

mal das Tadelnswürdige getadelt hast, davon wieder bei andern Gelegenheiten zu reden. Das Geschehene muß vergessen werden. Wer uns einen Fehler nach Tagen und Wochen noch immer vorhält, und immer nachträgt, hat entweder ein schadenfrohes Herz, oder viel Unversöhnlichkeit. Wer könnte solchen lieb gewinnen?

Weit mehr, als durch Strafen, kannst du durch Aufmunterungen, durch kleine Belohnungen und Freuden den Diensteifer und die Anhänglichkeit deiner Untergebenen erwecken. Haß zeugt Haß. Gib den ausbedungenen Lohn gern, ohne Knauserei. Ein treuer Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt die Schrift. Doch damit zahlst du nur deine Schuld ab; der Arbeiter ist dir zu keinem Dank dafür verpflichtet, denn er leistete dir die verheißenen Dienste, so weit er dazu fähig war. Aber erzeige dich gütig gegen ihn über deine Schuld hinaus; ein belohnendes Wort aus deinem Munde erfreut ihn mehr, als dein Geld; ein Geschenk, so gering es auch sei, eine Freude, die du ihm machst, verbürgen ihm deine Zufriedenheit, deine Gunst. Dadurch machst du ihn zu deinem Schuldner. Das war nicht zum Lohne einbedungen. Er kann nur mit verdoppeltem Pflichteifer, mit vermehrter Aufmerksamkeit, mit noch gewissenhafterer Treue vergelten. Ein Geringes, welches wir zur Erfreuung unserer dienenden Hausgenossen hinopfern, kann selbst in wirthschaftlicher Rücksicht uns hundertfältige Zinsen tragen. Denn ein Anderes ist es, von Miethlingen, ein Anderes, von dankbaren Hausfreunden umgeben und besorgt zu sein. In deiner Gewalt aber steht es, jene in diese zu verwandeln, wenn ihr Herz nicht ganz verdorben ist.

Um dieses Herz zu retten, um es für Treue und Redlichkeit zu bewahren, reichen aber weder liebreiches und kluges Betragen, noch Geschenke allein hin; wir müssen unserm Gesinde das Beispiel ächter Religiosität geben, und bei ihm für Unterhaltung religiöser Gesinnungen sorgen. Auch der redlichste Mensch hat seine Stunden des Leichtsinns; auch dem Beschränktesten begegnen Gelegenheiten der Versuchung. Da, wo er allein stehet und dein Auge ihn nicht beobachtet, da, wo alle seine Neigung für dich viel zu schwach ist gegen die Macht einer in ihm erwachten sträflichen Begierde, wird die Erinnerung an den allgegenwärtigen Gott

ihn noch zu seiner Pflicht zurückführen, wenn er schon anfing, sich von ihr zu entfernen. Religiosität wird sein Betragen gegen dich adeln. Du hast keinen besoldeten Dienstboten mehr, nein, du hast einen Bruder, eine Schwester gewonnen, wenn dein Untergebener in der Stille seine Hände zu Gott emporfaltet, und auch für dich betet! — Dies ist der höchste Triumph eines weisen Betragens der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen. Du erhältst diesen Triumph, wenn du selbst und mit Ehrfurcht von göttlichen Dingen zu den Deinigen redest; wenn du selbst und mit Ehrfurcht im Kreise der Deinigen zu Gott betest; wenn du selbst und mit Andacht in Gesellschaft der Deinigen den Tempel des Herrn besuchest, um Lehren und Ermunterungen zur Frömmigkeit zu empfangen; wenn in deinen Worten, Werken und Geberden, ohne Ziererei, der Geist einer Alles mit Würde und Liebe umfassenden Jesusreligion sich verkündet. Was du selbst bist, dazu hast du das Recht empfangen, deine Untergebenen zu ermahnen. Sie werden unvermerkt, gleichsam unwillkürlich, deinem Beispiel folgen; denn das, was Vorgesetzte sind, wirkt mit unwiderstehlicher Macht auf diejenigen zurück, welche da sind zum Gehorsam.

Vergib ihnen lieber eine Ungeschicklichkeit, als die kleinste Unwahrhaftigkeit; siehe ihnen lieber eine Beschädigung deines kostbarsten Hausgeräthes, als eine Klatscherei über das Thun und Lassen deiner Nachbarn, als ein Wiedersagen boshaften Geschwätzes und liebloser Urtheile nach; halte ihnen lieber die Versäumung einer nothwendigen Arbeit, als die Unterlassung einer Pflicht der Menschenfreundlichkeit zu gut, die sie hätten gegen Andere üben können.

Mache dein Haus zu einem Gottestempel; sei mehr durch That, als durch Worte ein Priester des Höchsten, und Friede und Glückseligkeit wird, als Segen des Himmels, zu deiner Wohnung eingehen.

34.

Der Christ und die Zeiten.

Ephes. 5, 15. 16.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich läutern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du mir,
Mein Vater, hier
Auflegen willst; sie kommt von Dir.

Die Selbstverläugnung fordert Muth,
Doch ist sie nicht ein köstlich Gut?
Wer gleicht im Druck der Zeit nicht gern,
Den Märtyrern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Eine der gewöhnlichsten Klagen, die man hört, ist die Klage über die gegenwärtige Verschlimmerung der Zeiten. Wir vernehmen sie aus allen öffentlichen Blättern, auf allen Straßen, bei allen Zusammenkünften.

Ohne zu untersuchen, ob auch dies harte Urtheil jederzeit aus reinen Quellen fließe; ohne zu prüfen, ob die Klage in allen Dingen gegründet sei: stimmen wir oft mit ein, wenn uns entweder ein Ungemach widerfahren ist; oder wenn wir gezwungen sind, aus Mangel hinreichenden Vermögens den Aufwand einzuschränken, welchen wir gern machen möchten; oder wenn irgend ein schlechter Mensch uns betrog, oder ein anderer unsere Güte stolz und hohnlachend mit schnödem Undank vergalt; oder wenn wir endlich aus Mangel an nöthiger Klugheit und Vorsicht uns selbst in Schaden brachten. — Da seufzt man: es sind böse Zeiten! die Welt wird täglich schlimmer!

Solche Klagen haben aber allerdings einen großen Einfluß auf die Zufriedenheit unsers Gemüthes, auf unsere Denkart, auf unsere Handlungsweise. Denn so wie wir die Welt anzusehen, zu beurtheilen pflegen, so behandeln wir sie auch; und was wir von den Menschen halten, das zeigen wir ihnen auch durch unsere Worte, Geberden und Thaten.

Da also die Ansicht der Welt, der Menschen und der Zeitumstände, ohne daß wir es zuweilen bemerken, eine Richtschnur unserer Gesinnungen abgibt: so ist es dem Christen, dem weisen

Jünger des Heilandes keineswegs gleichgültig, ob er auch selbst richtig urtheilt; ob er sich vielleicht durch die allgemeine Stimmung, oder durch besondere Widerwärtigkeiten, die seine Person betrafen, nicht bestechen und auf einen falschen Gesichtspunkt führen ließ. — Jeder prüfe sich und sein Urtheil daher selbst; er trete in die heitere Stille der Einsamkeit und überlege: Warum klagen wir so gern über die bösen Zeiten? Sind sie wirklich schlimmer, als sie ehemals waren? Haben wir gerechten Grund, mit der heutigen Welt unzufrieden zu sein?

Wenn wir darauf sehen, was viele Menschen zum Klagen reizt: so sind es oft ganz verschiedene Ursachen, welche sie dazu bewegen.

Einige seufzen über den Verfall des öffentlichen und besondern Wohlstandes; über den Mangel an Erwerb und Verdienst; über die Lähmung des Handels durch fortdauernde, verderbliche Kriege; über die Beschwerlichkeit und Mühe, welche der rechtschaffene Hausvater anzuwenden habe, sich und die lieben Seinigen anständig zu ernähren, und, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, durchzubringen.

Da hört man oft von Bejahrten die guten alten Zeiten preisen; wie da Jedermann sein Auskommen in aller Gemächlichkeit gefunden; wie da nicht nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sondern auch vieles Andere, was zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zum Genusse gehörte, wohlfeil erhalten werden konnte.

Man vernimmt von Andern die Schreckensberichte der Kriege und ihrer fürchterlichen Folgen; hört, wie Städte und Länder ihrer Rechtsame beraubt, ausgeplündert und verwüstet wurden; hört, wie an vielen Orten die Unterthanen von unerschwinglichen Lasten und Auflagen niedergedrückt sind, und wie das Alles sonst nicht so war, auch künftig nicht wieder so zurückkommen wird.

Allerdings sind viele, ja vielleicht alle diese Klagen leider nur zu wahr. Allein wir müssen gerecht in der Klage sein; wir müssen sie nicht übertreiben. Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß das Elend, welches einzelne Gegenden vorzüglich betroffen hat, allgemein sei; daß nicht das, was wir bessere Zeiten nennen, einst zurückkehren werde; daß Alles ehemals besser gewesen sei.

Wahr ist's, viele Familien haben ihren Wohlstand verloren;

aber wir selbst sind auch Augenzeugen, daß viele andere Familien sich emporgeschwungen haben. Wahr ist's, vielerlei sonst stark betriebene Gewerbe sind in großen Verfall gerathen; aber wir können auch nicht läugnen, daß andere Gewerbe, durch Orts- und Zeitumstände begünstigt, blühender sind, als in vorigen Zeiten. Dieser Wechsel des Vermögens, dieses Steigen und Fallen war von jeher, und wird unaufhörlich fortdauern. Die da verloren haben, sei es mit oder ohne ihre Schuld, weinen; aber Andere, die gewonnen haben, freuen sich.

Wahr ist's, die Kriege der Völker und Fürsten haben eine Vertheuerung vieler uns zum Bedürfnisse gewordenen Dinge verursacht. Aber gestehen wir es auch, daß Gottes Segen uns im Allgemeinen nicht verlassen habe; gestehen wir es auch, daß wir diejenigen Sachen, welche zur Lebensnothdurft und Nahrung unentbehrlich sind, noch immer erhalten und besitzen; daß nur der Verzärtelte zu klagen Ursache habe, welcher sich das Entbehrliche zur Unentbehrlichkeit machte, und sein ganzes Glück in einem Aufwand, in diesem oder jenem sinnlichen Genusse suchte, der ihm gegenwärtig erschwert ist. — Noch haben, Dank sei es der himmlischen Vorsorge des Allvaters, Dank sei es der Wohlthätigkeit edler Menschenfreunde, auch die Aermsten unter uns das Obdach, welches sie beherbergt; das Kleid, welches sie bedeckt; das Brod, welches sie vor dem Hungertode schützt.

Wahr ist's, die Kriege unserer Zeit haben vielen alten Wohlstand zerstört, manche wohlhergebrachten Rechte vernichtet. Aber diese Uebel betrafen nur einzelne Länder, einzelne Städte, einzelne Häuser. Zu allen Zeiten wurden Kriege geführt zwischen den Völkern, und weit unmenschlicher noch, weit grausamer ehemals, als jetzt. Es ist an sich eine Unmöglichkeit, daß die Menschen bei der Unruhe ihrer Leidenschaften und Begierden eines ewigen Friedens genießen können. Der Friede selbst mit seinen Wollüsten, Ueppigkeiten, mit seinem Stolz und seiner Erschlaffung, erzeugt wieder den Krieg. So sind unsere Zeiten den vorigen ähnlich. Auch unsere Väter hatten zu dulden, wie wir. Aber wir kennen nur unsere Leiden genau, wir fühlen nur unsere Entbehrungen und Lasten lebhaft, während das Uebel, unter welchem oft unsere Vorfah-

ren seufzten, nur wie ein Schattenbild vor uns schwebt. Verschlechtern wir daher nicht den Werth unserer Zeiten übermäßig, preisen wir nicht die Zeiten der Vorwelt so grenzenlos glücklich. Die Geschichte vergangener Jahrhunderte lehrt uns, sie waren in vielen Stücken noch unglückseliger, als wir.

Wahr ist's, viele der gegenwärtigen Uebel sind drückend; aber wo ist ein Uebel auf Erden, dessen Dauer ewig gewesen wäre? Keines von allen. Auch diese Uebel werden früher oder später verschwinden, auch ihnen wird Segen folgen. Dies Ungemach wird und kann nicht ewig bestehen.

Und wenn die Noth, über welche wir heute klagen, vorüber ist, werden wir, werden unsere Nachkommen dann glücklicher sein, als wir? Ach, täuschen wir uns doch nicht selbst! Sie werden mitten im Schoose des Friedens Leiden anderer Art zu bekämpfen und immer wieder andere Ursachen zu erneuerten Klagen haben. Niemand ist zu allen Zeiten glücklich. Jeder Tag, wie Christus spricht, hat seine eigene Plage. (Matth. 6, 34.) Es ist nicht die Welt, nicht die Zeit, welche den Menschen elend macht: es ist der Mensch, der seine Welt, seine Zeit mit Elend anfüllt. Der Christ, der Gerechte und Weise kann auch in den schwersten Stürmen unüberwindliche Heiterkeit behaupten. Zufrieden mit Gott und den Schicksalen, welche die weise Vorsehung über ihn verhängt, sucht er jedem Tag irgend eine Freude abzugewinnen, und das allgemeine Leiden durch sein wohlthätiges Bemühen zu lindern, so weit seine Kraft reicht.

Gegründeter scheinen aber die Klagen Anderer über die Verschlimmerung der Welt, indem sie über das steigende Verderbniß der Sitten klagen, und über den wachsenden Strom aller Laster. Sie zeigen auf den Leichtsinn der Jugend, welcher der Ehrbarkeit spottet, und nützliche Anstrengung scheut; sie zeigen auf den Aufwand und das Wohlleben zahlloser Familien, welche, ohne an die Zukunft, ohne an die Versorgung ihrer Kinder zu denken, sich der Ueppigkeit ergeben; sie zeigen auf die Verfeinerung der Sitten und auf die Verfeinerung der Laster; sie zeigen auf die leeren Kirchen und auf die selten leeren Tempel der Schlemmerei und niederer Wollust; sie zeigen auf die Versäumung ehrwürdiger Uebungen,

auf die Vernachlässigung selbst des Anständigen; wie man die schändlichsten der Sünden heutzutage mit dem Namen der Tugenden schmückt, wie man Heuchelei Lebensart, Wollust Artigkeit, Betrug Lebensklugheit, Ehebruch nur Schwachheit, Irreligiosität Aufklärung, Verachtung des Eides Vorurtheilslosigkeit nennt.

Wahr ist's, auch diese Klage ist gegründet. Aber eben so wahr bleibt es, daß man, ohne ungerecht zu werden, sie nicht auf alle Sterbliche anwenden könne. Noch Tausende und Tausende sind, die ihren Gott verehren; noch Tausende und Tausende, die Christum Jesum nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen bekennen, und durch sein Wort ihr ewiges Heil erwarten; noch Tausende und Tausende, welche das Laster hassen, und nach Vollkommenheit ringen. Noch ist das Reich Gottes auf Erden nicht zerstört; noch ist das Wort Gottes mächtig über die Gemüther der Hohen und Niedern; noch sind die Triumphe Jesu Christi nicht vernichtet, und seine Offenbarungen, von Jahrtausenden auf Jahrtausende vererbt, werden ewig bleiben!

Wahr ist's, die Neigung zur Sünde ist überall, ist laut; das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. (1. Mos. 8, 21.) Aber so war es seit Anbeginn der Welt. Schon David klagte: Herr, der Heiligen werden immer weniger! Seit Anbeginn lag die Hölle mit dem Himmel, das Böse mit dem Guten, der Reiz der sinnlichen Neigungen mit dem Bewußtsein des Bessern im Kampfe. Unser Zeitalter hat seine eigenthümlichen Laster. Aber jedes Zeitalter hatte vor uns ebenfalls die seinigen. Wie zürnten die Propheten, wie zürnten Jesus und die Apostel den Sünden ihrer Zeit! Und so ward bis zu unsern Tagen von allen Edeln der Menschheit muthig gegen das einreißende Sittenverderbniß geeifert.

Lasset uns daher nicht mit unbilliger Vorliebe die alten Zeiten preisen, und die gegenwärtigen als ungleich verderbtere verdammen. Mit den Jahren verwandeln sich die Gesinnungen und Sitten, und mit diesen die guten und bösen Neigungen der Menschen. Wären die Sterblichen immerdar in Lastern vorgeschritten, hätte nicht das Gute immer noch von jeher dem Bösen das Gegengewicht gehalten: wahrlich, diese Welt wäre schon verödet, gleich einer Mördergrube; unsere Tempel wären Schutthaufen; unsere Reiche wären aufge-

löset; es wäre kein Gesetz, keine Ordnung, keine Treue, keine Liebe, keine Sicherheit mehr.

Wie nun aber auch die Zeiten beschaffen sein mögen: immer haben sie ihre Vortheile und Nachtheile, ihr Annehmliches und ihr Uebel, so wie dies schon mit dem Lebensalter jedes einzelnen Menschen der Fall ist. So ist das Alter des Kindes voller Freuden, aber auch reich an Thränen; so hat der Mann größere Vorzüge und mannigfaltigern Genuß, aber auch Sorgen und Uebel, die er als Kind nicht kannte; so hat der Greis seine stillen Freuden, aber auch seine Beschwerlichkeiten. Dies ist eine durch Gottes Weisheit verfügte Nothwendigkeit.

Und wie die Zeiten auch immer beschaffen sein mögen, auch wenn sie noch so trübe sind: der Christ soll nie den Muth verlieren. Je böser die Zeit, je besser sei der Mensch! Darum sehet nun zu, ruft uns Paulus der Apostel zu, wie er es einst vor beinahe zweitausend Jahren seinen Christen in Ephesus zurief: sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen; und schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. (Eph. 6, 15. 16.)

Das wahre Kennzeichen des Weisen ist also: in bösen Zeiten vorsichtig wandeln, das heißt, sein Leben also ordnen, daß uns die Uebel der Zeit nicht unterdrücken können, ihre Laster nicht uns ergreifen, ihre Gefahren nicht uns verderben.

Darum, je schlimmer die Zeitumstände werden, je höhern Muth fasse du, o Christ, ihnen mit Ernst und Kraft zu begegnen. Wer ganz oder zum Theil in bedrängten Lagen des Lebens den Glauben und Muth verliert, der ist schon verloren. Er kann dem Ungemach nicht mehr die ganze Stärke seiner Kräfte entgegenstellen, welche ihm durch die Furcht geraubt worden sind. Wirf deine Sorge auf den Herrn, richte dein felsenfestes Vertrauen auf ihn: er ist dein Hort, dein Schutz, dein Schild. Verlaß ihn nicht in deinem Glauben, in deinem Thun: auch er verläßt dich nicht. Und ist Gott mit uns, wer will wider uns sein?

Fasse Muth; ohne Muth gebricht dir auch die nöthige Vorsicht des Weisen, die ruhige Ueberlegung und Besonnenheit dessen, was zur Verminderung manches Uebels zu thun sei. Darum ent-

halte dich der unnützen Klagen über böse Zeiten. Solche Klagen machen dich kleinmüthig, und schlagen auch den Muth Anderer nieder. Vielmehr ermuntere dich, ermuntere Andere durch dein Wort und Beispiel zur rühmlichen Standhaftigkeit; zeige in den betrübtesten Umständen deine Seelengröße: so erhebst du auch Andere, die kleinmüthig sind und verzweifeln möchten. Es gibt unterm Himmel kein Uebel, welches nicht durch die Stärke eines tugendhaften Gemüthes überwunden werden könnte.

Fasse Muth! Vergiß nicht, daß es Gott selbst ist, der die Verhängnisse dieser Zeit von Ewigkeit her angeordnet hat; vergiß nicht, daß er noch der Herr ist, dem alle Welt gehorcht, und der die Herzen der Könige lenkt; vergiß nicht, daß auch die Uebel dieser Zeit in dem weisen Plan seiner Weltregierung eingeschlossen liegen, und daß — o, sein heiliges, treues Wort hat es uns verkündigt, — daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die ihn lieben.

Wer mit solchem Sinn den Stürmen der Zeit begegnet, und mit solchem Muth in die Gewitter des Lebens hinaustritt: der steht in Gottes Hand; der wandelt an der Hand des Allmächtigen; dem kann es nicht fehlen. Er übersieht unverzagt seine schlimmen Verhältnisse, und berechnet mit Ruhe, wie er aus seinen Drangsalen hervorgehen könne. Nur er kann, als ein Weiser, vorsichtig handeln.

Mühsam wird es dir, durch Sorge und Arbeit dein tägliches Brod zu gewinnen, daß du mit den Deinigen anständig leben könnest. Wohlan, begegne dem Uebel der Zeit mit der Vorsicht des Weisen. Lerne entbehren, und du bist reich; lerne mit Wenigem genügsam sein, so wirst du Ueberfluß wahrnehmen; lerne sparsam haushalten mit dem, was du erworben, und es wird für dich und die Deinigen nie ein drückender Mangel eintreten. Du wirst von deinem Gut auch andern, und unglücklichen Brüdern sogar mittheilen können, oder solchen, die nicht so vorsichtig handelten, als du. Aber wie? wird es dir zu schwer, dir manches Entbehrliche zu versagen; zu schwer, dir diesen oder jenen Genuß abzubrechen? Bist du ein Knecht deines Gaumens, ein Sklave deiner Bequemlichkeiten geworden? O, wenn du solche Fesseln nicht zerbrechen kannst, so bist du des Sklavenlohns werth; werth, allmälig in Armuth und Schmach zu versinken. Dich rettet Niemand, wenn du

dich selbst nicht retten magst; und du selbst fühlst es, dein Gewissen sagt dir es: rettungswürdig bist du nicht, weil du dich nicht selbst verläugnen, weil du kein Weiser, kein Christ sein kannst.

Wandle mit der Vorsicht des Weisen; bringe muthig die Opfer, welche du bringen mußt; entbehre freudig, wo du entbehren mußt; handle redlich gegen Mitbürger und Obrigkeiten; dulde ruhig, aber vollstrecke deine Pflichten — das Uebrige regiert Gott! Ihm überlasse es und seiner Weisheit, welche Wendung er deinen Schicksalen geben will; er weiß Alles wohlthätiger zu leiten, als es der beschränkte Geist der Sterblichen zu errathen im Stande ist. Zittere nicht bei diesen Zeiten für das Loos deiner Freunde, für das Loos deiner vielleicht noch unerzogenen Kinder. Gott, dein Vater, ist ja auch ihr Vater, und, wenn du einst nicht mehr bist, nicht mehr für sie sorgen kannst, — er lebt noch, er sorgt noch.

Waffne mit der Vorsicht des Weisen auch deine Kinder gegen die Drangsale der Zeit. Erziehe sie nicht zum Wohlleben, sondern zur Enthaltsamkeit, zur ernsten Beschäftigung; nicht zur Zerstreuung, sondern zur nützlichen Thätigkeit, durch welche sie jederzeit Mittel finden, unabhängig zu leben und Schöpfer ihres eigenen zeitlichen Glücks zu sein. Du hast vielleicht Ansehen unter deinen Mitbürgern, Ehre, Würde, Vermögen; aber im Sturm der Zeiten können dein Reichthum und Ansehen verloren gehen, und deine Kinder gleich Bettlern oder Flüchtlingen ein neues Vaterland suchen. Darum, nicht was du ihnen gibst, sondern was du aus ihnen machst, das hast du ihnen in Rücksicht zeitlicher Wohlfahrt hinterlassen.

Schicket euch in die Zeit, sagt der Apostel, denn es ist böse Zeit! — — Und wie in des Apostels Tagen, kämpft auch heute noch gewaltthätig das Beispiel schändlicher Sitten gegen die verspotteten Tugenden; wie damals, triumphirt auch heute noch oft die stolze Uebermacht über heiliges Recht, schlaue Bosheit über die unbeschirmte Unschuld, tückische Arglist über edelmüthige Rechtlichkeit. Wie damals, beugt auch heute noch der große Haufen, statt vor dem Allerheiligsten, seine Knie vor den Götzen dieser Welt, als da sind, Ehre, Gold, Wollust, und irdische Macht! — Schicket euch in die Zeit! Nicht daß wir gleich dem großen Haufen thun,

nicht daß wir, wie er, das glückliche Verbrechen ehren und die verachtete Tugend verachten sollen, um uns nicht auszuzeichnen; nein, sondern kennen lernen sollen wir die Verderbtheit unsers Zeitalters, damit wir nicht ebenfalls von ihr befleckt werden; mit Klugheit und Vorsicht sollen wir unsere Tugend paaren, daß wir den Sündern nicht zur Beute werden; mit Vorsicht sollen wir zwischen den Dornen des Lebens wandeln, um ohne schmerzliche Wunden zu entkommen.

Will Sittenlosigkeit überhand nehmen in deinem Vaterlande, in deiner Gemeinde — gehe hin, vereinige dich mit den Guten, und wirke ihren übeln Folgen männlich entgegen. So minderst du die Uebel deiner Zeit. — Zeige es auch, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß die Tugend noch ihre Verehrer, daß das Laster noch seine Verächter findet, daß die Gottheit noch ein heiliger Name sei, den der Frevel umsonst zu entweihen wagt.

Will Mangel an Gottesfurcht und Verachtung der Religion überhand nehmen: zeige es durch dein Beispiel, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß keine wahre Tugend möglich sei ohne Hinblick auf Gott und des ewigen Sohnes Wort, ohne Hinblick auf Ewigkeit und den Vergelter, der in ihrem Heiligthum thront. Ehre du durch dein Beispiel vor Allem zuerst den öffentlichen Gottesdienst; weihe du vor Allem zuerst deine Kinder in die beseligenden Wahrheiten der Jesusreligion ein; beweise du durch deine Menschenliebe und Dienstfertigkeit, durch deinen Muth in großen Trübsalen, durch deine Gelassenheit auf dem Gipfel des Glückes, durch deine Besonnenheit in allen Handlungen, welche Macht, welche selig und weise machende Kraft die Religion Jesu gewährt.

So der Christ im Verhältnisse zu den Zeiten. Sie mögen wechseln, sein Herz bleibt sich gleich — und unwandelbar, wie dies Gott und der Tugend treue Herz, bleibt ihm die Huld des Allerhöchsten. Der Mensch macht unglückliche Zeiten, nicht die Zeit macht unglückliche Menschen!

So will ich denn auch in diesen Tagen vorsichtig wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Vertrauensvoll auf Dich, mein Gott, mein Beschützer, mein Hort, hinblickend, will

ich nie den Muth sinken lassen, so furchtbar auch die Verhängnisse sein mögen, welche mein Vaterland, mein Haus, meine Lieben und mich treffen können. Habe ich nur ein reines Herz und einen guten, heiligen Geist: o so kann kein Unglück mich ganz erdrücken; so bist Du, Vater der Leidenden, meine Hoffnung, mein Schild, mein Schutz.

In welchen schrecklichen Verhältnissen wandeltest Du, o Jesus, Freund meiner unsterblichen Seele, in Deiner Menschheit auf Erden! Waren sie minder traurig, minder verderbt, als diejenigen, in welche mich mein Schöpfer berief? — Nein, Du Heiliger, Du warst der Verfolgteste, der Verachtetste; Du wußtest oft nicht, wohin Dein Haupt legen; und dennoch warst Du nicht der Unglücklichste. Mitten in des Lebens Nöthen blieb Dir Heiterkeit; denn der Weise, der Gerechte trägt immerdar den Himmel in seinem Herzen, und ist unabhängig von den äußern Ereignissen. Du warst von Sündern umgeben; sie verriethen Dich, schleppten Dich zum Kreuzestode; — ach, um unserer Sünden willen littest Du, aber Dein Muth, Deine Freudigkeit wich nicht von Dir.

O Gottesgeist, o Gottesmuth, verlaß auch mich nicht in diesen Zeiten. Jesus, ich folge Dir! Auch ich will, als Dein Jünger, einen guten Kampf kämpfen und meinen Lauf vollenden. Herr, hilf! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

35.

Vom Urtheil über die Zeitbegebenheiten.

Psalm, 12, 5.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Wer Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild, wie Du gerecht;
Er soll sich unserm Glücke weih'n,
Der Segen guter Völker sein!

Du aber leitest wundervoll,
Allweiser, was geschehen soll;
Und immer ist's, so schwer's auch fällt,
Das Heil der Welt und Enkelwelt!

Ein großer Theil der gesellschaftlichen Unterhaltungen betrifft die merkwürdigen Ereignisse unserer Zeit. Wohin wir kommen, vernehmen wir von denselben. Mancherlei Urtheile werden dann über Unterthanen und über die Throne gefällt; Wahrheiten und Unwahrheiten, Vermuthungen und Gewißheiten drängen sich durch einander. Oft geben Unterhaltungen von dieser Art reiche Belehrungen, oft Zwietracht, oft Besorgniß und Unruhe.

Nicht bloß die Neugierde ist es, welche den Gesprächen über wichtige Begebenheiten den besondern Reiz verleiht; auch nicht darum allein werden solche besonders geliebt, weil sie die Beschäftigung des Verstandes besonders befördern und in Gesellschaften den Umtausch der Gedanken und Meinungen lebhafter machen; nein, es ist das Gefühl, daß die Geschichte jeder Stadt, jedes Dorfs, jeder Familie zuletzt in stärkerm oder schwächerm Zusammenhange mit der Glücks- oder Unglücksgeschichte der größten Völker steht.

Obwohl die Völker der Erde durch Meere, Ströme und Hochgebirge von einander getrennt leben; obwohl sie alle ihre besondern Sprachen und Einrichtungen haben: sind sie doch mit einander durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse verbunden. So wenig ein einziges Haus in einer Stadt für sich allein bestehen und die übrigen allesammt entbehren kann, eben so wenig kann ein Volk die andern Völker zu seinem Wohlstande, zu seiner Glückseligkeit entbehren.

Sie sind unter einander nur größere Familien, die auf dem Erdball beisammen wohnen, und in verschiedenen Sprachen und Weisen Gott als den Vater Aller anbeten und verehren.

Darum ist es nicht nur verzeihlich, wenn wir uns in freundschaftlichen Zusammenkünften über das Wohlergehen oder über die Leiden nahe oder entfernt wohnender Völker unterhalten, sondern diese Theilnahme ist selbst löblich. Es betrifft das Wohl und Weh unserer Mitbrüder, es betrifft unser eigenes Glück oder Unglück, von dem wir sprechen. Denn kein Glied des Körpers kann leiden, ohne daß es nicht vom Ganzen empfunden würde. Das Ganze kann keinen Druck erleiden, ohne daß nicht auch der Theil etwas von dem allgemeinen Schmerz empfinde.

Je gewöhnlicher nun solche Unterhaltungen sind, um so mehr muß der Christ auch bei ihnen darauf bedacht sein, daß er sich als würdiger Jünger Jesu betrage. Auch diese Unterhaltungen können Anlaß zu mancherlei Fehden und Verunglimpfungen geben, ja, sie können oft in bedenklichen Zeiten die Quellen vielen Unheils, bürgerlicher Zwietracht, öffentlichen Verderbens werden.

Nur mit allzugroßem Leichtsinn wird da oft das Lob und der Tadel über die Handlungen der Fürsten und Obrigkeiten ausgesprochen. Nur allzuhäufig pflegt man mit Unbarmherzigkeit die Verfügungen der Regenten zu richten, oder sie mit Spott zu überhäufen. Dadurch wird das Herz gegen diejenigen erkaltet, welchen wir Treue geschworen haben; dadurch wird allmälig das Gefühl der Ehrfurcht gegen diejenigen ausgelöscht, welche von Gott Macht empfingen, für unser Wohl mit väterlicher Liebe zu sorgen. Und was ist das Gesetz ohne freudigen Gehorsam der Unterthanen? Was ist der Fürst ohne das Vertrauen seines Volkes? Was ist das Vaterland, wo der Bürger seine Obrigkeit verachtet, und die Obrigkeit keine Zuversicht und Liebe zu ihren Untergebenen hat?

Nur zu oft pflegen dergleichen Unterhaltungen in furchtsamen Gemüthern übertriebene Besorgnisse und Aengstigungen zu erwecken. Wir erbittern gegenseitig unsere Gemüther durch parteiische Behauptungen, oder suchen uns gegenseitig durch künstliche Deutungen der Schicksale zu peinigen. Wem ist es nicht bekannt, daß schon die besten Freunde durch hartnäckige Behauptungen ihrer verschiedenen

Ansichten gegen einander lau geworden sind und sich sogar trennten? — Wie? darf der Christ solche Wirkung der gesellschaftlichen Gespräche mit Gleichgültigkeit betrachten? Wird es nicht seine Pflicht, da auf seiner Hut zu sein, wo er den Frieden der Seele, die Eintracht der Familie, die Liebe des Freundes zu verscherzen Gefahr läuft?

Nur allzuoft pflegen unbehutsame Aeußerungen in ähnlichen Unterhaltungen der erste Grund böser, schreckender Gerüchte zu sein, welche allgemeine Unruhe hervorbringen können, oft ein ganzes Land vergeblich ängstigen, und deren Ursprung Niemand errathen kann! — Wer kennt nicht die traurigen Folgen, die ein falsches Gerücht oft verursachte? Wem ist es unbekannt, daß ein solches oft ein mächtig wirkendes Hilfsmittel schlechtdenkender Menschen ward, Aufruhr und Verfolgung zu stiften?

Ein unvorsichtiges Wort, ein bloßes Mißverständniß erschüttert in bangen Zeiten die Ruhe von Millionen Herzen. Die finstere Sage springt von Zunge zu Zunge. Jeder empfängt sie mit klopfendem Herzen, und trägt sie weiter mit geschäftiger Eile. Niemand wagt es, dies Gespenst anzutasten, das jede Einbildungskraft vergrößert und mit neuen Umgebungen verbindet. Wohin es kommt, läßt es Mißmuth, Schrecken und verworrene Wünsche zurück. Bald beherrscht es die große Menge; die Unruhe Einzelner wird zur Gährung aller Gemüther. Der Ehrgeiz, das schadenfrohe Mißvergnügen treten frecher hervor; der geblendete Haufe folgt ihren schändlichen Fahnen, und opfert seinem Wahn jedes Heiligthum auf. Blut fließt, Flammen lodern aus unschuldigen Hütten. Das allgemeine Elend erst bringt zur Prüfung der begangenen Schritte, die Nüchternheit der Erschlaffung zur Erkenntniß des Selbstbetrugs, die Erkenntniß zur schamvollen Bereuung zurück. — Das Unglück aber ist gestiftet, und die Belehrung des Bessern und Wahren erscheint zu spät. Die gespenstigen Gerüchte haben sich, wie ein täuschendes Nebelbild, verloren, und Niemand begreift, wie er zu dem Wahnsinn gerathen sei.

Dies ist die Geschichte vieler Unglücklichen in vergangenen Jahren; dies die Wirkung der unbedachtsam geführten Unterhaltungen über Ereignisse der Zeit, über Handlungen der Regenten; dies das Werk jener Vorlauten und Leichtsinnigen, die da sagen: Unsere

Zunge soll Ueberhand haben; uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr? (Ps. 12, 5.)

Wie in allen Gelegenheiten des Lebens, bei der wichtigsten und der geringsten, der Schüler Jesu auch die Weisheit Jesu üben muß, so denn auch hier. Er kann, er soll nicht immer schweigen. Er soll Theil nehmen an jeder Unterhaltung. Er wird oft genöthigt, sein Urtheil zu äußern.

Wenn er aber dies Urtheil über Sachen der Völker, über Verfügungen der Obrigkeiten, über Thaten der Regenten zu fällen hat, so thue er es mit eines Christen würdiger Bescheidenheit.

Diese Bescheidenheit entsteht nicht nur aus der Achtung gegen Obrigkeiten überhaupt, als welche zu betrachten sind als wie von Gott eingesetzt — denn alle obrigkeitliche Gewalt ist göttliche Ordnung, zum Schutz, zur Sicherheit der Menschen (Röm. 13, 1) — sondern auch aus der Ueberzeugung von der Unsicherheit unsers Urtheils, von der Beschränktheit unserer Einsichten, entspringt jene Bescheidenheit des wahrhaft Weisen.

Denn ihm ist mit nichten unbekannt, wie schwer es sei, nur die Handlungsart von Seinesgleichen, das Betragen seines Nachbars gehörig zu würdigen. Wie oft haben wir uns in dem Benehmen unserer vertrauten Bekannten geirrt, wie manchmal ihre Schritte getadelt, bis wir von allen Umständen hinlänglich unterrichtet waren! Erst, wenn wir die Ursachen alle erfuhren, warum sie so und nicht anders thaten, oder oft wider ihren Willen verfahren mußten, erst dann fanden wir sie gerechtfertigt, oder doch vollkommen entschuldigt. Erst dann sahen wir ein, daß wir gefehlt hatten, daß wir sie mit unreifer Erkenntniß allzuvoreilig verdammt hatten.

Sind wir nun schon in Gefahr, die Handlungen unserer Bekannten falsch zu beurtheilen, um wie viel mehr, wenn wir die Thaten derjenigen Männer vor unser Gericht zu ziehen wagen, welche entfernt von uns wohnen, welche durch tausendfach verschiedene uns unbekannte Verhältnisse zu Maßregeln genöthigt werden, welche die mannigfaltigen Gründe ihrer Entschließungen oft aus Klugheit geheim halten müssen! — Wer fühlt es nicht, wie thöricht die Anmaßung sei, Obrigkeiten den Weg vorzuzeichnen, welchen sie einzuschlagen haben, da sie auf erhabenern Standpunkten das

Gesammte in allen Theilen und Bedürfnissen leichter überschauen können, als wir auf den niedrigen, untergeordneten Stufen? — da sie in ihren Geschäften durch beständigen Umgang mit denselben, durch vielfache tägliche Erfahrungen uns an Kenntniß der Dinge und ihrer zweckmäßigen Behandlung nothwendig überlegen sein müssen? — da sie, von den geübtesten, weisesten, sachkundigsten Männern umringt, für jeden besondern Fall den besten Rath ohne Mühe einziehen können?

Es ist zweifelhaft, ob mehr thörichter Eigendünkel oder mehr unbesonnene Unwissenheit diejenigen leitet, welche sich zu Richtern der Fürsten, zu Beurtheilern der Obrigkeiten aufzuwerfen Gelüst haben. — Aber aus dem Munde des ächten Weisen wirst du niemals diese Sprache der Unbescheidenheit vernehmen. Der Christ wird im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Einsichten gern bekennen: Ich wage nicht abzusprechen, wo mir die Gründe und Veranlassungen zu dieser oder jener Maßregel Geheimnisse sind; ich wage nicht zu verdammen, wo ich überzeugt bin, daß, von einem hohen Standpunkt herab betrachtet, Vieles anders erscheinen muß, als es der einzelne, in der Tiefe wohnende Mensch ansehen kann. Nie können wir vorher wissen, ob die Obrigkeiten wirklich fehlen; ja selbst wenn die Folgen ihrer Handlungen auf dieselben einen Schatten werfen, ist noch die Frage unentschieden: ob sie gezwungen waren, so und auf keine andere Weise zu thun.

Mit dieser einem Jünger Jesu so anständigen **Bescheidenheit** verbindet sich im Urtheil über die Weltbegebenheiten auch **Vorsichtigkeit**.

Ich darf bei allen meinen Gesprächen nicht vergessen: Welche Wirkungen können meine Worte bei Diesem oder Jenem hervorbringen? Ist es nicht leicht möglich, daß ich Diesem oder Jenem vergebliche Sorge und Angst verursache? Ist es nicht möglich, daß ich hier oder da durch mein vorlautes, unbedachtes Urtheil Leidenschaften errege, Verdruß, Haß, Verachtung gegen mich erwecke, Parteiungen veranlasse, oder den Zwist derselben befördere, statt ihn zu mindern? Ist es nicht möglich, daß Ohrenbläser, Horcher, geheime Feinde von mir meine Worte mit Schadenfreude auffangen, und meine Urtheile an Personen verrathen, welche da-

durch ein Recht bekommen, mich als ihren Widersacher, als ihren und der obrigkeitlichen Ordnungen Feind anzusehen, oder wenigstens doch verdächtig zu finden? Ist es nicht möglich, daß das im Leichtsinn ausgestoßene Wort, ohne daß ich's vermuthe, der erste Grund großer Unannehmlichkeiten für mich und mein Haus wird?

Nicht daß man in vertraulicher Unterhaltung mit seinen Freunden in einer allzugroßen Aengstlichkeit ein strenges Wägen der Worte beobachten müsse, wodurch zuletzt jede heitere, zwanglose Unterredung verbannt werden würde — aber, wie über Seinesgleichen, so auch über Regenten, soll der Christ mit zarter Schonung und Behutsamkeit richten. — Alle Gefahr wird verschwinden, wenn ein liebendes, sanftes Herz aus ihm redet. Dann wird er lieber, wo Andere verdammen, entschuldigen, wo Andere richten, erst prüfen.

Eben diese Vorsicht des Christen macht für ihn die furchtbare Brut falscher Gerüchte gefahrlos; sie sichert ihn gegen die Täuschungen der Leichtgläubigkeit, durch welche schon Mancher auf längere oder kürzere Zeit seinen Lebensgenuß verbitterte. Er wird, ehe er willig glaubt, erst den Quellen nachforschen und diese würdigen; er wird den beunruhigenden Sagen entgegenarbeiten, und sie durch entgegengestreute Zweifel schwächen; er wird die unberufenen Schreier lähmen, die da sagen: Unsere Zunge soll Ueberhand haben; uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr?

Ach, wie viel Schreckliches gebar oft ein Wort des Leichtsinns, eine Lüge der Bosheit, die geflissentlich zum Verderben des Volks im Volk ausgesprengt ward! Aber wie viel Gutes ward auch nicht oft schon durch den Mund eines Weisen gestiftet, wie vielem Uebel schon gewehrt, wie viel Elend verhütet! — Nach diesem Kranze sollst du, als Christ, streben. Denn wo auch irgend nur ein Gutes zu thun ist, dem jage nach.

Bescheidenheit und Behutsamkeit im Urtheil über die Handlungen der Regenten findet sich aber da von selbst, wo Ehrfurcht in der Brust vor der ihm von Gott gegebenen Obrigkeit wohnt. Der Christ, eingedenk der Lehre des heiligen Petrus: thut Ehre Jedermann; habet die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König! — eingedenk des Beispiels, welches der Weltheiland, Jesus

Christus selbst, gab, urtheilt über seine Obrigkeit mit Vertrauen auf sie. „Er ist unterthan mit Ehrfurcht seinem Herrn, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen.“ (1. Petri 2, 18.) Er beruhigt die unzufriedenen, mißvergnügten Gemüther mit Vernunftgründen.

In jener Zeit, als Jesus noch auf Erden wandelte, war die Welt nicht minder reich an merkwürdigen Begebenheiten, als in unsern Tagen. Auch damals stürzten Könige von ihren Thronen, Mächtige starben im Elend, Geringe wurden erhöhet. Die Gewalt der römischen Kaiser erstreckte sich vom Aufgang bis zum Niedergang; Kriegsgeschrei erscholl aus allen Gegenden; friedliche Völker wurden unterjocht, kriegerische zerstreut und in Gefangenschaft weggeführt. Zahlungen und schwere Auflagen wurden ausgeschrieben. Der Machtspruch eines Einzigen, der zu Rom thronte, gebot über die Völker im Abendlande, wie über das unterthänige Jerusalem.

Auch damals sprach man überall öffentlich und unter Freunden am liebsten über die Begebenheiten des Tages und über die Ereignisse, welche bevorstanden. Unter dem jüdischen Volke herrschten beständige Gährungen. Es gedachte der glänzenden Zeiten seiner Vergangenheit; gedachte seiner ruhmvollen, längst verschwundenen Könige, seiner ehemaligen Siege, und sehnte sich mit Ungestüm nach der verlornen Unabhängigkeit zurück.

Daher erwartete alles Volk in dem Messias einen irdischen Retter und Befreier. Daher begrüßte es oft Jesum als König, und forderte von ihm Hilfe gegen das weltbeherrschende Rom. Daher das laute Murren gegen die vielen zu entrichtenden Auflagen, gegen Auflagen, die einem fremden Fürsten entrichtet werden mußten.

Als aber eines Tages die Pharisäer zu dem Göttlichen traten, und ihn fragten: Ist's auch Recht, daß man dem Kaiser im entfernten Rom Zins und Abgaben entrichte? ließ er sich ihre Zinsmünzen zeigen, und sprach: Weß ist das Bild und die Unterschrift? Und da sie antworteten: des Kaisers! — rief Jesus: Nun denn, so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! (Matth. 22, 21.)

So äußerte sich mit Ehrfurcht der Gottmensch über irdische Regenten; so sollen auch wir, die wir uns mit Christi heiligem Namen

schmücken. Dieses Wort, welches er zu den Pharisäern sprach, es ist auch zu uns gesprochen.

Und so erkenne ich, daß ich als Christ selbst in solchen Angelegenheiten Uebels verhüten, Gutes leisten könne, wo ich vermöge meines Berufes und Amtes keinen eigentlichen, immerwährenden oder unmittelbaren Einfluß habe. Es ist im Leben nichts so wichtig, nichts so scheinbar gering, wo mir nicht meine Religion den wohlthätigsten Weg vorzeichnen könnte. Selbst in den freundschaftlichen Kreisen, in der Mitte meiner Vertrauten und Bekannten, darf ich mich meinen leidenschaftlichen Gefühlen über das, was unter den Völkern geschieht, nicht sorglos hingeben. Selbst da muß ich meine Ehrfurcht für Regenten nicht vergessen; selbst da darf ich die wahre Bescheidenheit nicht verläugnen, die den Christen überall schmückt, er stehe öffentlich vor dem Volke, oder theile seine Empfindungen einem vertrauten Herzen mit.

Nicht ich soll richten; Gott richtet die ungerechten Fürsten. Hoch ist unter den Sterblichen ihr Amt, furchtbar schwer ihre Verantwortung vor dem König der Könige! — Er ist's, der von ihnen Rechenschaft nimmt über die Verwaltung des ihnen hienieden vertrauten Gutes; Rechenschaft über die Verschwendung ihrer Tage in üppigem Wohlleben, die er ihnen gab, für die Ruhe von Millionen zu sorgen; Rechenschaft über den Leichtsinn, mit welchem sie ihre Beamten ernannt haben, und wo sie den rechtschaffenen, den einsichtvollen Diener verachteten, und den Schmeichler vorzogen, weil er ihnen aus den Thränen leidender Unterthanen Gold schuf; Rechenschaft über jedes ungerechte, willkürliche Urtheil, mit welchem sie das Gesetz vernichteten, das sie zur Sicherheit Aller heilig bewachen sollten; Rechenschaft über jeden Blutstropfen, welcher durch ihren Stolz, durch ihre Eroberungs- und Vergrößerungssucht mit verabscheuungswürdiger Gleichgültigkeit in ungerechten oder auch nur unvorsichtigen Kriegen vergossen wurde.

Auch der mächtigste der Fürsten ist, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, der ewigen, geheimnißvoll wirkenden Ordnung unterworfen, in welcher sich die Welt bewegen muß. Auch unter den Juwelen der Krone wohnt die Angst und die Reue; auch unter dem Purpur regt sich ein strafendes Gewissen. Wohl sah die Welt

schon Tirannen; aber sie sah auch mit Schaudern mehr als ein Strafgericht über dieselben ergehen.

Nur Du, Gott, Beherrscher der Unendlichkeit, Allmächtiger, vor dem sich zahllose Welten beugen, nur Du bist Herr; nur Du richtest die Thaten der Regenten gerecht und die Thaten der Völker! So will ich in Demuth schweigen und mich nicht vermessen, in meinem engen Wirkungskreise über diejenigen hinwegzuschauen, welche Du über mich gestellt hast. Wehe mir, vielleicht würde ich noch fehlbarer sein, als sie, wenn Du mir statt der glücklichen Wohnung des Bürgers die glänzende Unruhe des Thrones gegeben hättest!

Warum sollte ich den Lauf der Weltbegebenheiten mit frechem Vorwitz tadeln, da nicht Einer, da nicht Tausende dieselben nach Willkür behandeln und leiten können, sondern da Du es bist, Allweisester, der in seiner Vorsehung befiehlt, was werden soll? Die Verschwörung aller Fürsten, aller Völker, die verbundene Macht des ganzen Erdballs vermag nichts gegen Deine Vorherbestimmung. Ein geringer, zufällig scheinender Umstand verwandelt plötzlich die Gestalt aller Dinge, und die da im thörichten Eigendünkel sprechen: ich bin Herr! sind nur Deine geringsten Werkzeuge.

36.

Die häusliche Familie und der Staat.

Gal. 6, 2.

Jedem ist hier seine Arbeit angewiesen,
In der Hütte, wie auf goldnem Thron;
Und der große Hausherr reichet jedem
Seiner Knechte den verdienten Lohn.

Keine Hoheit kann Dein Auge blenden,
Denn vor Dir, o Gott, ist Alles gleich;
Keine That kann sich vor Dir verbergen,
Denn Dein Blick durchschaut das Geisterreich.

O so laß mich treulich denn vollbringen
Jede Pflicht, die Du mir auferlegt;
Laß mich Samen streuen, der noch drüben
Lohnend mir des Lebens Früchte trägt!

Zu den bewundernswürdigen, weisen Einrichtungen Gottes für das menschliche Geschlecht gehört auch die Stufenreihe aller Ord-

nungen in der Natur und im Leben. Es ist da kein plötzlicher Sprung vom Einen zum Andern, sondern ein allmäliger Uebergang. Eins bereitet gleichsam das Andere vor. In dem Kleinsten erblicken wir schon gewissermaßen das Größere; aus dem Bekannten ahnen wir schon die Beschaffenheit dessen, was uns noch unbekannt ist.

Diese stufenweise Ordnung erleichtert dem Menschen sowohl die Uebersicht der ihn umgebenden Dinge in der Welt, als auch die Erkenntniß derselben. Was er in einer Sache erlernte, ist ihm schon wieder für die andere nützlich und brauchbar. Was er im Kleinen sah und machte, hilft ihm nachher bei größern Kräften im Großen fort. Ja, seine ganze Erziehung, von der Wiege an, ist ein solch allmäliges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom bloßen Theil zum Ganzen.

Der Sterbliche ist von Gott bestimmt, mit Seinesgleichen zu leben, und nicht in der Einsamkeit. Alle Menschen sind ihrer Natur nach verbrüdert und Kinder eines Vaters. Durch gemeinschaftliches Beisammensein, wo man sich gegenseitig belehren, rathen, schützen und helfen kann, werden allein die göttlichen Absichten zu unserer Vollkommenheit erreichbar. Jeder von uns, wie er in die Welt tritt, hat daher auch schon die Bestimmung, Mitglied einer großen, mannigfaltigen Gesellschaft, Mitglied eines ganzen Volkes zu werden, dessen Einrichtungen, Gesetzen, Sitten, Sprachen, Obrigkeiten und Bedürfnissen er sich zu unterwerfen genöthigt ist. Aber in diese äußerst zusammengesetzten und verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens oder des Staats tritt der Mensch nicht plötzlich und ohne alle Vorbereitung ein. Er empfängt schon einen Begriff davon, ehe er noch das Wort Staat kennt. Er lernt schon Fürsten, Obrigkeiten, Unterthanen, Rangordnungen und Stände kennen, ehe er sie gesehen, ja ehe er von ihnen gehört hat. Denn die häusliche Familie, in der er geboren ward, in der er Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Personen von ganz ungleichem Alter, von ungleichen Einsichten, von ungleichem Vermögen findet, ist wirklich das Bild eines großen Staates, eines ganzen Volkes im Kleinen.

Hier lernt er gehorchen, lieben, ehren; hier die Verschiedenheit

des Alters und der Stände schätzen; hier den großen Nutzen erkennen, der daraus entspringt, daß nicht Alle gleiches Recht haben, daß nicht Alle befehlen, daß nicht Alle ein und dasselbe Geschäft treiben. Er lernt es, weil es die Natur so mit sich bringt; denn die Aeltern sind geborne Befehlshaber; die Kinder gehorchen, weil diese sich selbst noch nicht berathen können; sie gewöhnen sich von der andern Seite an Werthschätzung von Ihresgleichen in den Spielen mit Geschwistern; an Achtung derer, die uns Hilfe reichen, im Umgang mit Dienstboten; an Ehrfurcht vor größern Einsichten in den Gesprächen mit Personen, die uns an Jahren und Erfahrung übertreffen. — So gewöhnt von Kindesbeinen an durch die Verfügungen der Natur, finden wir nachher in der Stellung und Verbindung eines ganzen großen Volks gar nichts Unnatürliches; wir erkennen die Einrichtungen eines Staates, mögen sie auch die ungebundene Freiheit einzelner Glieder beschränken, für nothwendig. Wir verstehen den Spruch der heiligen Schrift: Alle Obrigkeit ist von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott eingesetzt! und begreifen den Sinn davon durch sich selbst, ohne weitere Erklärung. Wir sind von erster Jugend an zu Erfüllung jener Pflicht gewöhnt, die uns das Wort Gottes vorschreibt: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. (Gal. 6, 2.)

Allein wider diese Gewohnheit, wider diese natürliche und heilige Pflicht kämpft nachher oft der Ehrgeiz der Menschen heftig an, wenn ihre Leidenschaften erwachen. Sie suchen sich durch mancherlei Scheingründe zu rechtfertigen, wenn sie geneigt sind, den Vorgesetzten keinen Gehorsam zu leisten, Einsichtvollern die Achtung zu versagen, die Begüterten um ihr größeres Vermögen zu beneiden, und Personen, die um das Volk oder auch nur um die Gemeinde wohl verdient sind, in ihrem ihnen zu Theil gewordenen Ansehen zu beeinträchtigen und sie zu verlästern. Sie möchten dann Alles gern für menschliche Stiftung halten und ausgeben, was an sich offenbar eine göttliche Anordnung ist, und glauben, weil sie in Allem Menschen sehen, es sei Alles nur von Menschen gemacht.

Schon die Gestalt einer Familie beweiset, es sei die Ungleichheit der Stände eine göttliche Stiftung, und aus Familien bestehe das Volk. Wären von Natur in einer Familie die

Aeltern und Kinder zugleich von ungefähr einerlei Alter, Kraft und Einsicht; hätten alle Glieder darin von Natur gleiches Vermögen, gleiche Rechte, gleiche Neigungen zu Beschäftigungsarten — wie lange würden sie in Frieden beisammen wohnen? Aber, wie in Allem, was Gott schuf, die größte Mannigfaltigkeit herrscht, so durch ihn auch unter den Menschen die allermannigfaltigste Ungleichheit seiner Gaben, auf daß einer desto williger mit der Gabe diene, die er empfangen hat. Es müssen nothwendig Gehorchende und Befehlende, Arme und Reiche, Dienstleute und Herrschaften, Unwissende und Kenntnißvolle sein. Und wie sehr man auch künstele, die Natur wird immerdar Gottes ewigen Willen vollstrecken.

Es ist möglich, daß viele Einrichtungen und Gesetze im Staat willkürlich, einseitig, mangelhaft sind: aber Gesetze müssen sein; es ist der Fehler menschlicher Unvollkommenheit, wenn nicht Alles immer am vollkommensten ist, oder daß nicht Alles, was zum Besten des Ganzen dienen mag, auch jedem Einzelnen vortheilhaft ist. — Es ist gar wohl möglich, daß manche obrigkeitliche Personen ihrer Stelle nicht ganz würdig sind, daß sie oft von ihren Untergebenen an Einsicht oder Fleiß, oder Unbestechlichkeit, oder gemeinnützigem Eifer übertroffen werden. Aber Obrigkeiten müssen sein. Und kannst du nicht den Menschen hochachten, der dasteht ohne Verdienst und Würdigkeit zu dem ihm anvertrauten Beruf: so bist du verpflichtet, seinen Beruf als Vorgesetzter zu ehren; denn dieser Beruf ist das Göttliche! — Es kann sein, daß viele zu Lehrern und geistlichen Aemtern erwählte Personen nicht immer diejenigen Eigenschaften besitzen, welche ihnen wohl zu wünschen wären. Es mag sein, daß Einige träge sind, Andere ihr Amt mit Unlust versehen, nur um des Broderwerbs willen; daß Andere ihre Stelle mißbrauchen, um sich allerlei Einfluß zu verschaffen, der ihnen nicht zusteht; daß Andere auf den Lehrstühlen gegen Sünden eifern, denen sie im Stillen selbst ergeben sind; daß Andere zu geringe Kenntniß besitzen, um ihren wichtigen Wirkungskreis wohlthätig auszufüllen; daß Andere zu den traurigen Halbwissern gehören, die selbst nicht glauben, was sie predigen, oder wohl gar unter Vertrauten über Amtsgeschäfte sich lustig machen, die sie verrichten müssen. Aber diese Menschen sind nur das Menschliche bei der Sache; ihr

Lehramt ist das Göttliche! Dies Lehramt sollst du ehrenwerth halten, und nicht in den jetzt häufigen Ton des witzigen Pöbels einstimmen, der die Würde des geistlichen Amtes lächerlich zu machen sucht, um einiger Nebendinge willen, die nicht zum Amt überhaupt, sondern zum einzelnen Menschen gehören, welcher sich vielleicht einer oder der andern Schwäche schuldig macht.

Auch in der Familie finden sich ja nicht alle Mitglieder von Fehlern rein. Es gibt ja nachlässige Aeltern, die sich durch Trunkenheit, Zanksucht, Zwietracht, Ungerechtigkeit, schlechte Ordnung oder unsittsame Aufführung die stille Mißbilligung ihrer Kinder zuziehen.

Dennoch aber sind die Aeltern immer Aeltern, die Kinder immer Kinder. Welches menschliche Herz würde sich nicht empören, wenn Jemand gut hieße, daß Kinder ihre eigenen Aeltern verspotteten und lächerlich machten? Sie sollen ihre Augen vor den Blößen ihrer bedauernswürdigen Aeltern schließen, aber ihnen gehorchen, ihnen Ehrerbietung bezeugen, und sie kindlich lieben. Und dieses Verhältniß soll auch der Unterthan gegen die Obrigkeit, der Schüler gegen den Lehrer, das Gesinde gegen die Herrschaft, der Arme gegen den Reichen, der Jüngere gegen den Greis beobachten.

Man hat wohl oft gegen die Ungleichheit der Stände noch in unsern Tagen die Stimme erhoben. Aber wer erhob sie? Der Ehrgeiz derer, welche eine weit größere Ungleichheit einzuführen trachteten, indem sie Obere in die Tiefe zu stürzen und die Reichern in Armuth zu bringen suchten. Was war aber von all den fürchterlichen Umwälzungen die Folge? Ungerechnet die Entweihung aller Gerechtigkeit, die Zerstörung alles öffentlichen und häuslichen Glücks, das lange Blutvergießen und gegenseitige Verfolgen, kehrte dennoch endlich Alles wieder in die nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse von Obrigkeiten zu Unterthanen, Herren zu Dienern, Lehrern zu Schülern zurück. Denn dies ist Naturgebot; und ein reines Naturgesetz ist der Wille Gottes.

So haben sich in manchen Ländern mehrmals die Aermern gegen die Reichern empört, und eine Gemeinschaft der Güter, oder doch gleiches Recht, verlangt. Sie begehrten das Unmögliche, und

brachten sich nebst tausend Unschuldigen in namenloses Elend. Denn gesetzt, daß man auch einmal versuchen wollte, den gesammten Reichthum eines Landes auf das Gewissenhafteste unter alle Einwohner zu vertheilen, daß ein Jeglicher gleichviel davon empfinge: was müßte in kurzer Zeit daraus erfolgen? Ungerechnet, daß nun Einer weniger Neigung hätte, dem Andern zu dienen, daß die Wohlhabendern ohne ihr Verschulden um das gerechte Eigenthum gebracht, die Aermern ohne ihr Verdienst bereichert worden wären, würde diese Gleichheit des Besitzes sehr schnell wieder verloren gehen. Denn der Eine ist sparsamer, der Andere verschwenderischer; der Eine klüger, der Andere unwissender; der Eine arbeitsamer, der Andere träger. Jeder würde nach seiner Art eifrigst beitragen, die Ungleichheit der Güter wieder zurückzuführen; und bald ständen wieder Reiche neben Armen, Herren neben Dienern.

Wo in einer häuslichen Familie Kinder ohne Achtung und Dankbarkeit gegen Aeltern, Jüngere ohne Rücksicht gegen Erwachsene, Dienstboten ohne Folgsamkeit gegen Herrschaften sind, herrscht Zerrüttung, kehrt Verarmung und Unglück ein. Eben so ist es in einem Lande, wo man Fürsten und ihre ersten Staatsdiener, obrigkeitliche Personen, Feldherren und Hauptleute, Priester und Lehrer zu Gegenständen der Verspottung macht; wo ein Stand eifersüchtig oder schadenfroh die Rechte des andern schmälert; wo der Adel sich mit leerem Stolz gegen den Bürger, der Krieger sich mit übel angebrachter Rohheit gegen den Handelsstand, der Gelehrte gegen den Handwerksmann, der Stadtbewohner gegen den Bauer brüstet. Sie Alle sind Brüder, Unterthanen des gleichen Gesetzes, Untergebene des gleichen Fürsten, Kinder des gleichen Gottes. Ihre verschiedenen Stände sind dasselbe, was die verschiedenen Stufen des Alters und der Brauchbarkeit unter Geschwistern in einer häuslichen Familie sind. Auch hier haben die Erwachsenen, die Einsichtvollern, schon ihrer Natur nach gewisse Vorrechte gegen die Jüngern und Unerfahrnern. Aber diese haben dennoch für die Aeltern gleichen Werth mit jenen. — So soll denn, von Gott geordnet, eine Mannigfaltigkeit der Stände sein, daß Einer trage des Andern Last. Jeder Stand ist in seiner Art nothwendig, jeder in seiner

Art brauchbar, jeder in seiner Art höchst ehrwürdig. Keiner könnte sicher oder glücklich ohne den andern bestehen.

Je mehr ein Volk in seiner innern Ausbildung vorschreitet, je mehr Kenntnisse sich da sammeln, je allgemeiner der Wohlstand wird, um so mehr wird sich auch die Verfassung und Gesetzgebung des Landes vervollkommnen. Für rohe Barbaren sind andere Gesetze nothwendig, als für gesittetere Nationen. Hier wird mit Recht auf Abschaffung vieler Willkür und Grausamkeit gedrungen, die oft nothwendig sein kann, Halbwilde im Zaum zu halten. Diese Verbesserung der Staaten und das Freierwerden des Volks steht im gleichen Verhältnisse mit dem allmäligen Aufwachsen der Kinder in einer Familie. Sie werden schonender, edler von den Aeltern behandelt, je mehr sie an Jahren zunehmen. Die Ruthe, welche oft als Heilmittel des Eigensinns bei den ungezogenen Kleinen angewendet werden mußte, ist nicht mehr zur Zucht des reifern Jünglings dienlich. Ihm werden mehr Freiheiten gestattet, als zu jener Zeit, da er noch allzujung und erfahrungslos war.

Wenn Aeltern fortfahren wollten, ihre mannbar gewordenen Söhne und Töchter auf gleiche Weise zu belohnen oder zu züchtigen, wie ehemals in deren unmündigem Alter: sie würden sich selbst verächtlich machen und den Unwillen der Ihrigen erregen, oder diese an Geist und Herz verkrüppeln, und zu beständig untauglichen Geschöpfen verkehren. Eben so wäre es, wenn die Vorsteher eines Volkes dasselbe, in unwürdige Sklaverei niedergedrückt, beständig wie Barbaren oder Leibeigene behandeln, die Freiheit des Denkens ertödten, die Freiheit des Gewissens beschränken, die öffentlichen Stellen nur nach Geburt und Herkommen, nicht nach Verdienst und Würdigkeit, vertheilen, und die für ganz andere Zeiten passend gewesenen Ordnungen und Einrichtungen nicht veredeln wollten, wie es den Begriffen und Bedürfnissen eines hellern Zeitalters, eines gesittetern Volks angemessen ist. Die Unweisheit der Landesherren (der Aeltern), der Stolz und Eigennutz der höhern Stände (der früher erwachsenen Geschwister in der Familie), hat eben durch solche Vergehungen schon die traurigsten Wirkungen in den Völkern, endlich Empörung und Zertrümmerung der Staaten veran-

laßt. Denn keinerlei Sünde, von welcher Art sie sei, und von wem sie auch begangen werde, bleibt ohne ihre Strafe. Das ist Naturgesetz, das Gottes Wille.

Erwachsene Söhne und Töchter in der Familie, selbst wenn sie ihren Aeltern schon mit Rath und That Hilfe leisten können, erhalten jedoch durch ihr mündiges Alter kein Recht, ihnen die schuldigen Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams zu versagen. Vielmehr müssen dann die Gefühle der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit mit den Jahren wachsen und mit der Erkenntniß dessen, was Aeltern sind, und wie viel Verbindlichkeiten man ihnen zu entrichten hat. Ebenso sollen sich Völker, je mehr Ansprüche sie auf Vorzüge vor andern Nationen in Absicht ihrer Bildung und Sitte machen, je würdiger sie größerer Freiheit sind, durch vermehrte freiwillige Ehrfurcht vor Obrigkeiten und deren Anordnungen, so wie durch ungeheuchelte Achtung aller Stände auszeichnen. Ein Volk, welches, mag bei ihm noch so viel Wissenschaft und Kunst blühen, die ersten heiligen Pflichten gegen Obrigkeiten und Stände versäumt, gleicht einem ungerathenen Sohn, der, ungeachtet seiner erworbenen Kenntnisse, mit strengen Mitteln zur Pflicht angehalten werden muß.

Wie in einer Familie mit der Zeit die jüngern Kinder ihren mehrjährigen Schwestern und Brüdern nachwachsen, daß endlich auf Verschiedenheit des Alters kaum mehr Rücksicht genommen wird: so geschieht auch in einem Staate, wo die ehemals gering geachteten, niedern Stände an Einsicht und Wohlstand den höhern gleich oder nahe gekommen sind. Hier verschwindet unvermerkt der vormals durch die Natur der Dinge eingeführt gewesene scharfe Unterschied der Volkstheile, des Rangs und Herkommens. Was vor Zeiten unausbleiblich nothwendig und darum nützlich und ehrwürdig gewesen, wird dann entbehrlicher; eine scharfe Absonderung fortan oft nachtheilig, in einzelnen Theilen aber, oder gar in Kleinigkeiten angebracht, lächerlich und zum Unwillen reizend. Jedes Volk, und der bei ihm herrschende Unterschied der Stände muß also nach Maßgabe des dort herrschenden Grades öffentlicher Bildung beurtheilt werden. Wir dürfen eben so wenig ein Volk wegen der bei ihm herrschenden Rangordnungen loben oder tadeln, oder bei allen

das Gleiche verlangen, was wir bei uns finden, als wir fordern können, daß in allen Familien das gleiche Verhältniß zwischen Geschwistern oder zwischen Aeltern und Kindern stattfinde.

So wie wir in unserer Familie allgemach Eins um das Andere erwachsen und reifer werden; wie wir nun jüngere Brüder und Schwestern erziehen helfen müssen, nachdem uns vorher Mehrjährige erziehen halfen; so wie wir endlich selbst ein eigenes Hauswesen beginnen, und Häupter einer Familie werden: eben so rücken wir mit den Jahren auch in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates vor. Mancher von uns wird selbst ein Befehlender, Lehrer, Anführer; schwingt sich aus der Dürftigkeit zu einem gewissen Wohlstand empor. Da ist es der Augenblick, vollkommen dasjenige zu werden, was wir selbst vorher gewünscht haben, daß Andere hätten sein sollen. Behandle jetzt die Jüngern mit derjenigen Sorgfalt, Liebe und Schonung, wie du als Kind selbst gewünscht hast, behandelt worden zu sein. Beweise nun als Vorgesetzter, als Beamter die Pflichttreue, den Geschäftseifer, die sanfte Menschlichkeit, die Unbestechlichkeit, den redlichen Sinn, die Demuth, welche du sonst gern von Andern zu sehen begehrtest. Du tadeltest ehemals des Einen Hochmuth, des Andern Leichtsinn, des Dritten Ränkesucht, des Vierten gewaltthätiges Wesen. Siehe, welcher Fehler dich nun auch beflecken möge, er wird nun doppelt strafbar an dir, und Andere richten dich. Sie ehren vielleicht dein Amt, aber haben Verachtung gegen deine Person; erweisen dir die äußerliche Ehrerbietung, und verschmähen dich in ihrem Gemüthe. Setze dich in Gedanken einmal in den Fall, daß du deiner Stellen beraubt, deiner jetzigen Würde entkleidet würdest, daß du deinen Wohlstand verloren hättest, und Andere um die Dienste ansprechen müßtest, welche du jetzt selbst zu erzeigen im Stande bist: was würde dir in solchem Augenblick von der Gefälligkeit, von der Ehrerbietung der Leute übrig bleiben, die sie jetzt dir noch deiner äußern Verhältnisse wegen beweisen? Würdest du auch als bloßer Mensch noch etwas bei ihnen gelten, und allgemeine Achtung und Liebe finden?

Nie, o himmlischer Vater, nie laß mich das vergessen, und mich nicht selbst verblenden über das, was ich werth bin, und wozu

ich gegen Hohe und Niedere, wie gegen Meinesgleichen, verpflichtet bin. Alle sind sie Deine Kinder, alle haben sie von Dir ihre besondern Vorzüge, Rechte und Gaben empfangen. Alle sollen wir unter einander uns dienen, und Einer des Andern Last tragen helfen, daß wir das Gesetz Christi erfüllen! Dazu sind Throne und Bettlerstäbe, Altar und Pflug, Paläste und Hütten, Würden und Geistesgaben vertheilt, daß wir damit Vollkommenheiten erwerben, die uns jenseits ein schöneres Loos zusichern. Nur der Gerechte ist Dir der Vorzüglichere. O daß ich keiner der Unwürdigsten in Deinem heiligen Reiche würde! Amen.

37.

Gemeinnützigkeit.

Mark. 10, 42—45.

Ihr führet mit freundlicher Hand den Fremdling durch eure Stadt. Ihr zeiget hinauf zu den weitläufigen Gebäuden von Tempeln und Spitälern, Waisenhäusern und Schulen, und sprechet: Das ist gestiftet worden durch die Wohlthätigkeit unserer Väter.

Ihr führet eure Kinder vor das Bildniß oder die Bildsäule irgend eines großen Mannes, und eure Seele erhebt sich mit stolzer Rührung, indem ihr die Thaten und das Leben eurer herrlichen Vorfahren erzählet. Ihr sprechet: Dieser Edle hier ist den schönen Tod für sein Vaterland im Felde des Krieges gestorben; — jener dort starb für die Wahrheit und Aufrechthaltung unsers Glaubens, unserer Religion! — Hier ein anderer, welcher die höchsten Ehrenstellen seines Vaterlandes bekleidete, aber in Armuth starb, weil er Alles zum Besten der Bürgerschaft hinopferte! — Dort ein anderer, der seine Tage und Nächte, sein Vermögen, seine Freunde, Alles aufopferte, um sein Vaterland durch den Ruhm der Wissenschaft, oder durch nützliche Erfindungen und Entdeckungen zu verherrlichen.

Höret die Stimme der Völker. Sie verkünden euch alle den Ruhm ihrer Vorwelt. Sie preisen mit Stolz die Heldenthaten

ihrer vergangenen Tage. Sie besingen in Liedern die Größe und die Kraft ihrer Väter. Sie sprechen von ihren Altvordern wie von einem edlern Menschengeschlecht. Keine Nation will der andern in Rücksicht der rühmlichen Vorzeit den ersten Rang zugestehen.

Wer waren denn die Menschen jener Vorzeit, die ihr so laut und mit beständiger Begeisterung preiset? Wodurch vermochten sie, so viele große Dinge zu thun? — Waren jene erhabenen Menschen einer edlern Abkunft, als wir? Hatten sie etwas Göttlicheres, als wir? Hatten sie nicht dies Fleisch und Blut, wie wir? — O gewiß, sie waren nur schwache Sterbliche, wie wir sind, und doch thaten sie des Großen und Guten so viel.

Sie sind reicher als wir gewesen, daß sie so viele milde Stiftungen, Kranken- und Waisenhäuser, Lehr- und Armenanstalten gründen konnten? — O nein, auch in unsern Zeiten leben der reichen und vermöglichen Bürger so viele, und doch erleben wir von ihnen wenig rühmliche Stiftungen zum Besten der Gemeinden, der Stadt und des Landes.

Sind sie weiser, gelehrter, einsichtsvoller gewesen, als man in unsern Zeiten ist? — O nein, die Wissenschaften unserer Zeit können ohne Furcht den Wettstreit mit den Wissenschaften der Vorwelt eingehen.

Oder hatten die Menschen der vergangenen Jahrhunderte mehr Anlagen zur Tugend, zur Religiosität, als wir? — Nein, seit Anbeginn der Welt sind die Sterblichen alle mit gleichen Anlagen zur Tugend und Frömmigkeit geboren, wenn gleich nicht alle einerlei Höhe der Tugend erreichen mochten.

Aber eine Tugend gab es, in welcher die Vorwelt uns oft übertraf. Es war die Tugend bürgerlicher, vaterländischer, christlicher Gemeinnützigkeit. Es war die Tugend, durch welche Jeder mehr für das Beste seiner Familie, als für sich selbst sorgte; mehr für das Beste seiner Gemeinde, als seiner Familie lebte; mehr für das Beste des Vaterlandes, als seiner Gemeinde bekümmert war! — Werfet euern Blick umher, und suchet, wie viel sind unter tausend Menschen immer derer, die von der Tugend begeistert sind, und von welchen man jene Worte sprechen könnte?

Woher stammt das Elend unserer Zeiten? Von wannen quillt

der unendliche, Alles verderbende Strom des Jammers in unsern Tagen? Woher rührt das namenlose Unglück der Völker, das Verderben der Throne, die Versunkenheit der Religion, die Lieblosigkeit der Menschen unter einander, die in gleicher Gemeinde beisammen wohnen? — Ach, diese Quelle des allgemeinen Unheils, unter welchem die Welt seufzt, liegt im Innern des Menschenherzens, sie heißt Eigennutz und Selbstsucht.

Selbstsucht ist das Gift, welches fressend die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft im Innern einer Familie zerstört, wo nur Jeder für sich, Keiner für Alle bedacht ist; ist das Gift, welches die Glieder der Gemeinden und des ganzen Staatskörpers von einander scheidet, und die alten Bande löset, die Alles zusammenhalten sollen. Eigennützig stehen die Diener des Fürsten um den Thron, und arbeiten für ihren, nicht für des Landes Wohlstand; arbeiten für ihren, nicht für des Vaterlandes Ruhm. Wenn nur sie geborgen sind, trösten sie sich um das Unglück von Millionen Anderer. Selbstsucht verführt die Großen, da sie außer ihrer Leidenschaft nichts Wichtigeres kennen; sie erheben den Schmeichler, und lassen den geistvollern Mann, der da helfen könnte, im Staube. — Selbstsucht macht verjährte Vorurtheile noch immer zu Grundsäulen des Staats, und verachtet, was dem Vaterlande allein Größe und Glanz ehemals verliehen — die Weisheit, die Kraft hellsehender Geister, die sich selber aufopfernde Gemeinnützigkeit. — Selbstsucht und Eifersucht trennt die Gemeinden von Gemeinden, macht die Kluft zwischen den verschiedenen Ständen immer größer, unterhält die Flamme des gegenseitigen Hasses, und entzweiet die Einwohner eines und desselben Ortes. — Eigennutz macht die Familien gleichgültig gegen die Ehre und den Glanz des Vaterlandes und der Gemeinde. Nicht Einer sorgt für Alle, nicht Alle sorgen für Einen. Unempfindlich ist man gegen das öffentliche Unglück, wenn es nur nicht unser eigener, unmittelbarer Schade ist. Empfindlich klagen Alle, wenn große Aufopferungen zur Rettung oder Ehre des Ganzen verlangt werden.

Ist's ein Wunder, daß große Staaten zerfallen, wenn der Eigennutz der Einzelnen alle Säulen des Staats untergräbt, wenn die Selbstsucht alle Glieder desselben feindselig aus einander treibt?

Ist's ein Wunder, wenn Städte, sonst angesehen, wohlhabend, glänzend, allmälig verderben, wenn sie nicht mehr eine einzige große Familie, sondern gleichsam eben so viele selbstsüchtige Einsiedler beherbergen, als Bürger? — Ist's ein Wunder, wenn weiland blühende Geschlechter untersinken, weil die Verwandten sich aus Eigennutz von einander trennen, der Verarmten sich schämen, oder den Beglückten elenderweise beneiden?

Das Unglück macht sie wieder zu Brüdern; das Unglück lehrt sie, Vorurtheile zu verstoßen; das Unglück lehrt sie, daß Alle für Einen, Einer für Alle sorgen und arbeiten müsse; daß nicht Jeder für sich allein denken dürfe, ohne daß Alle verderben. So pflegen in der Nähe des Schiffbruchs, wenn das stürmische Meer den Untergang droht, die entzweiten Gemüther sich zu vereinigen, und Alle für Alle zu arbeiten.

Die aus unserm Kreise fast ganz verschwunden gewesene schöne Tugend der Gemeinnützigkeit, diese Tugend, welche wir so oft und gern an den Bürgern unserer Vorwelt bewundern und preisen, tritt wieder, zwar furchtbar und gerecht, doch segnend an der Hand des Unglücks in unsere Familien, Städte und Länder zurück. Nur sie wird das Zerstörte wieder aufbauen, das Zerrissene wieder zusammenknüpfen, und den Geist Jesu Christi unter denen verbreiten, welche auf seinen Namen getauft sind.

Und was ist Gemeinnützigkeit?

„Welcher will groß werden unter euch," also spricht der göttliche Lehrer Jesus, „der soll euer Diener sein. Und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knecht sein. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele." (Mark. 10, 43—45.)

Gemeinnützigkeit ist also eine immerwährende, thätige Geneigtheit für den Vortheil, für die Zufriedenheit, für den Wohlstand, für die Ehre unsers Vaterlandes, unsers Wohnorts, unserer Familie Alles beizutragen, so weit unsere Kräfte reichen; ja, das Allgemeinbeste befördern zu helfen, selbst wenn es unser eigener persönlicher Schaden wäre.

Es leuchtet schon Jedem von selbst ein, daß, wenn an einem

Orte alle Bürger von diesem Sinne Jesu beseelt, von dem Geiste der Gemeinnützigkeit belebt wären, kein Einziger daselbst unglücklich sein könnte. Denn das Gute, welches er zum Vortheil Aller thut, fließt tausendfältig wieder auf ihn zurück, weil alle Andern auch nur auf sein Bestes bedacht sind. Da ist keine Bürgerschaft, sondern eine herzliche Verbrüderung; da ist kein Beisammenwohnen verschiedener Familien, sondern Jeder ist ein Glied und Theilnehmer einer einzigen großen Familie.

Wer gemeinnützig sein will, muß vor allen Dingen Kraft haben, nützlich werden zu können. Er muß, um Andern dienen und helfen zu können, verstehen, wie er am zweckmäßigsten seinen Beistand anwenden kann. Er muß nicht bloß Hilfe von Andern erwarten, wenn er Andern helfen soll. Er muß seinen Geist, seine Kenntnisse ausbilden; er muß gewisse Geschicklichkeiten erworben haben; er muß darnach trachten, sein Vermögen durch alle rechtlichen Mittel zu vergrößern. Je mehr Kenntniß oder Geschicklichkeit, oder Eigenthum ein Mensch besitzt, je mehr Mittel hat er, nützlich werden zu können.

Folglich ist, wenn es heißt: Sei gemeinnützig! damit nicht gesagt: Vergiß nun ganz dich selbst, vernachlässige alle deine Angelegenheiten, sorge nun beständig für Andere; sondern es liegt schon in der Aufforderung zur Gemeinnützigkeit ein ernster Zuruf an dich: Erwirb dir Mittel, um deiner Familie, deinem Wohnort, deinem Vaterlande den größten Nutzen stiften zu können. Ohne solche Mittel fällst du Andern zur Last. — Glaube nicht, du könnest unwissend oder arm sein, und doch Andern nützlich dadurch, daß du für das Heil ihrer Seelen betest. — Traurige Gemeinnützigkeit, die sich auf deine eigene Trägheit gründet! Auch Jesus, auch seine Apostel beteten für uns, aber sie ließen es nicht dabei bewenden; sie arbeiteten, sie heilten Kranke, sie zogen unter vielen Mühseligkeiten durch die Welt und lehrten. Sie empfingen ihre Nahrung nicht unverdient in Sorglosigkeit und ruhiger Betrachtung. Wenn wir uns aber Mittel erworben haben, Andern nützlich werden zu können: dann sollen wir dieselben für Andere anwenden, und so viel wir für uns selbst entbehren können, für das gemeine Beste aufopfern.

Denn derjenige verdient keineswegs den Ruhm der Gemeinnützigkeit, welcher das, was er zum Besten der Stadt oder des Landes thut, aus eigenem Nutzen oder für Bezahlung verrichtet, sondern derjenige, welcher das gemeine Beste befördert, ohne Lohn dafür zu begehren.

Auch der Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Staatsdiener, der Geistliche arbeiten nicht bloß für sich, sondern für tausend Andere. Allein darum können sie nicht gepriesen werden. Ihre Kunst, ihr Geschäft kann gemeinnützig sein, ohne daß sie es selbst sind. Ihre Arbeiten werden ihnen verhältnißmäßig bezahlt, oder sie empfangen für ihre Geschäfte eine Besoldung. Sie haben ihren Lohn dahin, spricht Christus. — Keine Tugend ist um Gold feil. Tugend wird nicht mit irdischem Gut bezahlt.

Gemeinnützigkeit begreift jedesmal zugleich eine Aufopferung für das gemeine Beste in sich, so wie überhaupt keine Tugend da ist, ohne daß nicht eine größere oder geringere Selbstüberwindung dabei stattfindet. — Gemeinnützigkeit ist ja das Gegentheil von eigenem Nutzen. Es ist ein Sorgen für das Beste Anderer, und nicht für uns. Es ist das unentgeldliche Hingeben eines Theiles von unsern Stunden, unsern Bemühungen, von unserm Eigenthum für das Wohl oder die Ehre unserer Familie, unserer Gemeinde, unsers Vaterlandes.

Wer zum Besten seiner Stadt oder seines Landes eine nützliche Unternehmung beginnt, oder unterstützt, in so fern dies Beginnen oder Unterstützen mit seinem eigenen Vortheil in keinem Widerspruche steht, der hat den Namen des Gemeinnützigen schlecht verdient. Nur der ist ein ächter Bürger, ein ächter Christ, welcher den gemeinen Nutzen seinem eigenen vorzog, oder welcher, wenn es nicht anders sein konnte, das Wohl Aller mit seinem eigenen großen Schaden erkaufte. Auch Jesus war gekommen, daß er diene, und sein Leben opfere für Viele.

Nur selten sind Anlässe, wo wir der Wohlfahrt Aller unsere eigene, ganze Wohlfahrt hinopfern können. Aber gesegnet und willkommen sind dem Christen, dem Weisen die Gelegenheiten, da er sich für seiner Mitbürger Heil aufopfern darf. Es geschieht, wenn auf keine andere Weise Hilfe zu schaffen ist. Es geschieht,

wenn es besser ist, daß ein Theil, als das Ganze untergeht. Es geschieht, wenn unser Untergang den Untergang von Tausenden verhütet.

Heil euch, ihr Ehrwürdigen, ihr Erhabenen der Vorwelt, die ihr euch zum Heil der Welt oder des Vaterlandes dem gewissen Untergange großmüthig weihtet! Heil euch, o ihr Edeln, die ihr für die Wahrheit des Glaubens die Märtirerkrone auf euer Haupt drücktet, oder die ihr für die Freiheit und das Glück des Vaterlandes in den ruhmvollen Heldentod ginget, oder die ihr, um Andere zu begütern und Andern ein frohes, zufriedenes Leben zu erwerben, freiwillig die Leiden der Armuth ertruget. Eure Namen glänzen ewig vor Gott, und ewig dauern sie im Andenken des menschlichen Geschlechts! Das begeisternde Beispiel eurer Gemeinnützigkeit erhebt das Gemüth der Enkel noch nach Jahrtausenden.

Können wir diesem großen Beispiel nicht immer nachwandeln, weil Mittel und Gelegenheit mangeln: wie zahlreich sind doch immer noch die Anlässe, um gemeinnützig handeln zu können! — Strebst du nach Aemtern, siehst du unter deinen Nebenbuhlern einen würdigern, einsichtvollern, thätigern Mann, als dich: tritt bescheiden zurück; er wird zum Wohl der Gemeinde oder des Landes das Amt besser verwalten, als du. — Dies ist ächte Seelengröße, dies ist Gemeinnützigkeit, die vor Gott gilt.

Ist ein Unternehmen im Werk zur Beförderung des Gemeinwohls, oder der Ehre deines Wohnortes, deines Vaterlandes: biete freudig dazu die Hand, hilf dazu nach allen deinen Kräften. Frage nie: Wer will es thun? Wer ist derjenige, so es beginnt? Sondern frage: Was soll geschehen? Was wird dadurch befördert? — Dann berechne den Nutzen, die Ehre der Mitbürger, nicht deinen Nutzen, nicht das Opfer deiner Bequemlichkeiten.

Ist des Vaterlandes Noth groß, wird es in Krieg verwickelt, erfordert es der Kräfte schweren Aufwand — dann will ich aus der Art deiner Klagen deine Denkart, dein Herz erkennen. Der Selbstsüchtige verzweifelt über die Last der Abgaben, über den Mangel des Verdienstes. Der Gemeinnützige klagt nicht so laut um dasjenige, was er verliert, denn er kann sich einschränken; er nimmt Wasser statt des Weines, schwarzes Brod statt der Lecker-

bissen; aber schmerzlicher hören wir seine Klagen um die Noth seiner übrigen Mitbürger, seine Klagen um das, was seine Gemeinde, was sein Vaterland einbüßt. Denn er gehört nicht sich selbst so sehr, als dem Vaterlande an.

Wie, mein Christ, du erstaunst über diese Seelengröße, wie über einen göttlichen Fremdling, dem du noch nie begegnetest? — Siehe, eben diese rührende Herzensgüte, dies Dasein und Athmen für Mitbürger und Vaterland, dies und nichts Anderes ist wahres Christenthum, dies heißt in Gott wandeln und göttlich leben.

So gehe hin, so lebe. Erwirb dir die Himmelskrone hoher Gemeinnützigkeit. Fordere für das Gute, das du thust, nicht immer Lohn. Bringe deinen Mitbürgern zu ihrem Besten gern ein Opfer mit freudigem Gemüth. Hat dich Gott mit Reichthümern gesegnet: gehe hin, verbreite diesen Segen zum Theil durch nützliche Stiftungen und Anstalten über Tausende deiner minder reichen Mitbürger oder ihrer Kinder. — Bist du nicht begütert genug, so hast du vom Schöpfer Talente anderer Art empfangen, du hast Kenntnisse oder Geschicklichkeiten. Erwarte keine Gelegenheiten, sondern suche sie auf, wo du zum Wohlstande und Nutzen, zur Ehre und zum Glanz der Gemeinde, in der du wohnst, oder des Vaterlandes beitragen kannst.

Der ist kein Christ, der noch nicht gelernt hat, gemeinnützig zu sein! — Der ist noch nicht in und mit Gott, der noch nicht, wie Gott, für das Weltall, als Mensch in seinem kleinen Wirkungskreise durch gemeinnützigen Eifer das möglichste Gute stiftete! — Der hat noch nicht den Himmel in seiner Brust getragen, der das Entzücken nicht gefühlt, wohlthätig für Viele mit eigener Aufopferung gewesen zu sein.

Jesus Christus, mein überirdisches Muster, o Du Gemeinnützigster unter allen vom Weibe Gebornen, Christus, der Du für die Beseligung und Aufklärung des in Finsterniß liegenden Menschengeschlechts Dein eigenes Leben in den Opfertod darbrachtest, — Jesus Christus, sei Du mein tägliches Vorbild, meine Leuchte im dunkeln Gewühl des Lebens; meine Stütze, wenn mich die niedrige Selbstsucht vom Weg der Tugend und der wahren Christenlehre hinwegreißen will. — Ich weiß es, nur der Gemeinnützige kann

einst mit dem süßen Bewußtsein sterben: Ich lebte hienieden nicht vergebens! Nur der Gemeinnützige kann mit dem süßen Bewußtsein leben: Ich thue, wie mein Heiland that. — Amen, daß ich's thun möge, daß ich einst so vollende! Amen.

38.

Oeffentlich Gutes wirken.

Matth. 5, 10.

Die meisten Menschen sind nicht sowohl lasterhaft und der Sünde Freunde, als sie vielmehr schwach sind, dem schwankenden Rohr gleich, welches der Wind hin und her bewegt. Wäre der größte Theil der Sterblichen von jeher eines durchaus verdorbenen Herzens gewesen: die Welt wäre längst ausgestorben; das menschliche Geschlecht würde sich im Uebermaße der Laster und Verbrechen selbst ausgerottet haben. Aber in Allem hält noch das Gute dem Bösen, und selbst im Schlechtesten der Menschen irgend eine löbliche Eigenschaft den vielen verbrecherischen Neigungen das Gewicht.

Aber, so wenig man im Allgemeinen sagen kann, die Menschheit sei durchaus verschlechtert, zu allem Guten unfähig, von Natur aus lasterhaft und böswillig: eben so wenig kann man im Allgemeinen behaupten, die meisten Menschen seien für das Gute und Edle entflammt, tugendhaft, rechtschaffen. Nein, sie erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Sie meiden gewöhnlich nur das Böse um der übeln Folgen willen, und sind des Guten Freunde, so lange die Tugend keine allzuschweren Opfer von ihnen verlangt. So sehr man sich im gemeinen Leben fürchtet, für schlechter als Andere gehalten zu werden, eine eben so große Scheu scheint Jedermann zu empfinden, besser, tugendhafter, edelmüthiger zu sein, als Andere. Man findet das Gewöhnliche am bequemsten, darum wird es geliebt. Man will jede Auszeichnung, im Bösen wie im Guten, vermeiden, um weder Abscheu noch Beneidung zu erfahren. So bleibt Alles in der schwankenden, alltäglichen Mittelmäßigkeit, ohne grobe Vergehungen, aber auch ohne Willen, ohne Kraft zu erhabenen, christlichen Handlungen.

Und wenn ich mich selbst prüfe — was muß ich wahrnehmen? Bin ich nicht auch einer von denen, die ihre ganze Klugheit darein setzen, sich nicht auszeichnen zu wollen? Bin ich nicht auch von der Krankheit des Zeitalters angegriffen, die nur Mittelmäßigkeit sucht und hat? Habe ich nicht manches Gute, das ich wohl hätte thun können und sollen, bloß deswegen unterlassen, um nicht auffallend zu werden? Habe ich nicht manches Böse, aber auch manches Gute und Nützliche unterlassen, aus Scheu vor dem Urtheil der Leute? Bin ich nicht mehr der Menschen, als Gottes Diener bisher gewesen? Galten mir nicht die kurzsichtigen Sterblichen, deren Urtheil ich selbst im Herzen oft als unvollkommen verachte, mehr, als der Ewige, dessen Urtheil und Beifall mir für heute und immerdar Alles ist?

Wohl sind viele, und gewiß auch gute Menschen schwach genug, daß sie das Bessere nicht thun, um nicht Aufsehen zu erregen, um nicht von boshaften und alltäglichen Menschen mißdeutet zu werden. Sie scheuen es nicht, sich dem großen Haufen in seinen Thorheiten gleichzustellen, aber fürchten es, ihm durch eine seltene gute Handlung, die Keiner nachzuthun Lust hat, auffallend oder lächerlich zu werden. Sie fürchten, man werde ihnen das, was aus des Herzens Fülle, aus des Geistes ganzer Ueberzeugung geschah, für Heuchelei, für Scheinheiligkeit auslegen; man werde nicht die Reinheit der That erkennen, sondern dahinter irgend eine versteckte Absicht, einen listigen Plan suchen. Denn daß man eigennützig und klug handle, traut Einer dem Andern leicht zu, weil Jeder so thut oder thun möchte. Aber daß man ohne Eigennutz das Gute und Löbliche verrichte, bezweifelt fast Jeder, weil sich Wenige dazu fähig fühlen.

Bei dem Allem schätzt doch Jeder das Lob gewöhnlich höher, was man dem Edelmuthe seines Herzens, als das, was man der Einsicht und Klugheit seines Verstandes zollt, während er in der Stille lieber klug als tugendhaft zu leben bemüht ist. Dieser scheinbare Widerspruch aber löset sich in dem verächtlichen Grundsatze der Menschen auf: daß ihnen am Urtheil der Menschen mehr, als an Gottes und ihrer eigenen innern Zufriedenheit gelegen ist; daß sie daher die Tugend und Seelengüte nur zu einem Werkzeuge

ihrer Lebensklugheit machen, und zu einer glänzenden Hülle ihrer unreinen Denkart.

Viele rechtschaffene Christen, die den Spott der Menschen scheuen, aber darum das Gute nicht minder lieben, stellen sich öffentlich der Mehrheit der Menschen gleich, und üben das Gute im Stillen. Sie fürchten, durch öffentliche Handlungen ausgezeichneter Seelengüte sich in den Ruf der Heuchelei und pharisäischen Wesens zu bringen. Sie schämen sich gewissermaßen ihrer Tugend vor den Leuten, und bringen ihr die schönsten Opfer im Verborgenen.

Ja, es ist des Christen Pflicht, nicht mit den guten Gemüthseigenschaften zu prangen, welche er besitzt; es ist des Christen Pflicht, nicht jede seiner nützlichen und edeln Handlungen, nicht jedes seiner wohlthätigen Werke vor den Menschen zur Schau auszubieten, um Bewunderung, um Lob zu ärnten: — — aber es ist auch des Christen Pflicht, das Gute öffentlich zu üben, wo es im Geheimen nicht geschehen kann, und wo die Kraft des Beispiels auch auf andere gute Seelen machtvoll einwirken kann!

Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, sprach Jesus Christus zu seinen treuen Geliebten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

So ermahnt uns unser göttlicher Lehrer selbst zu dem Muthe, jene niedrige Furcht und Scheu, jene falsche Scham vor dem Mißverstande der Welt abzulegen, und ganz wie wir sind, so gut, wahrhaft, wohlthätig, edelsinnig öffentlich zu erscheinen, wie wir es in der Verborgenheit wären. Die Welt soll unsere guten Werke sehen, auf daß sie auch durch ähnlichen Sinn und ähnliche Werke Gott preise.

Es ist zwischen dem Guten, welches der wahre Christ öffentlich zu bekennen und zu thun Muth genug hat, und zwischen dem, welches aus pharisäischem Sinn geschieht, ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Tugend selbst und dem Laster.

Der ächte Christ thut, was er Gutes verrichtet, öffentlich eben so anspruchlos, als im Verborgenen. Er will damit für sich nichts. Er thut nur, was er für recht und löblich hält, ohne sich darum

zu bekümmern, ob man ihn deswegen auch loben, oder ob man seine edle Handlung mit allerlei Deuteleien verdächtig machen werde. Wie er das Gute aus Liebe zum Guten und zur Gottheit thut, so geschieht es vom Pharisäer aus wohlüberlegter Klugheit, nicht um des Guten willen selbst, sondern irgend eines dabei zu gewinnenden Nebenvortheils wegen.

Der ächte Christ handelt nur dann öffentlich mit christlichem Adel, mit Seelengröße, so oft sich eine Gelegenheit entgegenbietet, wo er kann, wo er soll. — Der Pharisäer hingegen sucht Gelegenheiten auf, um öffentlich zu glänzen, bereitet selbst Anlässe dazu vor, und handelt dann so, nicht wie er am weisesten und wohlthätigsten wirke, sondern am blendendsten für die große Menge, von der er beobachtet wird und beobachtet zu sein wünscht.

Der ächte Schüler Jesu, wenn er öffentlich seinen Jesum in Wort und Werk und Thaten der Liebe und Gerechtigkeit zu bekennen hat, thut dies mit redlichem Gemüth. Er weiß es nicht besser, er kann es nicht anders. Edel, wie sein Gedanke, wird auch seine That. Der Pharisäer aber will nicht sein, er will nur scheinen. Bei ihm handelt nicht das reine Herz, sondern der schlaue Verstand. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur weltklug.

Der Nachfolger des Welterlösers begeht, wie in bescheidener Stille und Dunkelheit, so auch öffentlich, das Gute ohne Gegenforderung für sich. Er vertheidigt die Unschuld gegen die Habsucht des Ungerechten; er leistet dem Vaterlande Dienste, bringt ihm aus seinem Vermögen rettende Opfer, wird verachteter Wittwen und Waisen Schutz, hilft Unglücklichen, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihm sein Schaden belohnt, oder auch nur ersetzt werde. Eine gute Handlung kann weder mit Gold, noch mit Ordens- und Ehrenzeichen, noch mit dem Lobe der Zeitungen vergolten werden; sie kann so wenig belohnt werden, als Sterbliche Gott belohnen können. Denn das Gute ist Göttliches. — Der Pharisäer hingegen übt gute Werke; aber sie sind nur Mittel und Werkzeuge seiner Eitelkeit, seines Stolzes, seiner Habsucht, seiner Begierden, sich allerlei Anhang und Zutrauen zu verschaffen. Er spottet darüber im Herzen, Opfer zu bringen, die ihm nichts eintragen; er will das Beste des gemeinen Wesens nur befördern,

sobald ihm unmittelbar auch ein Vortheil daraus erwächst; er will seine Tugenden nur an Zins legen, und für seine guten Werke mehr einnehmen, als er selbst ausgab.

Dies ist die Verschiedenheit des wahren und des Schein-Christenthums, des ächten Seelenadels und des pharisäischen Wesens.

Wohl gehört oft Muth dazu, ein Christ zu sein; es gehört oft eine ungewöhnliche Entschlossenheit dazu, selbst der Welt die ganze Reinheit seiner Denkart ohne alle Zweideutigkeit zu zeigen. Und gerade dann ist dieser Muth selbst eine Tugend, diese Entschlossenheit eine Pflicht der Religion, die uns über die schiefen Beurtheilungen gewöhnlicher Menschen, über den seichten Spott armseliger Witzlinge, über den Tadel der Klüglinge, welche Alles nur nach dem berechnen, was es einträgt, über die Verdächtigungen boshafter Gemüther erhöht.

Es ist oft leicht, im Dunkeln, wo uns Niemand bemerkt, eine schöne Handlung zu verrichten; aber noch ist es zweifelhaft, ob wir derselben fähig gewesen wären im öffentlichen Leben, unter den Augen der Welt, wo wir mancherlei Vorurtheilen und Mißbilligungen entgegenzukämpfen hatten! Aber die Tugend steht erst in halber Vollendung, wenn sie vor der ungünstigen Zunge der Menschen zittert, statt, des Irdischen uneingedenk, nur auf Gott zu blicken.

Der Mensch, welcher sich scheuet, auch öffentlich so gut zu sein und zu handeln, als er im Innern seines Herzens fühlt, gleicht einem, der im Verborgenen einen edeln aber unangesehenen Freund schätzt und liebt, dessen er sich aber in Gesellschaften vielleicht seines Kleides oder Namens willen schämt.

Es ist des Weisen Pflicht, auch vor den Leuten das Gute feierlich zu bekennen und zu üben, um eben so sehr durch unsere Thaten selbst, als durch die Macht des Beispiels auf die Welt zu wirken.

Ermahnungen und Lehren, so schön sie auch gesprochen, so rührend sie auch angebracht werden, wirken zuletzt immer nur auf den Verstand; aber das Beispiel, welches edle Seelen geben, ergreift mit göttlicher Gewalt unverdorbene Herzen, und führt sie zur Nachahmung. Können wir ohne tiefe Gemüthsbewegung die

Geschichte einer edeln Handlung lesen oder erzählen hören? Fühlen wir nicht oft den unwiderstehlichen Hang, eben so tugendhaft groß zu handeln? Ist es nicht das reizende Beispiel der Demuth und Seelengröße, der Selbstverläugnung und Welterrettungskraft, welches uns in der Geschichte Jesu immer am lebhaftesten erschüttert und zur Liebe des Göttlichen hinreißt?

Eben diese Macht des guten Beispiels über die Menschenherzen beurkundet im Allgemeinen die große Güte derselben; sie verbürgt es, um wie viel besser diese noch sein würden, wenn eine thörichte Blödigkeit, eine falsche Scham sie nicht oft zwänge, minder gut zu scheinen, als sie in der That oft sind. Hat nicht das edle Beispiel, welches oft ein Einzelner für Recht, Wahrheit und Edelsinn gegeben, oft ein ganzes Volk zur Begeisterung hingerissen? Sind nicht oft Millionen mit Entzücken der großen That eines Einzigen gefolgt, während vorher unter Millionen nicht Einer war, der Muth genug besaß, den Andern durch sein Beispiel Bahn zu brechen? Keiner wagte der Erste zu sein, wenn gleich Alle im Verborgenen gleich gute Wünsche hegten.

Vielleicht drohet dir Gefahr, vielleicht Schmach und Verstoßung, wenn du, was recht, was wahr, was gut ist, zu üben unternehmen wolltest. Vielleicht droht dir der Haß mächtiger Gegner, wenn du dich der von ihnen unterdrückten Unschuld erbarmst. Vielleicht harret dein der Spott aller Bekannten, wenn du die Ehre eines allgemein Verkannten retten möchtest. Vielleicht gibt man dich für einen schlauen Heuchler aus, wenn du Ehrfurcht für Religion, Liebe zur Religiosität mitten unter sogenannten Aufgeklärten zu bekennen wagtest. Vielleicht belächelt dich die halbe Welt als einen Sonderling, wenn du kühn genug wärest, ihre nachtheiligen Thorheiten nicht mitzumachen. Aber laß sie lächeln, spotten, drohen, — und zeige du dich in der Kraft deiner Tugend. Bekenne muthig Jesum vor der Welt, das heißt, zeige entschieden durch Denkart, Wandel und That, daß du des Göttlichen Nachfolger seiest; so wird auch er dich einst bekennen. Verläugne ihn nicht; er wird dich auch nicht verläugnen. Der Reue heiße Thränen, welche Petrus weinte, als er in jener Schreckensnacht seinen verrathenen Freund verläugnete, werden nie auf deinen Wangen brennen.

Man soll das Gute um so mehr lieben, auch öffentlich zu thun nicht meiden, um so überzeugter man ist, daß durch das Beispiel desselben Gutes bewirkt oder Böses verhütet werden könne.

Wenn der Reiche und Wohlhabende, statt den Ueberfluß seines Vermögens in todter Pracht, in leeren Festen, in kostspieligen Zerstreuungen zu vergeuden, ihn nützlich zum Wohl seiner Mitbürger, zur Erhebung des gemeinen Wesens, zur Rettung sinkender Familien verwendet: wer wird ihn tadeln? Aber wenn er, der vermittelst seiner Glücksgüter in allen irdischen Genüssen schwelgen könnte, diese verläugnet, und zur Einfalt der Sitten das erhabene Beispiel gibt; wenn er Aufwand meidet, um Andere nicht zu einer unnützen Prachtliebe zu verleiten: so gehört ihm doppelte Bewunderung. Er wirkt wohlthätig auf eine große Zahl seiner Mitbürger mit edler Selbstverläugnung um ihrer willen.

Wenn der Minderbegüterte sich das Entbehrliche abdarbet, um eine gemeinnützige Stiftung zu gründen oder befördern zu helfen, so ist es sein Beispiel, durch welches die Eigennützigkeit der Reichern beschämt und überwunden wird, indem sie ohne völlige Herzensverderbtheit sich nicht von einem weniger mit Erdengütern Gesegneten übertreffen lassen können.

Am dringendsten aber wird es denen zur Pflicht, öffentlich edel und groß zu handeln, auf deren Handlungen als Muster Andere zu sehen berechtigt sind. Aeltern sollen, was sie Gutes thun, im Angesicht ihrer Kinder thun, nicht um von diesen bewundert zu werden, sondern ihnen Muth zu tugendhaften Handlungen und zur Selbstverläugnung einzuflößen. Ihr Ruhm dabei ist gering, aber um so größer ihre Schmach, wenn sie Kinder ihre Laster, ihre Unanständigkeiten, ihre Zwietracht, ihre fehlerhaften Angewöhnungen schamlos erblicken lassen. — Die Lehrer des Volkes, die Diener des Altars sollen in ihrem Wandel die Macht und Herrlichkeit dessen zeigen, was sie lehren: Größe im Unglück, Besonnenheit in der Freude, Enthaltsamkeit im Genuß, Unersättlichkeit in Vollziehung aller Berufspflichten, Ehrfurcht gegen Gesetze, Liebe und Gefälligkeit im Umgange. Sie sind noch keines Ruhmes würdig, wenn sie nur dies leisten: aber doppelt ist ihre Schmach, doppelt ihre Verantwortung vor dem Weltrichter, wenn sie im

Wandel das Gegentheil ihrer Lehre sind, nachlässig im Beruf, geschäftig in Zerstreuungen, unmäßig im Genusse, ehrgeizig und neidisch gegen Bessere, kriechend gegen den Hohen, stolz gegen die Menge, erpicht auf Geldgewinn oder Anhang beim Pöbel, um sich den Bessern furchtbar zu machen. — Beamte, zur Vollstreckung des Gesetzes berufen, sollen öffentlich das Beispiel der Treue zum Gesetze geben. Darum gebührt ihnen kein Ruhm; aber öffentliche Schmach lastet zehnfach auf ihnen, wenn von ihnen selbst das Beispiel der Pflichtverletzung, der Gewissenlosigkeit, der Untreue, der Leidenschaftlichkeit, der Irreligiosität gegeben wird.

Oeffentlich, wie im Stillen, wo mich Niemand sieht, als Gottes Auge, will ich meine Pflichten vollziehen; öffentlich, wie im Kreise der Meinigen, will ich Dich durch Gesinnung und That, o mein Jesus! bekennen. — Warum sollte ich mich durch falsche Scham verhindern lassen, Dir anzuhangen, Dir zu folgen, edel und göttlich zu denken und zu handeln, wie Du? Warum sollte ich mich schämen, den Willen meines Vaters im Himmel zu thun? Seit wann ist denn Recht ein Verbrechen, Unschuld eine Schande, Tugend ein Flecken?

Ja, durchdringe und erwärme und stärke mich, Strahl der Gottheit, heiliger Geist, daß ich ohne Menschenfurcht überall vor Menschen in der Wahrheit meines Herzens hintrete, und das Gute, Nützliche, Erfreuende, Gerechte thue, wo ich es immer vermag. Bin ich tugendhaft, so will ich es in allen Wegen sein. Nur der Verbrecher möge vor dem Hohn der Welt zittern; aber der Redliche steht höher als die Thorheit, welche noch oft das gemeine Urtheil beherrscht. Und würde ich auch zuweilen mit meinem guten Willen verkannt: Du, o Allwissender! Du, o Herzenskundiger! verkennst meinen Sinn nicht. Und ärnte ich auch zuweilen Undank für meine Aufopferungen und Bemühungen — ich rechne ja auf keinen Dank der Welt, auf keinen Lohn von Menschenzungen und aus Menschenhänden. Vollendung meines unsterblichen Geistes, Reinigung und Stärkung und Erhebung meiner unvergänglichen Natur, das Dir Aehnlichwerden, o Vater, Vater im Himmel! — nur dies ist mein Ziel!

Wie das liebliche Abendroth nachzieht einer untergehenden

Sonne: so begleitet einen edeln Menschen die schöne Wirkung eines guten Beispiels. O Gott, o Gott, könnte auch ich durch meine Handlungen andere gute Seelen zur Selbstthätigkeit erwecken; durch das Beispiel meines Lebens das Leben Anderer verherrlichen! So würde ich doppelt selig sein, selig in Andern, selig, mein Gott, in Dir!

39.

Des Christen Pflicht für Sitteneinfalt im Vaterlande.

Jes. 3, 16—26.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt;
Was jedes Volk und jeden Staat
Erhoben und erniedrigt hat.

Es ist der Sitten Reinigkeit;
Es ist des Rechtes Heiligkeit;
Es ist, wenn du, Religion,
Die Hütte schmückest und den Thron!

Fürsten klagen die Entartung ihrer Völker an; Völker die Leidenschaften, den Ehrgeiz, die Ueppigkeit ihrer Fürsten. Wie viel Jammer schreit von der Erde hinauf zum Himmel!

Aber woher dies allgemeine Elend der Welt? — —

Ist dies Strafe Gottes für die Sünden der Völker und Fürsten? — Wie schrecklich wäre diese Strafe! Wie schrecklich der richtende Gott! — Ja, und es ist die Hand Gottes, welche uns straft; Gott hat gerichtet!

Denn also hat es die Weisheit des Weltordners gestiftet, daß Verderben von außen die Folge des Verderbens von innen wird; daß böse Sitten böse Zeitalter gebären; daß einzelne Menschen, daß ganze Nationen, wenn sie die Bahn der Einfalt und Natur verlassen, wenn sie den Gesetzen der Vernunft entsagen, wenn sie dem Willen Gottes, durch Jesu Mund ausgesprochen, Hohn bieten und mit thierischer Klugheit in thierischer Selbstsucht verderben, untergehen müssen, Selbstmördern gleich, in den Qualen sich selbst bereiteter Gifte.

Gott legte zum Wahnsinn der Sünde die Schmerzen der Strafe; aber der Mensch ist es, der mit der Sünde seine Strafe ergreift. Dies ist die Erfahrung des Menschenlebens; dies der Inhalt der ganzen Weltgeschichte; dies das Geheimniß der göttlichen Weltordnung.

Und können wir es läugnen, welche Tage der Sünde, der Selbstsucht, der Wollust, der Eitelkeit, der Erschlaffung den Tagen allgemeinen Elendes immer vorangingen? Umringte nicht das Laster viele Throne, wie es viele Hütten anfüllte? — Die vernachlässigte Jugend der Großen sah an Höfen die ekelhaften Künste der Wollust, der Ueppigkeit, der Zerstreung, des Neides, des Hochmuths, der Schmeichelei. Dort hob Vorurtheil, Verwandtengunst, Eigennutz den Verdienstlosen auf obrigkeitliche Stühle. Hier trieb der Gesetzgeber, der Wächter öffentlicher Ordnung, schamlos Ehebruch; dort lächelte der bestochene Richter günstig auf die ungerechte Sache hinab. Hier wetteiferten die niedern Stände mit den höhern in Prachtaufwand, Schwelgerei, kostspieligen Lustbarkeiten, Titeln und Ansprüchen; dort wetteiferten die höhern Stände mit den niedern im Schwelgen, Saufen, Spielen, Verleumden, Zanken und zügellosen Wesen. Hier stellte sich der Leichtsinn lächerlichen Unglaubens an die Stelle der verstoßenen Religion; dort Schlauheit, List und Lebensklugheit an die Stelle der Seelengröße und Tugend. Hier lehrten schamlose Schriftsteller öffentlich der guten Sitten spotten; dort trieben Geistliche ihren heiligen Beruf wie ein lästiges Frohnwerk, traten unvorbereitet vor verwahrlosete Gemeinden, und machten ihnen den Tempel Gottes zum Wohnort der Langeweile, statt zur Schule der Tugend und Seelenerhebung. Hier verfolgte man den redlichen Eifer um das Gemeinbeste, spottete des Ehrlichen als eines Thoren, des Gewissenhaften als eines Unklugen, des Menschenfreundes als eines schlauen Heuchlers; dort beugte man sich knechtisch vor dem Triumph des Unterdrückers, küßte mit Ehrfurcht die Hand, welche Wittwen, Waisen und Arme bestahl. Hier fehlte es am Nothdürftigsten, wenn der Schatz der Reichen zu gemeinnützigen, vaterländischen Unternehmungen angerufen ward um mächtige Unterstützung; dort strömten Goldsummen und Ueberfluß zusammen, wenn zu prachtvollen Lustbarkeiten leichte Winke ge-

schaben. Feine Sitten hatten mehr Werth, als gute Sitten. Klugheit galt mehr, als Rechtschaffenheit; Lebensart mehr, als Lebensweisheit; Pracht mehr, als Einfalt; Schmeichelei mehr, als Wahrheit; Geld mehr, als Verdienst; und Eigennutz mehr, als Vaterlandsliebe. So sehr ward Alles verkehrt, daß selbst die Worte ihren Sinn änderten, und die Laster den Namen der Tugend, Tugenden die Benennung der Fehler empfingen. Schamhaftigkeit hieß Ziererei, aber Frechheit liebenswürdig. Die Weisheit der Religion hieß Aberglauben des Pöbels, aber Spott des Allerheiligsten hieß Weisheit. Aufopferung für das Gemeinwohl hieß Narrheit; hinterlistige Umtriebe der Selbstsucht wurden als Klugheit geehrt. Der Glaube an Tugendsinn, an reines, uneigennütziges Wollen war verschwunden; man war zufrieden, Andere für verderbter halten zu können, als sich selbst.

Wie denn? Täusche ich mich? — Ist dies Gemälde von den Sitten des Zeitalters, besonders von den Sitten derjenigen Stände zu dunkel, welche durch höhere Ausbildung über die untern hervorzuragen meinen? O daß ich mich irrte!

Wohl gebrach es nie an einzelnen Edeln, die dem Strom des allgemeinen Verderbens rühmlich widerstanden. O, es sind Hunderte, es sind Tausende, denen die Tugend noch ein ehrwürdiger Name, denen die Religion noch ein Heiligthum ist; noch Tausende, denen ein reines Herz höher gilt, als alles Gut der Welt; — aber sie Alle verschwinden zu einem Nichts in der ungeheuern Zahl des gemeinen Haufens der Verderbten.

Das Band aber, welches Völker zusammenknüpft, ist ein geistiges Band, wie dasjenige, welches die Glieder einer einzelnen Familie verknüpft. Diese Bande bestehen aus Meinungen, aus Empfindungen, aus Bedürfnissen. Wenn aber alle Bande der Religion, der Herzenstreue, der Sittlichkeit zerrissen sind; wenn sich die Menschen nur noch gegenseitig dulden, weil sie einander nöthig haben, nur Gesetze befolgen, weil ein Schwert droht: was ist dann eine Familie, ein ganzes Volk? Es ist ein Leichnam ohne Seele, der allgemach in sich selbst zerfällt. Er stürzt bei der ersten Erschütterung von außen in Asche zusammen. — Verdorben wie die einzelnen Menschen im Volke, handeln dann auch die Völker gegen

Völker. Dann ist Ehrfurcht vor Verträgen verschwunden; dann findet für Ehrfurcht vor fremdem Gut nur Begierde nach demselben statt; dann hofft man, ein guter Ausgang müsse das schändliche Unternehmen heiligen. Dann gilt vor dem Fordern und Gebieten der Selbstsucht kein Menschenrecht, kein Völkerrecht, kein Vertrag, keine Billigkeit.

So ist es gekommen! So erfüllt sich das Wort des Herrn, welches jeder tugendlosen, durch Ueppigkeit und Selbstsucht entkräfteten Nation durch Jesaias zugerufen ward: „Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen, und deine Krieger im Streit. Und ihre Thore werden trauern und klagen, und sie wird jämmerlich sitzen auf Erden." (Jes. 3, 25. 26.)

Aus der Verderbtheit des menschlichen Gemüths quillt alles Uebel der Welt; aus dem Uebel aber entspringt wieder das Gute. Sittenlosigkeit und Selbstsucht erzeugen den Untergang der Völker und den vernichtenden Krieg; der Krieg aber führt zur Strenge und Einfalt der Sitten, die Noth wieder zur Bürgertugend und zum Christussinn zurück.

Ach, daß mein Wort wie die Stimme eines Engels an das Herz der Völker dringen könnte, daß es die Millionen leidender Mitmenschen hören möchten! Richtet das zerstörte Heiligthum wieder auf; zündet die erloschene Menschen- und Vaterlandsliebe wieder an; ehret die Tugend wieder durch Gedanken und Thaten; führet die Einfalt der Sitten wieder in eure Städte und Dörfer zurück; — barmherzig ist Gott, und das Elend der Welt wird verschwinden!

Aber schwach ist des Sterblichen Wort, und eines Engels Stimme würde das unbeugsame Gemüth des Menschen nicht anders lenken. Darum walte Gott. Die Macht unwiderstehlicher, eherner Schicksale allein treibt das widerspenstige Geschlecht in die heiligen Ordnungen der Natur, Wahrheit und Tugend zurück. Es sieht erst Ströme Blutes, zerstörte Städte, zerrissene Völker, zerschlagene Throne, ehe es von den Träumen seines Wahnsinns erwacht; es sieht erst Flammen drohen über Palast und Hütte, ehe es vom Rausch der Selbstsucht zum nüchternen Gemeinsinn übergeht. — Es walte Gott. Was er thut nur, ist wohlgethan.

Aber die schrecklichen Zeichen der Zeit, das Seufzen des Vaterlandes, die Leiden der Nationen erinnern den Christen, auf die Quellen des großen Uebels hinzublicken, und kräftig durch Wort und Beispiel das Bessere zu bewirken. Er sucht in seinem häuslichen Kreise, in seinen bürgerlichen Verhältnissen die bessern Zeiten wieder hervorzurufen. Er will es, denn Gott gebeut's. Er kann es, wenn auch nur, so weit seine eigenen Kräfte gehen. Er scheut sich nicht, es zu thun, denn das Göttliche muß endlich aufhören, Scham zu erregen, da die steigende Noth hart genug und immer strenger die Verirrungen der Menschen züchtigt.

Und wie kann es der Christ? — — Er kann es, indem er im Vaterlande die verlorne Einfalt der Sitten wieder herzustellen und zu fördern der Erste ist.

Einfalt der Sitten ist Vermeidung alles dessen im Denken, Thun und Leben, was einen Hang zur Selbstverweichlichung, zum unnützen Glanz durch Außendinge verräth und begünstigt, als wodurch zuletzt das Wesen vergessen wird über das Scheinen und der Geist und seine Kraft über das Schwelgen im Sinnlichen. Es äußert sich die Einfalt der Sitten durch Wahrheit des Gedankens, der die Künste der Verstellung verschmäht; durch Rechtlichkeit im Handeln, nicht wie es besser scheint, sondern wie es besser ist; durch einfache Stillung sinnlicher Bedürfnisse, weil diese nur für Weichlinge und Thoren das Wichtigste sein können.

Sitteneinfalt steht entgegen der Sittenverderbtheit, der Ueppigkeit, der Zerstreuungssucht, dem unmäßigen Prachtaufwand, dem Bemühen, anders, besser oder mehr zu scheinen, als man ist, der künstlichen Lebensart, welche die Ordnung der Natur ändern möchte, und alle Güter der Welt, alle Früchte eigenen Fleißes, alles, was dem Menschen wünschenswerth dünkt, in Werkzeuge der Eitelkeit und Sinnenlust verwandelt.

Durch Sitteneinfalt ist Wohlstand, Reichthum und Ansehen zahlreicher Familien gegründet worden; durch Ueppigkeit, Verzärtelung und Aufwand gingen mächtige Geschlechter zu Grunde. Sitteneinfalt machte oft kleine Völker mächtig, frei, ehrwürdig; Sittenverderbniß stürzte große Nationen in Sklaverei. Die Geschichte der Welt ist reich an furchtbaren Beispielen in der Lehre, die sie

ertheilt; und ihre Lehre ist nur ein Hinweisen auf die Gesetze der ewigen Weltordnung Gottes.

Wie aber Einfalt der Sitten, das heißt, bescheidener, gerechter Sinn und Mäßigkeit, solche Wunder wirken könne, ist kaum einer Erklärung werth. Denn der Mann oder das Volk, welches bei der Einfachheit seiner Lebensweise unabhängig von tausend künstlichen Bedürfnissen und sinnlichen Genüssen ist, besteht in wahrer Freiheit; hängt von keines Fremden Gunst und Beifall ab; ist sich selbst genug; wird von den Schwächern und durch Sinnlichkeit Verweichlichten, wenn auch nicht beneidet, doch gefürchtet oder bewundert.

Hingegen wo der größte Theil des Volkes durch Ueppigkeit, Verwöhnung in allerlei erkünsteltem Lebensgenuß weichlich geworden; wo schon der bloße Name des Krieges ein Schrecken, und die Entbehrung der sonst zum Lebensunterhalt entbehrlichsten Dinge eine öffentliche Noth erregt: da ist das ganze Volk noch früher geschlagen, als das Heer; da wird die Freiheit der Enkel um einen Gaumenkitzel, um feinern Kleiderstoff, um Judas Silberlinge gleichgültig hingegeben.

In der Sitteneinfalt herrscht bescheidener Sinn. So wenig der Christ seinen höchsten Ruhm in bloßen Spielen des Zufalls, im schwelgerischen Gastmahl, im glänzenden Wohnhause, im kostbaren Gewande findet, sondern im Adel des Geistes, in Seelengröße: so auch ein ächt-christliches Volk. Nur aus dem Schlamm der Ueppigkeit, Völlerei und Prunkliebe steigt die weibische Eitelkeit, die falsche Ehrsucht, die prahlende Ruhmredigkeit. Nur Völker von verderbten Sitten, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, beleidigen durch Uebermuth, mißhandeln stolz den Schwächern, und prangen, statt mit eigenen Tugenden, mit dem Namen ihrer Väter. Aber es ist kein Laster, welches nicht endlich den Rächer findet, und kein Uebermuth, welcher nicht endlich in Schanden aufgelöset wird.

Einfalt der Sitten ist Gerechtigkeit des Sinnes, das heißt: wo noch die Sitten unverdorben sind, da herrscht gesundes Urtheil, unverkünstelter Geschmack, richtige Ansicht dessen, was sein müsse, damit das Vaterland wohl bestehe. Wo die Sitten unverdorben sind, da fordert der Leib noch nicht größere Sorge und Pflege, als

der Geist; da hält sich noch jeder Einwohner des Landes für sein Vaterland geboren; da schätzt der Bürger sein Eigenthum noch nicht höher, als das Glück des Vaterlandes; da hält er die Gesetze noch werther, als seinen Vortheil; da findet er es noch billig und recht, daß jeder Einzelne sich freudig für das Beste Aller zum Opfer bringe; — da ist folglich der Staat noch ein festes Ganzes, das Volk noch ein treuverbundenes Brüdergeschlecht. — Wo aber Sitteneinfalt verschwunden ist, wo Armuth wie ein Verbrechen verachtet wird, wo Jeder nur die ganze Zeit und Kraft des Lebens anwenden muß, um immer genug zu haben, den nöthigen Aufwand zu bestreiten: da verliert sich zuletzt aller Sinn für das Edlere; er wird durch Nahrungs- und Gewinnsorgen niedergedrückt. Da arbeitet und ringt Jeder nur für sich. Da wird Eigennutz nothwendig erachtet. Da will die Selbstsucht jedes Einzelnen von keinen Opfern zum Besten Anderer hören. Da wird gleichsam jedes Haus zum besondern Staat im Staate. Da gehorcht man den Gesetzen nur aus Zwang, nicht mit froher Ueberzeugung. Da gilt Ausgelassenheit für Freiheit, Unterdrückung des Schwächern für Hoheit. Da beneiden und verfeinden sich die verschiedenen Stände um kleinlicher Vorzüge willen — genug, alle Uebel des Eigennutzes und der Selbstsucht wüthen durch den kranken Körper des Staates, verzehren seine Kraft, lösen seine Verbindungen auf und beschleunigen seinen Fall. Feigheit und Verrätherei bieten am Tage der Gefahr die Hand zum Untergange eines Landes, das Keiner mehr als Vaterland zu lieben gewohnt ist. Denn Jeder liebet nur sein eigenes Haus, sein Vermögen, sein Leben. Zufrieden, wenn ein Jeglicher nur das Seinige retten und erhalten kann, ist Jeder unbesorgt für die Rettung des Ganzen, für die Rettung der Freiheit und Ehre des Volks und der Vorwelt.

Die Schicksale aller Völker sind sich zu allen Zeiten darin gleich gewesen, daß durch strenge Sitten, Vaterlandsliebe und Eintracht kleine Völker groß, die schwachen mächtig, die unbekannten berühmt und herrlich auf Erden wurden; daß hingegen durch Sittenverderbniß, Gleichgültigkeit gegen Gesetz und Vaterland, durch Selbstsucht und innere Uneinigkeit große Völker vernichtet, mäch-

tige von Fremdlingen unterjocht, und durch die Thaten der Voraltern berühmte in Schmach und Elend gestürzt wurden.

Und was vor Jahrtausenden an den Völkern geschah, das geschieht noch am heutigen Tage; denn noch hat das Gesetz göttlicher Weltordnung zu herrschen nicht aufgehört!

Nur Eins bleibt in schweren Zeiten: Vertrauen auf Gott, und starker Muth, des Vaterlandes Ehre, des Vaterlandes Wohlstand wieder aufzurichten, indem jeder Einzelne in seiner Art nach allen Kräften dazu beiträgt. Und wer es kann, der soll es, denn er ist ein Christ. Und wer es will, dem wird Gottes Beistand nahe sein.

Und was kann ich in meinem häuslichen Kreise, in meinen beschränkten bürgerlichen Verhältnissen für Vaterland und Menschheit thun? — Du kannst das Wichtigste, du kannst Alles leisten. Werde deinem Hause, werde deiner Stadt, deinem Dorfe, deinem Lande das rührende Beispiel des Muthes, der Treue, der Liebe fürs Vaterland, der Entsagung, der strengen Sitteneinfalt! Dein Beispiel wird die Begeisterung Anderer entzünden. Alle Edeln werden dir gleich thun. Man wird die Wahrheit des göttlichen Wortes lebendig erkennen: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. (Spr. Sal. 14, 34.)

Laß es nicht bloß dabei bewenden, Sitteneinfalt zu rühmen und anzupreisen. O wie viele sind dieser Prediger, die eifrig das Edle loben, aber selbst nicht ausüben mögen! Wie viele sind, welche den Aufwand der Großen tadeln, aber sich selbst einer andern Art Weichlichkeit ergeben, die wohlfeiler ist! Wie viele sind, welche die Feigheit dieser oder jener Krieger tadeln, aber selbst keinen Muth haben, für das Glück des Vaterlandes auch nur das geringste Opfer zu bringen! Wie viele sind, welche den Leichtsinn, die Wollust, die Verzärtelung der Menschen schelten, aber selbst einen guten Tag durchleben mögen, wie sie es nennen! — Geh hin, nicht um Sitteneinfalt zu predigen, sondern sie zu üben.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen! Lerne dich selbst verläugnen und unabhängig von Außendingen machen: so ist dein Herz frei, so ist dein Geist ohne Fesseln. Du gehörst dann erst dir selbst, und nur wer sich selbst

gehört, kann über sich verfügen, kann sich dem Vaterlande, kann sich Gott weihen! — „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!“ spricht Jesus Messias. (Matth. 6, 34.)

Entwöhnung des Leibes von entbehrlichen Bedürfnissen macht den Geist frei, und dies ist die Grundlage des wahren Christenthums. Dahin deuten Jesus und die Apostel, wenn sie uns zurufen: Ihr sollet nicht Knechte sein, sondern Freie; ihr sollet das Fleisch tödten, sammt den Lüsten und Begierden!

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, ist bei seiner einfachen Lebensart zu jeder andern Tugend fähig; er ist von den Launen der Menschen, von dem Wechsel der Schicksale unabhängig; ist ein Gegenstand der Verehrung. Denn die Sterblichen schätzen, und mit Recht, nur denjenigen hoch, der durch eigene Kraft dasteht; wer aber von ihnen abhängig ist, den verachten sie bald.

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, der kann für Andere desto mehr sein und leisten. Er, mit Wenigem zufrieden, hat jederzeit Ueberfluß, Andern zu helfen. Was er sich versagt, ist ein Gewinn für die Menschheit, für das Vaterland.

Dies heißt Sitteneinfalt üben! — Nicht bloß dem Reichen, dem Bemittelten, sondern selbst dem Armen und Bedürftigen gilt dies Wort. Denn man suche doch nicht Einfalt der Sitten bei den Armen, denen sie oft mehr als den Reichen fehlt. Sie können sich freilich nicht in köstliche Gewänder hüllen, oder in Gastmählern und Lustbarkeiten große Geldsummen vergeuden, die edler anzuwenden wären: aber Verschwender sind sie oft mitten in ihrer Armuth. Sie sind Sklaven ihrer sinnlichen Lüste, wie die Reichen, und befriedigen ihre Begierden nur mit geringern Mitteln. Für Trunk und Spiel, für Näscherei und Gaumenkitzel, für Aufwand in Kleidern, in Geräthen, für Lustbarkeiten niedriger Art verschwenden sie das Ersparte, und darben Tage lang wieder am Nöthigsten. Hier ist keine Sitteneinfalt, kein Christenthum, sondern Sklaventhum des Geistes, Sinnenlust, Verderbniß der Sitten. Dies ist das Volk, durch welches ein Staat untergehen kann.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen, und setze deinen Stolz darein, dir mit dem Einfachsten und Nothwendigsten genügen zu lassen. Unverzärtelt, abgehärtet, unab-

hängig, kräftig, bewahrst du mit der Gesundheit des ungeschwächten Leibes ein freies, kräftiges Gemüth, zu jeder großen Handlung bereit.

Zeige deinen Reichthum oder auch deine Wohlhabenheit nicht in dem, was du genießest, sondern in dem, was du für Andere thust.

Das ist das Kennzeichen tiefen Sittenverderbens, daß Jeder seinen Wohlstand oder Reichthum vor andern Menschen glänzen lassen will, indem er sich prächtiger schmückt, sein Hauswesen kostbarer einrichtet, seinen Tisch mit theurern Speisen und Getränken besetzt, als ein Anderer. Solchen Menschen — ach, Christen, Jesu Nachahmer nennen sie sich — ist es kaum denkbar, daß man sein Vermögen noch schöner anwenden könne. Was haben wir davon (sprechen sie in ihrer thierischen Selbstsucht), wenn wir es nicht genießen? Thöricht wäre es, wenn wir selbst darben und, was wir vermögen, Andern zukommen lassen wollten; man hätte ja nur keinen Dank davon!

Elende Sterbliche, also nur des Dankes willen wollet ihr Gutes thun? So wollet ihr denn euern Lohn dahin haben? — Nun, ihr habet ihn dahin! Wer nicht Christ genug ist, selbst dem Undankbaren wohlzuthun, selbst zum Besten seines Feindes Opfer zu bringen, der nenne sich nicht Gottes Kind, nicht Jesu Freund! — Gehet hin, pranget mit euerm Erwerbe oder Erbtheil; verzärtelt euern Leib; versaget euern Gelüsten wenig; verführet Andere durch euer Beispiel: ihr habet euern Lohn dahin!

Der Christ, dem Sitteneinfalt lieb ist, gewährt edeln Gemüthern einen rührenden Anblick. Gewohnt, einfach zu leben, versagt er sich selbst, was keine Nothwendigkeit ist. In seinen Kleidungen herrscht schöne Anständigkeit, ohne Aufwand; in seinem Hause gilt Reinlichkeit für Pracht, Ordnung für Kostbarkeit. Er will gesunde Nahrung, keine Näscherei, kein Schwelgen. Er gönnt dies niedrige Vergnügen thierisch verwöhnten Menschen. — Andere haben vielleicht mehr Vermögen, als er; dennoch ist er reicher, als sie. Denn weil er weniger bedarf, bleibt ihm immer ein Ueberfluß. Jene, die Vieles zu ihrem Aufwande nöthig haben, können nichts entbehren. Er ist reicher, als sie, und hilft Mitbürgern, wo es Noth thut. Jene können es nicht. Er unterstützt mit dem, was

ihm entbehrlich ist, jedes gemeinnützige Unternehmen, oder was seiner Stadt, seinem Vaterlande ehrenvoll ist. Er weiß, er bekennt es gern: was er hat, das hat er durch sein Vaterland, durch Gott; — er weiht einen Theil des Seinigen dem Vaterlande und Gott wieder! — Er zeigt seinen Reichthum, wie Jesus einst den seinigen zeigte. Der Gottmensch lebte in hoher Sitteneinfalt, ohne äußeres Gepränge; aber Tausenden, Millionen that er Barmherzigkeit. Ihn schmückte nicht Gold und Purpur; aber Könige empfingen Seligkeit von ihm. Ihn sah man nie bei glänzenden Gastmählern schwelgen; aber Tausende sättigte er. Und als die Welt ihm voller Undank Alles entriß; als ihm Freunde und Verwandte, als ihm Freiheit, Obdach und Kleider geraubt waren; als ihm in den letzten Lebensstunden menschliche Grausamkeit sogar den Tropfen kühlen Wassers versagte, seine lechzende Zunge zu netzen — als ihm nichts mehr gehörte: da gab er am Stamme des Kreuzes noch sein Blut hin für die Seligkeit des menschlichen Geschlechts!

Einfalt der Sitten soll auf Einfalt des Gemüthes gegründet sein; — nicht bloß Ziererei, sondern immer eine schöne Wahrheit, nicht bloß ein Deckmantel des sparenden Geizes, oder der Ruhmliebe, sondern lebendiges Gefühl. Denn nur ein unverdorbenes, reines Herz liebt wahrhaft unverdorbene, reine Sitten; nur ein edles Gemüth schämt sich des Prangens, des Zurschautragens, des Gern- und Vielscheinens; es zeigt sich lieber selbst.

„Schlecht und recht leben" war einst der Wahlspruch unserer Väter, als Sitteneinfalt noch ehrwürdig war; das heißt: man soll handeln, wie man spricht, und sprechen, wie man denkt, ohne Arglist, ohne Gepränge. Einfalt des Gemüths heißt Natürlichkeit und Wahrheit des Herzens, Ekel vor aller Künstelei, durch welche man für mehr gelten möchte, als man in der That ist.

O Christen, Christinnen, denen Gott und Ewigkeit, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes und der Nachkommen theuer sind — könnte meine Stimme euer Herz erschüttern und zu einem großen Entschluß bewegen, — zu dem Entschluß, der Ewigkeit und des Vaterlandes würdig zu sein, — zu dem Entschluß, daß Jeder in seinem Kreise zur Einfalt der Sitten zurückkehre, — zu dem Entschluß, allen Schein zu meiden, und wahrhaft und natürlich zu

sein, — zu dem Entschluß, das Entbehrliche zu entbehren; einfach, mäßig, sparsam zu sein im Hause, um desto hilfreicher zu sein, wo es Noth thut; sich den Ueberfluß zu versagen, um dem Mitbürger, um dem Vaterlande etwas Nützliches leisten zu können; arm zu leben, um wie ein Reicher handeln zu können; karg zu sein in schönen Worten, verschwenderisch in edeln Thaten, redlich in der Aussage, treu im Versprechen, bescheiden im Fordern, groß im Geben.

Väter, Mütter, verbannet aus euern Häusern den todten Glanz des Aufwandes, und führet den Glanz bürgerlicher Tugenden, erhabenen Christensinnes ein! — Glänzet nicht durch das Fremde, sondern durch eure große Denkart, durch euch selbst! — Gebet euern Kindern das rührende Beispiel von der Einfalt eurer Sitten und von der Erhabenheit eurer Gemüther: wie ihr euch selbst versaget, um Andern gewähren zu können; wie ihr euern eigenen Glanz weniger, als den Wohlstand und die Ehre eurer Stadt, eures Landes, schätzet.

Wenn es Tausende bekennen, das heutige Menschengeschlecht sei verdorben — so zeihet sie der Lügen! Ihr seid noch nicht verdorben, wenn ihr eure Nachkommen rettet.

Gewöhnet eure Kinder zur Enthaltsamkeit, zu strenger Zucht. Härtet ihren Leib ab durch Entbehrungen, und stärket ihren Geist, während ihr die Gesundheit ihres Körpers dauerhaft machet. Verführet sie selbst nicht zum Gefallen am Kitzel ihres Gaumens durch Leckerbissen, zur Weichlichkeit in Wohnung und Geräthen, zum Stolz auf Kleiderschönheit. Wehe, ihr wisset nicht, was das Verhängniß über sie beschlossen hat! Lasset sie keinen Werth in Außendinge setzen, sondern in Selbstständigkeit, innere Kraft, Aufrichtigkeit und Edelmuth. Lehret sie die Wahrheit ehren, unterrichtet sie nicht in Künsten der Verstellung. Es wird die Zeit kommen, da ihnen Klugheit gebietet, wo Vorsicht vonnöthen ist. Aber herrlicher ist noch, durch Redlichkeit zu verderben, als durch Schleichwege und Heuchelei emporzukriechen und über das Bessere zu siegen. Gewöhnet sie, daß ihr Körper zu jeder Entbehrung willig sei, vor keinem Ungemach scheu werde; daß ihr Herz, ihr Geist die höchste Sorge ihres Lebens werde.

O Vater, o Mutter, die du bei diesen Zeilen vor deiner eigenen

Schwachheit erröthest, vielleicht die allzuzärtliche Pflege deines Kindes entschuldigen willst — du hast Verderben deinen Kindern bereitet! Sie sind nicht bösen Gemüthes, aber durch dich sind sie schwach, sinnlich, sich selbst verzärtelnd geworden — so sind sie zu jedem Unglück reif. Sie sind es durch dich! Erinnere dich, daß dies Leben seine Stürme habe. Womit hast du dein Kind dagegen bewaffnet? Erinnere dich, daß diejenigen, welche durch Gottes Beistand auf Erden Ruhm und Glücksgüter erwarben, Stifter angesehener Familien wurden, nur durch ein strenges Schicksal und ein unverzärteltes Jugendleben zum Gipfel ihrer Wünsche gelangten!

Es ruft uns das Vaterland unter Blut und Thränen zur Einfalt, zur Gerechtigkeit des Wandels zurück. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk: aber die Sünde ist der Leute Verderben! — Nur unsere Selbstsucht, nur unsere Weichlichkeit, unsere Ueppigkeit ward unser Verderben, und zerstörte den Ruhm unserer Väter.

Es ruft uns die Stimme Gottes, die Stimme Jesu zu jener Einfachheit der Sitten, zu jener Reinheit des Gemüthes, welche wir an dem Erlöser bewundern, und die das Kennzeichen des wahren Christen ist. — Warum soll dies Kennzeichen nicht auch mein Eigenthum werden? — Es soll es! Ich will mich in meinen Bedürfnissen einschränken; ich will mir das Entbehrliche versagen; und mag ich Andern arm scheinen, wenn ich dann nur gegen Hilfsbedürftige oder zur Ehre meines Vaterlandes reich handeln kann. Ich will nicht mit äußerer Pracht zu glänzen suchen, sondern mit einem Sinn, der in der Ewigkeit Werth behält. Ich will für meinen Leichnam keine kostbaren Gewänder fordern, so lange unter meinen Mitbürgern noch Elende sind, denen Lumpen fehlen, ihre Blöße zu decken. Ich will keine Leckerbissen, so lange noch Hungrige im Lande sich und ihren Kindern kein Brod geben können. Ich will keine Kleinodien, keine Perlen, so lange noch Thränen des Dankes und der Freude durch Wohlthaten zu ärnten sind. Ich will theuern Lustbarkeiten und kostspieligen Vergnügungen entsagen, so lange noch das Vaterland verachtet und ruhmlos daliegt.

Gott, o Gott! Nur Muth, nur Muth gib mir, daß ich's vollbringe! — Wenn mich auch Menschen verkennen werden, Gott, Du Erforscher der Seelen, Du verkennst mich ja nicht. Ich will,

ich muß! Ich fühle es, ich soll es Dir, o Gott! Ich soll es Dir, o mein Vaterland!

40.

Der fremde Religionsgenosse.

Ap. Gesch. 10, 9—35.

Bereit, Dich dem zu offenbaren,
Den Sehnsucht drängt, sich Dir zu nah'n,
Nimmst Du von allen Völkerschaaren
Gebete, Lieder, Opfer an.
Ohn' einen Strahl von Deinem Licht
Ist keines Menschen Angesicht.

Zwar leben wir nicht mehr in jenen finstern und schrecklichen Tagen, da sich noch die Menschen von verschiedener Religion um dieser Religion willen verfolgten; da man ihres Glaubens willen unschuldige Greise und Männer, Weiber und Töchter zu den Flammen des Scheiterhaufens schleppte; da man ihres Glaubens willen Brüder gegen Brüder, Kinder gegen Aeltern, Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten den verruchten Mordstahl zucken sah; da man ihres Glaubens willen ganze friedliche Völkerschaften aus ihren brennenden Städten und Dörfern vertrieb und ausrottete, oder mit lechzendem Blutdurst Tausende in ihren Betten erwürgte. Zwar leben wir nicht mehr in dem traurigen, verwilderten Zeitalter, da man im Namen der heiligsten Religion Wahrheit, Recht, Menschlichkeit und Tugend mit Füßen trat; da man um des Himmels willen die Werke der Hölle übte; da man, um die Altäre des allbarmherzigen Gottes zu heiligen, sie mit dem Blute ermordeter Menschen, mit dem Blute der Kinder und Geschöpfe Gottes befleckte. — Aber noch immer herrscht in vielen Menschen ein gewisses, oft schon in den Kinderjahren eingesogenes, Vorurtheil, ein gewisser geheimer Widerwille, wo nicht Haß gegen diejenigen, welcher einer andern Religion zugehören. — Noch immer gibt es viele Verblendete, welche auch den besten, den tugendhaftesten Menschen nicht lieben können, sobald er in einem andern Glauben auferzogen ist. Sie sehen ihn höchstens mit Augen des Mitleids, wo nicht gar mit Augen der Verachtung an.

Aber warum dieses Mitleid, warum diese Verachtung gegen den fremden Religionsgenossen? Sind diese mannigfaltigen Religionen auf Erden nicht mit Zulassung, nicht selbst mit dem Willen Gottes? Warum Mitleiden und Verachtung? Sind jene Völker, die in einem andern Glauben, als du, geboren und erzogen sind, verächtlich oder verdammungswürdig, weil sie nie Gelegenheit hatten, den Glauben, welchen du hast, kennen zu lernen?

Von jeher, seit Völker den Erdball bewohnen, waren auch unter ihnen verschiedene Religionen. Wie konnte es anders sein? — Ihre Wohnplätze und Himmelsstriche, ihre Gebräuche und Gesetze, ihre Nahrungen und Sprachen, ihre Gewerbe und Kenntnisse waren von jeher so außerordentlich von einander verschieden, daß auch in der Art ihrer Erkenntniß und Verehrung Gottes unmöglich vollkommene Uebereinstimmung sein konnte.

Ja, was sage ich? selbst unter den Christen, wenn wir strenge beobachten wollen, noch mehr — unter Bekennern einer und derselben Glaubenslehre, unter den Mitgliedern einer und derselben Kirche, ist die Religion eines Menschen nicht vollkommen gleich der Religion des andern. Mögen auch Alle einerlei Gebete sprechen, einerlei Glaubensbekenntniß erlernen, einerlei Gottesdienst haben, einerlei kirchliche Gebräuche begehen, ist doch das Gebet, der Glaube, der Gottesdienst und Gebrauch des Einen von dem des Andern unterschieden. Sie können nicht Alle von der gleichen Art sein; denn jeder Mensch hat nach Maßgabe seiner Geisteskräfte, seiner Erkenntniß, seines Temperaments, andere Vorstellungen, die er den Worten des Gebetes, des Glaubens, des Gottesdienstes, und mit den äußern Gebräuchen verknüpft. Noch mehr! — jeder einzelne Mensch ändert mit den Jahren seine eigenen Religionsbegriffe so unvermerkt, je nachdem sich seine Erkenntnisse, seine Erfahrungen erweitern und verändern, daß er zuletzt als Jüngling eine andere Religion, das heißt, einen andern Glauben, denn vorher in der Kindheit, und daß er als Mann und Greis wieder einen andern Glauben in seinem Herzen trägt, als derjenige war, mit welchem er einst als Jüngling zu den Altären getreten ist. Denn nicht das Aeußere und die Zeichen und Zeremonien der Kirche, sondern das Innere, und was wir uns davon denken, ist die eigent-

liche Religion. Nicht die in Schulen und Kirchen erlernten Formeln und Worte des Glaubens, sondern unsere mit solchen Worten und Formeln verbundenen Begriffe sind der eigentliche Glaube. Nicht der todte Buchstabe, sondern der Geist macht lebendig.

Wenn denn nun Jeder aus eigenen Erfahrungen überzeugt ist, daß er in der Jugend und im reifern Alter nicht die gleichen Religionsbegriffe gehabt habe, wiewohl er die äußern Kennzeichen der Kirche beibehielt; wenn denn nun nicht zu zweifeln ist, daß diese Abwechselung und Verschiedenheit des Glaubens unter den mannigfaltigen Völkern der Erde keine andere Ursache, als die Anordnung des Schöpfers selber haben kann: warum fordert der unduldsame Mensch, daß alle Sterbliche einerlei Glauben haben sollen? Warum fordert der Mensch mehr, als Gott selber fordert? warum verachtet, warum vermeidet, warum hasset der Mensch einen andern, weil er nicht zu seiner Religionspartei gehört, da doch Gott selbst diesen nicht verachtet, nicht vermeidet, nicht hasset?

Selbst die Jünger Jesu Christi waren anfänglich voller Vorurtheile gegen fremde Religionsgenossen. Sie verachteten die Heiden, und schämten sich des Umgangs mit ihnen. Petrus glaubte sogar, die Lehre Jesu könne und müsse nur den Juden gepredigt werden, nie aber den Heiden. Er wollte nicht zu ihnen, um sich nicht zu verunreinigen. Da belehrte ihn ein himmlischer Traum vom Bessern; da rief ihm eine heilige Stimme zu: Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein! (Ap. Gesch. 10, 15.) Da rief er endlich mit Ueberzeugung die schönen und rührenden Worte aus: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Welche unselige Verblendung war es also in ehemaligen Zeiten, wenn Juden und Heiden einander um ihrer religiösen Meinungen willen aufs bitterste verfolgten! Oder wenn Heiden, wenn Juden, wenn Türken die Bekenner des Christenthums marterten! Oder wenn Christen, da ihre Kirche doch endlich durch Gottes Gnade über alle Verfolgungen triumphirte, die Juden, diese treuen Bekenner des Gesetzes Mosis, von sich stießen, um ihrer Religion

willen zu Tausenden ums Leben brachten! — Oder wenn Christen selbst einander wegen Verschiedenheit ihrer Meinungen haßten, und die blutigsten, die unbarmherzigsten Kriege gegen einander führten! Wenn Katholiken gegen Lutheraner und Reformirte, oder Reformirte und Lutheraner gegen Katholiken den mörderischen Dolch zuckten, einander ihre Kinder erwürgten!

O Du Gott der ewigen Barmherzigkeit, o Du Vater aller Menschen, Vater voll unendlicher Liebe, und das geschah, wie die Verirrten in ihrem Wahnsinn sprachen, zu Deiner Ehre, zu Deines Namens Verherrlichung! Sie schleppten mit schauerlichem Frohlocken die fremden Religionsgenossen zum hochlodernden Scheiterhaufen, und dann wagten sie es, ihr von Wuth und Schadenfreude lachendes Auge zu Dir, Heiligster, emporzurichten! — Sie stießen einander das Schwert in die Brust, und dann wagten sie es, ihre Hände, die vom Blute der Unschuld trieften, im Gebete zu Dir emporzuheben! — Sie schleuderten um der Religion willen die Mordfackel in Dörfer und Städte, und dann, wenn die Flammen über tausend einst glückseligen Wohnungen zusammenschlugen, wenn das Geschrei der Greise unter zusammenstürzenden Trümmern, wenn das Wimmern der Säuglinge in den brennenden Wiegen mit dem Geheul der verzweifelnden Mütter hervordrang und an die Wolken schlug, dann sangen die christlichen Mordbrennerheere ein: „Herr Gott, Dich loben wir!" mit gräßlicher Gemüthsruhe dazwischen.

Nein, nein, solche Verfolgungen, solche Gräuel, solche Menschenopfer waren dem Himmel nicht angenehm. Ein irdischer Vater, eine Mutter würden Wehe rufen über ihre Kinder, wenn sie Zeugen davon sein sollten, wie sich dieselben des Glaubens willen erwürgten. Und könnte der himmlische Vater, die ewige Liebe, daran ein Wohlgefallen haben?

Doch diese Zeiten sind, danken wir Gott, vorüber! Dennoch ist aber das schädliche Vorurtheil gegen fremde Religionsgenossen nicht gänzlich verschwunden. Es klebt noch Vielen an. Sie mögen nur ungern den fremden Religionsgenossen unter sich dulden; sie tadeln sogar solche Duldung. Sie glauben, es führe dieselbe zur völligen Religionsgleichgültigkeit, und es sei Kälte und Ver-

achtung gegen seinen eigenen Glauben, wenn man dem Bekenner einer andern Religion gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten im Lande gestattet, oder eheliche Verbindungen unter Personen von verschiedenem kirchlichem Glauben zuläßt.

Aber täuschen wir uns hier nicht selbst! — Worin besteht denn die christliche Religionsduldung? — Worin besteht Religionsgleichgültigkeit?

Religionsduldung besteht in der allgemeinen Achtung und Werthschätzung solcher Menschen, die in ihrem kirchlichen Glauben, in ihren Religionsmeinungen von uns abweichen, aber dennoch im Leben und Umgang rechtschaffene, tugendhafte Menschen sein können, ja sogar dazu von ihrer Religion angehalten werden. — Diese Duldung beweiset Gott täglich, indem er ohne Unterschied, ohne Ansehen der Person und des Glaubens, liebender Vater aller Menschen ist. Und wie Gott die Menschen von allen Religionsparteien liebt, ihnen wohlthut, ihre Gebete erhört, so sollst du auch sie Alle mit gleicher Liebe lieben. Wer den Willen des Vaters im Himmel thut, der ist Gott angenehm. — Diese Duldung hat Jesus Christus während seines Lebens auf Erden bewiesen. Er schämte sich nicht, mit Heiden freundlich umzugehen, und Samariter zu ehren, ungeachtet diese von allen Juden verachtet und verhaßt waren, weil sie von ihnen abwichen in Glaubenssachen und Religionsgebräuchen. — Diese Duldung haben Jesu erste, unmittelbare Schüler, die Apostel, geübt, denn sie gingen in alle Welt, und wandelten unter Juden und Heiden, und lebten freundschaftlich mit Menschen von allerlei Religionen. Sie verfolgten Keinen wegen seines Glaubens, sondern betrachteten ihn nur als Irrenden, den man nur durch Liebe heilen und bekehren müsse.

Religionsgleichgültigkeit besteht hingegen in der Geringschätzung und Kälte gegen alle Religionen überhaupt. Dem, der in Religionsangelegenheiten gleichgültig ist, mag es einerlei sein, ob derjenige, mit welchem er umgeht, eine Religion habe oder keine. — Er selbst hat keine Religion, und ist gegen den Glauben seiner Väter gleichgültig.

Dieser traurige, in unsern Tagen nicht seltene, und besonders leichtsinnigen Gemüthern oder unaufgeklärten Leuten eigenthümliche

Fehler hat aber mit der christlichen Tugend der Religionsduldung durchaus nichts gemein. Es ist ein Irrthum, zu fürchten, Gleichgültigkeit gegen die Religion könne daraus entstehen, wenn man auch fremde Glaubensgenossen mit brüderlicher Zärtlichkeit liebe. Wie, seit wann quillt die Sünde aus der Tugend?

Der Christ, indem er Religionsduldung mit aufrichtigem Herzen übt, liebt den fremden Religionsgenossen, sobald er recht thut und Gott fürchtet. Er schätzt auch den frommen, tugendhaften Menschen einer andern Glaubenspartei. Er verachtet oder fürchtet und haßt ihn seines andern Glaubens willen nicht, weil Gott nur über Glauben und Gewissen richten kann, nicht der Mensch; weil auch andere Religionen zu Gott führen, und nur als Wege zu betrachten sind, die von den unsrigen verschieden sind. (Matth. 7, 20. 21.)

Der Gleichgültige in Religionssachen übt zwar auch Duldung gegen fremde Glaubensgenossen, aber nicht aus diesen frommen und schönen Ueberzeugungen, wie der Christ, sondern aus Geringschätzung der Religion überhaupt. Er verlacht in seinem Herzen den Christen wie den Juden, den Heiden wie den Türken in der Ausübung ihrer Religion.

Der Christ, indem er dem Glauben seiner Väter getreu bleibt, und für diesen Glauben freudig sein Leben aufopfern könnte, ehret zu gleicher Zeit die Religion anderer Menschen, ohne solche andere Religion eben zu lieben, oder sie mit der seinigen vertauschen zu mögen. Er ehrt jene, weil auch er Ehrfurcht für seinen *eigenen Glauben* verlangt; er ehrt jene, weil sie für Andere eine beseligende Ueberzeugung ist, obgleich nicht für ihn; er ehrt jene, weil sie gleichsam nur eine andere Seelensprache des Menschen zu Gott ist, und weil jede Sprache zu Gott, jedes Band, welches den Sterblichen mit Gott verknüpft, ehrwürdig ist und bleibt; er ehrt jene, weil auch sie die Quelle heiliger, Gott wohlgefälliger Handlungen ist. Und wer Gott fürchtet und recht thut, nur der ist Gott angenehm; warum nicht den Christen?

Dieses ist der Unterschied zwischen Religionsduldung und Religionsgleichgültigkeit, zwischen Tugend und Sünde, zwischen himmlischer, Alles umfassender Liebe und verderblichem, allen Glauben verachtendem Leichtsinn.

Der Jude, welcher nach den Satzungen Mosis in seiner Synagoge andachtvoll zum Gott seiner Väter schreit; der Türke, welcher nach seines vermeinten Propheten Lehre in den Moscheen des Morgenlandes sein Antlitz vor dem Allgegenwärtigen im Staube beugt; der unwissende Heide, welcher aus Mangel besserer Einsicht seine Hände betend zu einem Götzenbilde emporstreckt, und, indem er voll Inbrunst zu dem vergänglichen Staube fleht, doch sein Gebet zum höchsten Gott richtet, wie ein Kind, welches das Bild einer abwesenden Mutter mit Inbrunst küßt — sie Alle soll ich darum nicht hassen. Sie haben nicht *meine* Religion, aber sie haben doch *Religion*! Wenn gleich nicht mit denselben Banden, wie ich, ist doch durch andere heilige Bande ihr Herz an Gott und Ewigkeit gebunden. Sie sind auch Menschenkinder. Sie haben mit mir *einen* Gott, zu dem sie Allah, Abba, Vater rufen. Sie sehen auch voll stiller Hoffnung *einer* Ewigkeit entgegen. — Ich darf ihnen vertrauen, ich darf ihnen mein Herz geben, so verschieden auch ihre Vorstellungen von Gott und Ewigkeit sein mögen.

Nur *Einer* allein ist furchtbar in der menschlichen Gesellschaft, — unglücklich ist er und furchtbar! — Es ist der Religionslose! Er theilt mit uns nicht Glauben, nicht Liebe, nicht Hoffnung. Er will nicht mit uns verwandt sein; er ist ein Kind, welches in verderblicher Verwilderung seinen eigenen Vater vergißt und verläugnet. Ich will eher noch dem Juden, dem Türken, dem Heiden vertrauen: aber wie darf ich dem Menschen vertrauen, der an keinen Gott glaubt? Welche Sicherheit habe ich bei dem, den kein Blick in die Ewigkeit schreckt?

Ehrfurcht weihe ich jeder Religion, die dem Allerheiligsten Tempel und Altäre, Anbetung und Gehorsam weiht; Liebe ohne Ausnahme und Bedingung weihe ich jedem Sterblichen, welches Glaubens er auch sei, wenn sein Glaube nur an *Dir* hängt, o unendlicher Vater aller Geister, höchstes Wesen, Urquell des Lichts und der Gnade, Gott! Dir gehören wir Alle, und jedes Deiner Kinder erhörst Du, wenn es mit kindlichem Gemüth zu Dir fleht. — Auf Erden stehen wir mit mannigfaltigem Glauben, mit mannigfaltigen Hoffnungen, wie mündige und unmündige Kinder um den gleichen Vater versammelt. Ach, könnte das Lallen des

Schwächern Deiner Liebe weniger wohlgefallen, als das Gebet des Stärkern?

Nein, Keiner Aller, die da leben,
Nein, Keiner stehet fern von Dir.
In Dir, Du Vater Aller, weben
Und sind wir All' und athmen wir.
Wir sind aus Dir, durch Dich, und Du
Rufst: sucht mich! allen Herzen zu.

41.

Pflichten gegen die fremden Religionsgenossen.

Lukas 10, 36—37.

Du, Gott, bist Aller Vater, Aller!
Dein Kind ist jeder Erdenwaller,
Weß Volks und Glaubens er auch sei.
So lieb' ich, mag nach andern Lehren
Er Dich, o Vater, gleich verehren,
Auch Jeglichen mit Brudertreu.

Auf Alle blickst Du segnend nieder,
Sie sind auch Alle meine Brüder,
Wie Jesus Aller Bruder war!
Von mannigfaltigen Altären
In tausend Sprachen Dich zu ehren,
Erfreuet Deiner Kinder Schaar.

Noch einmal wende ich meinen Blick auf die Genossen fremder Religionen, auf diesen Gegenstand, welcher in den Tagen so wichtig geworden ist, in denen wir leben. Denn Gott hat durch eine wunderbare Reihe von Schicksalen und Erfahrungen das Herz der Fürsten verändert, daß sie in eben den Ländern nun die Duldung derjenigen Religionsparteien gestatten, sogar zum Gesetz machen, wo dieselben ehemals mit den grausamsten Mißhandlungen verfolgt worden sind. Da, wo vor einigen Jahrhunderten der Religionskrieg die Altäre der Heiligen zerstörte, das aufgepflanzte Kreuz von geweihten Stätten herabriß, und die frommen Bekenner der katholischen Kirche mit Unbarmherzigkeit aus ihren Tempeln verstieß, darf heute der katholische Christ wieder den Grundstein zu neuen Altären und Tempeln legen, und furchtlos die heiligen Gebräuche seines Gottesdienstes üben. — — Ja, wo noch vor einigen Jahr=

hunderten die Familien der lutherischen und reformirten Kirche als Geächtete flohen, oder durch das Schwert des Henkers fielen, wo ihnen Würden und Aemter, das Erbe ihrer Väter, Eigenthum und Obdach geraubt wurden, können sie heute, ohne Bangigkeit vor Dolch und Mordfackel, den Blick zum Himmel erheben, und öffentlich in eigenen Tempeln ihre Lobgesänge und Psalmen anstimmen.— Selbst des mosaischen Gesetzes treue Verehrer, die durch den Verfolgungssinn aller christlichen Parteien tief herabgewürdigten Juden, treten heute in die Rechte der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Ihres Glaubens willen werden sie nicht mehr vom nützlichen Gebrauch der ihnen von Gott verliehenen Talente, nicht mehr von freier Uebung ehrenvoller Gewerbe und rühmlichen Aemtern ausgeschlossen. Die Fürsten hören endlich auf, ihren irdischen Scepter in das unsichtbare Reich des Glaubens auszustrecken und in die Rechte der *Gottheit* eingreifen zu wollen, welche allein über die Gewissen richtet. Und wie Gott liebt in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, und nicht ansiehet die Person, so beseelet der Geist der Duldung und Liebe auch die Fürsten der Erde, daß sie jeden ihrer Unterthanen, welchen Glaubens er auch sei, ehren und schützen, wenn er in seiner Religion nur Gott fürchtet und recht thut.

Die große Umänderung in den Gesinnungen der Obrigkeiten und Regenten — eine Umänderung, in welcher ich mit Demuth Gottes Werke anbete! — wird uns nun und unsere Nachkommen weit mehr mit den Bekennern anderer Religionen in Verbindung setzen. Wir werden sie unter uns wohnen sehen; werden mit ihnen in öffentlichen, vielleicht sogar in Familienangelegenheiten zusammentreffen. Darum ist es nicht gleichgültig, mir die Frage recht deutlich zu machen, und mit ächtchristlichem Sinn zu beantworten: *Wie soll ich mein Betragen gegen die Anhänger einer fremden Glaubenspartei einrichten?*

Eine ernste Betrachtung dieses Gegenstandes ist unsere Pflicht, und der außerordentlichen Schicksale dieser Zeiten würdig; sie kann sogar spät oder früh von wichtigem Einflusse auf die Ruhe und Zufriedenheit unsers häuslichen Lebens werden.

Behandle jeden Menschen, ohne Rücksicht auf seinen

Glauben, ohne Ansehen seiner Meinungen, mit christlicher Duldung und Liebe, sobald er Gott fürchtet und recht thut.

Dies ist des Christen Hauptregel im Umgang mit fremden Religionsgenossen. So ahmt er Gott nach, dem allwissenden, Alles mit Huld umfassenden und ernährenden und beglückenden Vater der Welt. So ahmt er Jesu göttlichem Beispiel nach, welcher mit heidnischen Römern und Griechen, mit abtrünnigen Samaritern wie mit Juden Umgang hielt, ohne Ansehen der Person und des Volkes, Alle liebte, Allen wohlthat, Allen Beistand leistete und Alle zur Wahrheit führte.

Nicht allein auf den Glauben, nicht auf das, was der Mensch in seiner Religion meint, sollen wir sehen, sondern auf das, was er thut; der bloße Lehrbegriff ist ein todter Leichnam, aber die That, der edle, heilige Wille ist ein Geist, welcher ihn beseelen muß. Und wenn es ausgemacht wäre, o Sterblicher, daß dein Glaube, deine Meinung, deine Religion die alleinwahre von allen Religionen der Welt wäre; daß Alle in der Nacht des Irrthums wandelten, und nur du in vollem Lichte einhergingest: aber du hättest nicht ein Herz voll inniger Liebe zu deinen Mitmenschen, du könntest deinen Bruder hassen, du könntest einen Andern darum meiden und verachten, weil er nicht deines Glaubens wäre, — o Sterblicher! so wäre dir deine Religion unnütz, so wäre ihre Wahrheit ein kraftloser Same, ein seelenloses tönendes Erz, und du bist noch in der Finsterniß. (Joh. 2, 9.)

Wenn ein Anderer, dessen Religionsbegriffe du in deinem Stolze verachtest, wenn er, voll heiliger, inbrünstiger Liebe zu seinem Gott, Gottes sanfte Gebote unermüdet erfüllt (1. Joh. 5, 3), wenn er zwar nicht eine bessere Religion kennt, aber ihr besseres Gesetz erfüllt: der ist, und kein Anderer, vor Gott gerecht! (Röm. 22, 13. 15.)

Wahrlich, wahrlich, der todte Glaube, die unfruchtbare Meinung allein thut es nicht; nicht die äußerliche Kirchenzucht, nicht äußerliches Gebet und Fasten, nicht Wallfahrt und Gelübde, nicht das bloße Hören des göttlichen Wortes — nein, das Alles macht nicht selig, das Alles führt nicht ins Himmelreich; sondern die den

Willen thun des ewigen Vaters im Himmel, diese sind Gottes Kinder! (Matth. 8, 20. 21.) Denn Gott ist aller Sterblichen Gott; er ist der Gott des in der Wüste betenden Arabers; er ist der Gott des Christen, wie auch der Tempel heiße, in welchem er betet; er ist auch der Heiden Gott! (Röm. 3, 29.) Und du, vorurtheilsvoller Sterblicher, du schämest dich, der Freund des Juden, der brüderliche Freund des Heiden zu sein, wenn Gott im Himmel selbst sie wie dich mit gleicher Vaterhuld liebt, und ihr Vater sein will? — Wer bist du, daß Gott, der über Alles Erhabene, dir es offenbart hätte, du seiest Gott näher als sie? du hättest Vorzüge vor seinen andern Erschaffenen?

Nicht daran, unter welchen äußerlichen Gebräuchen der Kirche die Menschen ihr Herr! Herr! rufen, sondern an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Im Umgange mit fremden Religionsgenossen müssen wir also vor allen Dingen auf die Güte ihrer Denkart, auf die Reinheit ihres Herzens sehen, nicht auf die Abweichung ihrer Glaubensartikel von den unsrigen. Der Bekenner einer fremden Religion, ausgestattet mit liebenswürdigen Eigenschaften und Sitten, mit tugendhaften Gesinnungen und edeln Handlungen, dieser, ohne Rücksicht auf Religionsmeinung, ist dein Nächster, ist dein Freund, ist deiner innigsten Freundschaft würdig! (Luk. 10, 36. 37.) Gehe hin, und werde in deiner Religion, wie er ist, und thue ihm gleich.

Die Verschiedenheit religiöser Meinungen und Begriffe hat oft eben so viel Uebles gestiftet, als die Meinungsverschiedenheit in politischen Angelegenheiten. Demungeachtet müssen wir gestehen, daß wir auch sehr wohl Freunde derjenigen sein können, welche in politischen Meinungen von uns abweichen: warum denn sollten wir nicht die Freunde, die Brüder, die Vertrauten derjenigen werden, die einem andern Glaubensbegriffe zugethan sind?

Frage nicht im Umgange mit deinem Nächsten nach den Religionsartikeln des Mannes, sondern nach der Gemüthsart und nach den Thaten des Mannes. Erinnere dich, daß die Hauptstücke deines Glaubens auch die Hauptstücke des seinigen sind; erinnere dich, daß der Christ überall, von welchem Volke er auch sei, zu welcher Kirche und zu welcher Sekte er auch gehöre, mit dir an Gott

glaubt, und Gottes Kind sein will mit dir, und mit dir auf gleiche Ewigkeit hofft!

Verachte Niemanden seiner Religion willen; denn seine Religion ist für ihn eine Wahrheit, durch die er selig ist, eine Ueberzeugung, die er von seinen Vätern erbte, wie du die deinige ererbt hast. Wie er durch sie hienieden tugendhaft, liebevoll, gemeinnützig, redlich, wahrhaftig, barmherzig und zu allem Guten fähig ist, so ist sein Glaube eine Quelle des Segens für ihn und für die menschliche Gesellschaft. Der fromme Heide, der tugendhafte Jude ist ehrwürdiger und vor Gott angenehmer, als der Christ, welcher in Wollust, Ehebruch, Betrügerei, Haß und Zank, in Unbarmherzigkeit und Schadenfreude lebt.

Verachte Niemanden der Religion willen, der er getreu bleibt; er bleibt den Ueberzeugungen getreu, die er von seinen Vätern ererbte, den Ueberzeugungen getreu, die seinem Herzen wohlthun. Die Wahrheiten, die er verehrt, sind sein Stab, wenn er wankt, sein Anker im Sturm. Einst, wenn der Traum des Lebens entflohen ist; einst, wenn der Tod uns die Geheimnisse der Ewigkeit entschleiert hat, wenn unser Geist verklärt die Wahrheit heller schaut, wird der Irrende seines Irrthums gewahr werden; aber Gott wird den Irrenden nicht wegen Meinungen verdammen, in welchen derselbe durch göttlichen Rathschluß geboren und erzogen ward.

Habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen fremder Religionsgenossen. — Entweihe nicht durch unbesonnenen Tadel ihre Feierlichkeit, mit der sie sich anbetend dem höchsten Wesen nahen; entehre dich nicht durch Spott und weise sein sollendes Lächeln über Dinge, die dir im fremden Gottesdienste auffallend sind, und deren wahren Sinn du nicht fassest. — Würdest du nicht ebenfalls den Unverständigen bemitleiden, der es in seiner Thorheit wagte, die Feierlichkeiten, Gebräuche und Uebungen deiner Kirche zu verspotten?

O Mensch, wisse es endlich, Alles, was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit bereitet, ist ehrwürdig — ist ein Heiligthum, unter welcher Gestalt es auch erscheine! Darum ist jede Religion ehrwürdig, denn alle Religion ist ein Pfad zu Gott, und Weihe der

Seelen zur Ewigkeit! Was Gott aber heilig ist, das sollst du, thörichter Sterblicher, nicht gemein machen.

Wenn der Jude in den Synagogen Davids Psalmen lallt, und mit Ehrfurcht das Wort des Gesetzes vernimmt, welches unter Gewittern einst der Gott Israels vom Sinai herab sprach: erinnere dich, o Christ, so standen in den Synagogen einst alle Propheten, deren Stimmen dir heute noch heilig sind; so verehrte in den Synagogen einst selbst Jesus Christus, dein Heiland, den Gott des Weltalls!

Wenn der Bekenner des Korans nach morgenländischer Sitte anbetend vor Gott daliegt, und mit seiner Stirne den Staub des Erdbodens küßt; wenn er seine Waschungen im Tempel verrichtet, und bei seinen Gebeten voll Andacht das Antlitz gegen Morgen kehrt, von wannen ihm sein Glaube gesandt ward — o erröthe schamvoll vor seiner Andacht, Leichtsinniger, der du in christlichen Tempeln oft gleichgültig entschlummerst, oder mit deiner Einbildungskraft dich an Träumen der Eitelkeit weidest, während Tausende um dich betend ihren Geist zum Himmel wenden.

Ehrwürdig ist mir selbst die Andacht des Heiden, wenn er sich anbetend vor der aufgehenden Sonne oder vor den Gestirnen, oder vor der wetterleuchtenden Wolke des Himmels, wie vor Gottheiten niederwirft; wenn er voll dankbaren, kindlichen Sinnes dem unsichtbaren großen Geist ein Lamm seiner Heerde zum Opfer darbringt und schlachtet. Ach, dieser unbekannte große Geist, den er in Sternen und Blitzen, in den Tönen der Donners, in jedem Baum, oder in selbstgeschaffenen Bildern verehrt und anbetet, ist Gott, ist der liebende Allvater der Welt, ist mein Gott! Dieser Unmündige, er verehrt ihn nur nach seiner Weise; er verwechselt in seiner Schwachheit das Geschöpf mit dem Schöpfer. Aber dennoch steigt das heiße Gebet seines Herzens über den rauschenden Baum, über die blitzende Wolke, über die strahlenden Gestirne zu Gott, und der Allwissende liebt das Lallen dieses unmündigen Kindes, und erhört es gern.

Aus Ehrfurcht für die Religion vermeide alle kränkenden Gespräche und Streitigkeiten in Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen.

Es ist ein vergebliches Bemühen, Diejenigen, welche einmal durch Erziehung, Gewohnheit und Erfahrung von der Güte ihrer Glaubenslehren überzeugt sind, zu andern Ueberzeugungen zu bereden. Oft gelingt es leider nur so weit, daß wir in ihrem Glauben sie zwar irre machen, ohne ihnen aber unsere Meinung dagegen als Wahrheit geben, oder sie für die Annahme derselben empfänglich machen zu können. Da stehen sie unglücklicher als vorher da, ohne Beruhigung, ohne Trost, ohne Leitung von dem, was ihnen sonst Heiligthum, Freude und Wahrheit gewesen ist. — Noch öfter aber erregen dergleichen Religionsstreitigkeiten nur Bitterkeit und Unmuth, erregen Argwohn, und entzweien oft die freundschaftlichsten Brüder.

Vermeide daher alle Streitigkeiten und kränkenden Gespräche über Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen, weil sie von jeher mehr Schaden als Wohlthaten brachten. Willst du aber die Heiligkeit und den Vorzug deiner Religion beweisen, willst du für deine Religion Bewunderung fremder Religionsgenossen erregen, willst du sie zwingen, daß sie die hochbeseligende Macht deines Glaubens anerkennen, gehe hin, und verherrliche ihnen deine Religion durch die Göttlichkeit deines Wandels. Erscheine ihnen heiter und furchtlos in den Tagen des Leidens, voll weiser Mäßigung im Arm des Glückes, edelmüthig gegen Feinde, unerschütterlich treu gegen Freunde, hilfreich für jeden Hilfsbedürftigen, ohne Eigennutz in deinen Handlungen, muthig vor den Thronen, leutselig vor dem Bedürftigen, gerecht im Wandel, ohne Heuchelei im Tempel, nie für dich, immerdar für deine Familie, für deine Freunde, für deine Mitbürger, für dein Vaterland, für die Menschheit lebend! — Nicht mit heiligen Worten, sondern mit heiligen Thaten lasset uns die Göttlichkeit unsers Glaubens beurkunden.

Die Religion scheide nicht die Liebe, sie scheide nicht die Herzen der Menschen von einander, sondern verbinde sie fester! Die Religion ist nicht von Gott, welche Haß, Verachtung und Trennung befiehlt; die Religion stammt nicht vom Himmel ab, welche, statt Liebe zu predigen und Eintracht, die Hölle der Zwietracht und Verfolgung bringt!

In allen christlichen Staaten, wo der wahre, allbeseligende

Geist des Christenthums sich dem Geiste der Gesetzgebung vermählt hat, sind gegenwärtig auch die Ehen zwischen Personen von ungleicher Religion oder Kirche nicht mehr gehindert, sondern gesetzlich erlaubt.

So wünschenswürdig es freilich auch wäre, daß in dem engen und schönen Lebenskreise des Ehestandes Gatte und Gattin einen Glauben, ein Bekenntniß, einen Tempel, eine Art von Gottesverehrung hätten: so ist dieses doch nicht immer der Fall, und kann es nicht immer sein. Auch hat selten oder nie die Verschiedenheit des religiösen Glaubens schädlichen Einfluß auf die Glückseligkeit derer gehabt, welche sich aus reiner gegenseitiger Liebe und Hochachtung in den schönen Verein der Ehe begaben. — Die Verschiedenheit in ihrem Glauben machte sie nur noch christlicher, noch menschlicher, noch duldungsvoller, und die Herzen, die für einander in verschiedenen Tempeln beteten, sie beteten darum nicht mit geringerer Inbrunst. — Gott befiehlt, wir sollen den Nächsten lieben, wie uns selbst; und Christus zeigt durch Lehre und Wandel, daß keine Religionspartei davon ausgeschlossen sei — warum soll die Verschiedenheit der Religionsgrundsätze ein Hinderniß für tugendhafte Seelen werden, die Ehe zu schließen?

Einst stehen wir Alle vor Gott; wir Alle sind seine Kinder, ohne Unterschied des Standes, der Sprache und des Glaubens. Alle waren wir unschuldig daran, in dieser oder jener Religion geboren zu sein; aber Alle waren wir schuldig, den Willen Gottes zu thun, der in allen Religionen offenbaret ist, und der selbst den Heiden kein Geheimniß ist. (Röm. 2, 13—15.) — Nicht unsere Meinung, nicht unsere schwache Erkenntniß, nein, unsere That wird gerichtet werden! — Nicht das Lallen des Unmündigen wirst Du verdammen, der Dich in seiner Einfalt und nach seiner Väter Weise verehrt, o Gott, o Vater aller Völker; — sondern Du wirst es hören! Du verstehst es allein! Bei Dir allein ist Licht und Wahrheit; der Mensch wandelt in den Dämmerungen des Irrthums.

Ja, unser Vater, der Du bist im Himmel, Dein Name wird geheiliget von allen Völkern, in allen Religionen, von den Weisesten wie von den Unmündigen, wenn sie nur Dich lie-

ben, nur Deinen heiligen Willen thun! Aber auch wird Dein Reich, Deine Seligkeit zu ihnen kommen; Keinen von ihnen, die Dich liebten, wirst Du verstoßen — Du warst es, der Du ihre Geburtsstunde, ihre Erziehung, ihre Schicksale ordnetest. — Und wenn Dein Wille hier auf Erden von ihnen geschieht, blickst Du erbarmend auf ihre Schwachheit und verzeihest ihre Gebrechen.

Du bist der Allbarmherzige, der Allbeglücker! Denn Dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

42.

Oeffentliche Lasten und Abgaben.

Röm. 13, 5—7.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Wer Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei Gott, Dein Bild, und sei gerecht,
Sei menschenfreundlich, herrsch' allein,
Ein Segen seines Volks zu sein!

Er, seinem großen Ruf getreu,
Sei der verlass'nen Zuflucht, sei
Der Armen Reichthum, und in Noth
Ein sich'rer Schirm, wie Du, o Gott.

Und wer des Herrschers Schutz genoß,
Der reiche freudig Zins und Schoß;
Denn durch vereinte Kraft gedeiht
Erst eines Landes Sicherheit.

Aus Allem blüht der Ein' empor,
Gemeines Wohl geht eignem vor.
Was wir dem Glück von Tausend weih'n,
Ist wieder Glück für uns allein.

Es hat mancher Mensch von seiner Religion die sonderbare Vorstellung, daß er meint, viele Dinge des häuslichen Lebens, der bürgerlichen Geschäfte oder der Dienstverhältnisse zum Staat und der Obrigkeit gehören durchaus nicht zur Religion und haben keine Verwandtschaft mit ihr. Hat man die Kirche besucht, den Genuß der Sakramente empfangen, die Auslegung des göttlichen Wortes

gehört; oder verrichtet man mit Andacht, oft mit Inbrunst, sein Gebet zu Gott; oder übt man Liebe gegen seine Mitmenschen, hilft den Unglücklichen, verzeiht den Feinden, befördert das Gute, bekämpft seine eigenen unregelmäßigen Neigungen: so glaubt man, sei der ganze Umfang religiöser Verpflichtungen erfüllt. Man hält sich für berechtigt, in hauswirthschaftlichen Dingen, in Dienstverhältnissen, in bürgerlichen Angelegenheiten nach seinem Sinn zu verfahren, zu thun, was eben Klugheit oder Sparsamkeit gebeut, ohne jedesmal genau darüber nachzudenken, ob es auch, so gethan, vollkommen recht gethan sein mag. Man tröstet sich mit dem Unterschied, welchen man zwischen göttlichen und menschlichen Gesetzen macht, und weil es nicht unbekannt ist, daß menschliche Gesetze selten ganz vollkommen sind, scheint Mancher es sich erlauben zu dürfen, wo er es ungestraft kann, denselben auszuweichen, oder sie zu umgehen. Man klagt über den Druck der Zeiten, über den Aufwand der Großen; man schmält gegen Fürsten und Obrigkeiten, murrt bei Entrichtung der Zölle, Zinsen und Abgaben und Uebernahme anderer bürgerlichen Lasten. Das Alles, denkt Mancher, liegt im Gebiet des Menschlichen; es ist außer aller Verbindung mit meinen Verhältnissen zu Gott — es gehört nicht zur christlichen Religion.

Wie denn? Ist es möglich, daß irgend eine Handlung des Menschen, die auf sein eigenes oder fremdes Wohl und Wehe Einfluß haben kann, außer dem Gebiet des Religiösen liege? Ist es möglich, daß der Mensch Etwas wolle und denke, das nicht von seiner Seele gewollt oder gedacht werde? Und liegt nicht jeder Wille, jeder Gedanke der Seele in irgend einer Verbindung mit dem Willen Gottes?

Wie Gott selbst alle Theile des Weltalls durchdringt und belebt, so durchdringt und belebt die Religion den gesammten Wirkungskreis des Menschen. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, ist Religion die Alles erweckende Sonne des Gemüths.

Und so ist mein Thun und Lassen in der bürgerlichen Handthierung, oder was ich in Betreff der bürgerlichen Lasten denke und thue, in den Kreis meines religiösen Daseins eingeschlossen. Daher ist auch dies würdig, von mir, als Christ, bedacht zu wer-

den, auf daß ich hier nicht gegen meine eigene Würde fehle, und gegen die Gottheit sündige, welche mich auf Erden in solche Lage gesetzt hat.

Nun ist's allerdings wahr, daß wir in beschwerlichen Zeiten leben. Die Noth vielfältiger und anhaltender Kriege hat eine große Verarmung der Länder bewirkt, viele Staaten zerrissen und im Innern zerrüttet, viele Hilfsquellen, die vor Zeiten den Wohlstand unterhielten, ausgetrocknet. Handel und Gewerbe liegen in vielen Gegenden ganz, in andern zum Theil niedergeschlagen; viele Menschen, welche nicht mehr die ehemaligen Einkünfte genießen, schränken sich mit Klugheit ein: dadurch fehlt vielen Andern wieder der gewöhnliche Verdienst; auch sie entsagen nun vielen Bequemlichkeiten, und nehmen mit dem Nothdürftigsten vorlieb: dadurch wird Andern wieder die Nahrung geschmälert, und der Wohlhabende wird dürftig, der Dürftige arm, der Arme zum Bettler.

Unter solchen beklemmenden Umständen sind nun freilich Abgaben, die wir von unserm Verdienst und Eigenthum entrichten müssen, beschwerlicher als jemals. Wir haben nicht mehr die vorigen Einkünfte, und sollen doch noch die vorigen Zahlungen leisten; es ist unsere ehemalige Kraft geschwächt, und doch sollen wir die vorigen Lasten tragen.

Bei solchen Betrachtungen sind Klagen des Unterthans freilich sehr natürlich. Er muß von seinem Eigenthum, seinem sauer erworbenen Lohn einen beträchtlichen Theil hinweggeben, ohne daß ihm dafür ein neuer Theil des Eigenthums sichtbar zufließt. Abgaben sind kein Tausch, kein Verkauf, wodurch man seinen Wohlstand vermehrt, sondern sie haben ganz die Gestalt einer reinen Aufopferung.

So gegründet unsere Unzufriedenheit aber auch zu sein scheint, müssen wir doch, als vernünftige Wesen, bedenken, gegen wen wir klagen. Diejenigen, welche Abgaben und Steuern beziehen, sind nur Diener höherer Befehle. Richten sich unsere Klagen also gegen Landesherrn und Obrigkeit, welche die Steuern ausschrieben? In diesem Falle müssen wir doch untersuchen, wenn unsere Klagen gerecht sein sollen, ob Landesherr und Obrigkeit Schuld daran sind, daß sie für das Beste des Vaterlandes so große Ausgaben zu

bestreiten haben. Denn sie können keine Ausgaben bestreiten ohne die Beiträge der Bürger. Sind sie daran Schuld, so müssen wir darthun, daß sie die Verarmung des Landes, alle Kriege und den Stillstand des Handels und Gewerbes in den entferntesten Ländern verursacht haben. Wer aber wird dies glauben? Wer weiß nicht, wie gern unsere guten Fürsten und Obrigkeiten den Frieden des Landes beibehalten hätten, wenn es in ihrer Macht gelegen wäre? Wer weiß nicht, daß sie ihr eigenes Leben und Vermögen, das Leben und Blut ihrer eigenen Söhne und Verwandten, ihre Ehre und Krone auf das gefährliche Spiel setzten?

Waren sie aber unschuldig an den Uebeln des Krieges, welche einen großen Theil der Welt bedrückten: an wem lag die Schuld? An entfernt wohnenden Fürsten und Völkern? Können wir die Beweggründe nennen, durch die sie wider ihren eigenen Willen gezwungen sind, die Kriege fortzusetzen? Wäre ein übereilter Friedensschluß nicht vielleicht ihrem Glück, ihrem Wohlstand, ihrer Ruhe gefahrvoller, als der blutige Krieg selbst? Wir sind nicht vermögend, die Ursachen richtig einzusehen, die einen Menschen, der in unserer Nähe wohnt, zu Entschlüssen bringen, welche ganz seinen Neigungen entgegen sind — wie wollen wir uns denn über entfernte Nationen und Throne zu vollkommen gerechten Richtern auch nur mit einiger Gründlichkeit aufwerfen?

Wir selbst werden in Allem, was wir thun, mehr oder weniger durch den Zusammenfluß von unvorausgesehenen oder unerwarteten Umständen geleitet. Diese Umstände hängen nicht von uns ab; eben so werden Fürsten und ganze Nationen durch Umstände geleitet, die nicht von ihnen abhängen. Die ganze Verkettung der Schicksale der Menschen wie der Völker gleicht dem Räderwerk einer Uhr. Eins greift ins Andere. Keines steht unberührt vom Andern. Der Druck gegen das Eine bringt Druck und Bewegung durch das Ganze.

Und wer regiert das große, millionenfach zusammengesetzte Getriebe der Schicksale? Ist es das Werk eines mächtigen Fürsten? Ach, der mächtigste aller Fürsten ist, wie der ohnmächtigste aller Unterthanen, nur ein Mensch; er ist als Mensch von den Umstän-

den abhängig; ist Werkzeug der ewigen Vorsehung, wider welche er vergebens zu streiten versuchen würde.

Gott, der die Welten des Himmels leitet und den Saft, der aus dem Schoos der Erde durch den Keim der geringsten Pflanze emporsteigt, Gott leitet auch das Schicksal der Nationen, wie des einzelnen Säuglings an der Mutterbrust! Gegen Gott, den Weltregierer, treffen also zuletzt alle deine Klagen über den Druck der Zeiten zusammen. Sterblicher, magst du gegen die Weisheit des Allvaters deine Stimme erheben? Magst du gegen ihn murren, weil dein Hab und Gut nicht anwächst; weil du nicht so wohlhabend bist, als du sein möchtest; weil du dich nicht so bekleiden, oder weil du deinen Gaumen nicht mit solchen Speisen und Getränken reizen kannst, als dir und deiner Lüsternheit gefallen? Ist es Weisheit, gegen das Unvermeidliche, welches durch Gottes Anordnung geschieht und geschehen muß, zu murren, oder ist es Christenweisheit, dem Spruch des göttlichen Wortes schweigend zu folgen: Schicket euch in die Zeit?

In guten wie in bösen Zeiten ist eine gute und starke Regierung vonnöthen, welche die allgemeine Ordnung und Sicherheit des Landes aufrecht erhält. Denke dir dein Land ohne Regierung und Gesetz, oder mit einer Obrigkeit, die so wenig Macht hat, als du selbst: was würde dein Loos sein? Der Feind würde ungestraft Meister über dich: wer wollte seiner Rachsucht Damm und Grenzen setzen? Der Stärkere würde sich deines Habes und Gutes bemächtigen: welchen Widerstand könntest du gegen Uebermacht und Hinterlist leisten? Benachbarte Völker würden ohne Achtung und Furcht mit bewaffneter Hand eindringen, nehmen, was ihnen gefiele, Alles unterjochen und dienstbar machen: wer wollte es ihnen wehren? Ist in gewöhnlichen Zeiten aber eine kraftvolle Regierung unentbehrlich, um wie viel mehr in schlimmen Zeiten, wo die Armuth größer, die Raubsucht gereizter ist? — wo die Nothwendigkeit dringender ist, theils durch Freundschaft und Verträge mit fremden Völkern, theils durch neue Ordnungen und Stiftungen im Innern des Landes, dem zerrütteten Wohlstand so bald als möglich wieder aufzuhelfen?

Eine jede Regierung aber erhält ihre Kraft erst durch den

treuen Willen guter Bürger, in Befolgung der bestehenden Gesetze und Entrichtung der nothwendigen Abgaben. Diese mögen in bedrängten Zeiten schwer fallen, aber sie sind darum nicht minder zur allgemeinen Rettung nothwendig. In den bösesten Umständen sind allezeit die größten Anstrengungen vonnöthen, um sich aus der übeln Lage zu reißen. Wer in Gefahr ist, macht immer den stärksten Aufwand von Kräften, und opfert ohne Bedenken einen guten Theil von dem auf, was er hat, um nur das Meiste zu retten.

In dieser Lage befinden auch wir uns in gegenwärtiger Zeit; das Volk opfert einen Theil des Eigenthums, um vermittelst desselben die Wohlfahrt des gemeinen Wesens zu retten. „So seid denn," sagt die heilige Schrift, „aus Noth unterthan: nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen." (Röm. 13, 5.) Seid gehorsam, nicht bloß aus Furcht, sondern auch aus Ueberzeugung, daß es zum Besten des ganzen Vaterlandes nicht anders sein könne und dürfe. „Derhalben," sagt Paulus, der Bote Jesu, zu den Christen in Rom, „müsset ihr auch Schoß geben; denn die Obrigkeiten sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben. So gebet denn Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret." (Röm. 13, 6. 7.)

Abgaben sind wohl immer eine Last, doch am meisten für den, der nicht über ihren wohlthätigen Zweck nachdenkt; für den, der eigennützig wohl an sich, aber nicht an Andere denkt; für den, der zuletzt wünschen möchte, das ganze Land solle für ihn sich aufopfern, ohne daß er für das Gemeinwohl das Geringste beitrüge.

Wer hingegen über den Zweck der öffentlichen Lasten, Steuern und Abgaben richtige Begriffe hat, wird sich ihnen willig unterziehen, auch wenn es ihn große Mühe kostet, sie zu erschwingen. Er weiß, daß für den Landesherrn und seine Hofhaltung ein anständiger Aufwand nöthig ist. Denn der Regent des Landes ist gegen andere Fürsten und Völker unser Stellvertreter. Er muß sich mit dem seiner Würde und der Ehre seines Volkes gebührenden Glanze umringen, um durch dieses äußerliche Kennzeichen

seiner Macht und Landesstärke Achtung gegen sich und sein Volk einzuflößen. Und wenn er für sich selbst kein Liebhaber des Gepränges wäre: so würde er es aus jenen Ursachen pflichtgemäß annehmen müssen. Ja, diese Pflicht wird noch stärker dadurch, daß er mit seinem Aufwand große Summen Geldes in wohlthätigen Umlauf setzt, die Nahrung und Verdienst unter alle Klassen des Volkes bringen. Er verhütet damit, daß sich das Vermögen nicht beim Einzelnen allzusehr zum Nachtheil Anderer häuft, sondern daß es gleichmäßiger vertheilt wird. Wir tragen also, durch Entrichtung der Steuern und Abgaben, wesentlich dazu bei, daß unzählige Menschen Brod und Nahrung durch ihre Arbeit finden können, die ohnedem in das tiefste Elend versinken müßten. Jeder trägt dazu nach Maßgabe seines größern oder geringern Vermögens bei, und selbst der Geizige, der ohne diesen obrigkeitlichen Zwang nichts für seine Mitbürger thun würde, ist dadurch genöthigt, gemeinnützig zu werden und Andern zu helfen.

Aber die Bestreitung des Glanzes, welcher den Thron eines Regenten umgeben soll, der sich oft in diesem Glanze unglücklicher fühlt, als der Bürger in seinem bescheidenen Mittelstande, — ich sage, die Bestreitung solcher Pracht fordert den geringsten Theil der Abgaben. Weit mehr ist zur Handhabung der Sicherheit gegen auswärtige Gewalt nöthig. Die Stellung, in welcher sich zu unserer Zeit Völker und Fürsten gegenseitig befinden, macht ein nach Verhältniß des Landes großes Kriegsheer, mit allen Arten Waffen versehen, unentbehrlich. Nur ein solches Volk, vor dessen Stärke man mehr oder weniger Achtung haben muß, genießt Achtung und Selbstständigkeit. Wird es aber von seinem eigenen Regenten also versäumt, daß es ohne hinlängliche Macht dasteht, entweder sich selbst gegen fremde Angriffe zu vertheidigen oder andern fremden Fürsten Beistand zu leisten: so wird es abhängig, von Fremden unterjocht, und Niemand leistet ihm gegenfälligen Beistand.

Diese Unterhaltung einer hinreichenden, durch die Zeitumstände unumgänglich nothwendig gewordenen bewaffneten Macht verschlingt einen beträchtlichen Theil der Abgaben; aber nicht weniger auch die Fürsorge um die Sicherheit der Einwohner und ihres Eigenthums im Innern des Landes. Je mehr Dürftigkeit, je mehr

Versuchung der Aermern, sich gegen die Reichen aufzumachen; je mehr Reiz für die Habsucht, sich auf ungerechte Weise zu bemitteln. Die Wachsamkeit der Obrigkeiten zur Handhabung der Gesetze muß sich also verdoppeln; alle Einrichtungen zur vollkommenen innern Sicherheit des Landes und seiner verschiedenartigen Bewohner müssen mannigfaltiger und stärker sein. So wird durch den Drang der Zeitumstände der Aufwand der Regierungen, wider ihren Wunsch, vermehrt; diesen Aufwand von Kräften und Kosten müssen aber diejenigen tragen, welche den Vortheil davon zu genießen haben, und zu deren Besten er angeordnet ist.

Warum also soll ich murren gegen das, was meines eigenen Nutzens willen unentbehrlich ist? Könnte ich gerecht handeln, wenn ich mich davon ausschlösse: so würde Jedermann eben so gerecht handeln, wenn er keine Steuern und Zinsen entrichtete. Aber was wären die Folgen? Ich behielte einige kleine Geldsummen, und gäbe mich der Gefahr preis, keinen Richter gegen meine Feinde, keinen Beschützer gegen Mörder und Diebe, keinen Vertheidiger gegen auswärtige Mächte, keine Schule für den Unterricht der Jugend, keine Kirche für die allgemeine Gottesverehrung, keine wohlgebahnte Straßen und bequeme Brücken über Ströme für meine Reisen, für Handel und Gewerb zu finden. Ich würde in einem Lande leben, wo Alles wieder in die alte Wildheit zurückfiele; wo Jeder sein eigener Richter, Rächer und Vertheidiger sein müßte.

Zudem können wir uns doch nicht verbergen, daß der geringste Theil der Abgaben aus dem Lande geht, bei weitem aber das Meiste von dem, was wir an die Obrigkeiten zum Besten der öffentlichen Ordnung entrichten, im Lande selbst bleibt, und immer wieder durch mancherlei Umwege zu uns zurückfließt. So senden unterirdische Höhlen ihr Wasser hinauf zu den Gipfeln der Berge, oder die Sonnenstrahlen ziehen es aus den Thälern empor zu den Wolken des Himmels, damit es wieder von den Höhen herabfließe, um das Land in der Tiefe fruchtbar zu machen. Die Besoldungen der Beamten, der Kriegsleute, der Kirchen- und Schuldiener, der Arbeiter an Straßen, Brücken, Dämmen, Festungen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. vertheilen sich wieder im Volke und beleben den gemeinsamen Verkehr. Einer ist für den Andern vorhanden; es

dient der Einzelne für das Ganze, auf daß das Ganze ihm ersprießlich werde.

Wenn ich so Ursachen, Zweck und Nothwendigkeit der Steuern und Abgaben aller Art überlege, die ich als Bürger des Landes zu leisten gezwungen bin, erkenne ich darin eine weise Ordnung der Dinge, die von Gott stammt, und der Zuruf der heiligen Schrift wird mir noch ehrwürdiger: „So seid nun aus Noth unterthan; nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen."

So geziemt es dem christlichen Bürger, die angeordneten Abgaben mit Gewissenhaftigkeit zu leisten, auch wenn sie lästig wären. Mit Gewissenhaftigkeit, auch wenn er wohl Gelegenheit fände, sich ihnen durch allerlei Ränke und Vorwände zu entziehen, oder die Aufmerksamkeit derjenigen Personen zu täuschen, die von der Obrigkeit angestellt sind, ihn zu seinen Pflichten anzuhalten. Denn wer die Obrigkeit um dasjenige betrügt, was sie zum Wohl des Landes begehren muß, ist ein Verbrecher gegen das Gesetz, ein Räuber an den rechtschaffenen Mitbürgern, die ihre Schuldigkeit thun; denn um so viel er weniger gibt, um so weniger ist zur Bestreitung der Landesbedürfnisse vorhanden, und um so viel mehr muß wieder in neuen und oft noch drückendern Auflagen ausgeschrieben werden.

Es geziemt dem christlichen Hausvater und Bürger, die Abgaben zu rechter Zeit zu entrichten, damit die Landesobrigkeit im Stande sei, ihrerseits zur rechten Zeit die nöthige Kraft zum Besten des gesammten Volkes zu beweisen.

Es geziemt dem christlichen Hausvater und Bürger, was er zu leisten schuldig ist, ohne Murren und Schmälen zu leisten. Denn wie es an sich schon thöricht ist, gegen das Unvermeidliche zu murren, weil es nichts bessert und ändert, so ist es noch unbesonnener, sich dagegen aufzulehnen, weil jedes böse Beispiel schädliche Folgen haben kann. Würdiger ist es einem weisen Manne, wenn mehr gefordert wird, als seine Kräfte zu erfüllen vermögen, oder wenn gewissenlose, leichtsinnige Beamten sich ungerechte Vertheilung der Lasten oder eigenmächtige Quälereien erlauben, mit ehrerbietigen Vorstellungen die Noth dem Landesherrn oder den dazu verord-

neten höchsten Behörden zu klagen. Es ist kein Fürst, der das Glück seines Volkes nicht will: denn im Glück des Volkes besteht das Glück des fürstlichen Herzens; in der Zuneigung des Volkes die Festigkeit des Thrones; im Wohlstand des Volkes der Reichthum und die ganze Macht des Landesherrn.

Schweigend, o Gott, will auch ich meine Pflichten gegen diejenigen üben, welche Du mir als weltliche Obrigkeiten angeordnet hast; ohne Murren will auch ich die Abgaben von den Früchten meines Fleißes und Eigenthums zinsen, die von mir zum Wohlergehen des Landes gefordert werden, in welchem ich so viele Freuden, so viel Sicherheit genieße; wo ich Gelegenheit finde, mir die Bedürfnisse meines Lebens zu verschaffen, und in dessen Boden vielleicht bald meine Asche ruhen soll.

Mag es mich auch oft schwer dünken, das wenige Ersparte hinweg zu geben, welches ich wohl nothwendig für mich und die lieben Meinigen gebrauchen sollte: ich will es ohne Murren als ein frommes Scherflein für die Wohlfahrt des Ganzen hinreichen — ohne Segen bleibt es nicht. Ich will dafür mein Hauswesen mit strengerer Sparsamkeit einrichten; will mir manchen kleinen Genuß versagen, der mir sonst wohlgethan hat: so werde ich ehrenvoll bestehen. War Dein Sohn Jesus Christus nicht ärmer auf Erden, als ich? Und war er es nicht, der uns zurief: so wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen? — Wer nicht reich ist durch das eigene Herz, o der ist arm in Marmorpalästen neben Tonnen Goldes!

43.

Das leidende Vaterland.

Jeremias 29, 7.

Wenn das Land, welches mir von der göttlichen Vorsehung zur Heimath gegeben worden ist, durch Theurung, Verdienstlosigkeit, verheerende Krankheiten, oder durch die schrecklichste aller öffentlichen Plagen leidet, durch Krieg: so ist nothwendig das Leiden des Vaterlandes auch mein Leiden. Denn ich bin ein Glied des großen

Körpers, welcher Staat heißt. Die Krankheit des ganzen Körpers wird zum Schmerz auch des kleinsten Gliedes.

Und gleich wie kein einzelner Mensch sich immerdar der guten Tage zu freuen hat, eben so wenig hat auch ein ganzes Volk ununterbrochen Zeiten des Friedens, Glücks und Wohlstandes. Schweigen die Stürme und Verheerungen der Natur, so schaffen die Stürme und Verheerungen menschlicher Leidenschaften die Noth. Es kann sich wohl selten ein Volk eines Friedens freuen, der auch nur ein hundertjähriges Alter erreichte.

Wie furchtbar aber auch das Elend ist, welches der Krieg mit sich führt: soll der Jünger, soll die Jüngerin Jesu beim Anblick desselben verzweifeln? — Nimmermehr! Was ist denn Seelengröße, wenn sie nicht in den Stunden der Noth herrlich erscheint? Was ist denn Christenthum, wenn es uns nicht über die Stürme des Lebens erheben kann? Was ist denn mein Glaube an Gott, wenn er nicht selbst unter den Trümmern der Welt die weise herrschende Hand der Vorsehung anbeten kann?

Ja, auch diese Drangsale des Krieges waren in den ewigen Plan der göttlichen Weltregierung eingerechnet. Nicht Menschenmacht — Gottesmacht ordnete diese Stürme an, und die Helden, welche Triumphe feiern, die Kriegsheere, welche sich mit blutigen Lorbeern schmücken, sind nur Werkzeuge in der dunkeln Hand des Verhängnisses.

Auch das allgemeine Zerstören unsers irdischen Wohlstandes, unserer besten Freuden, ist Wohlthat. Die Vorsehung streuet in den umgerissenen Boden den Samen des höhern Guten. Zwar mein kurzsichtiger Blick erkennt noch nicht, welche segensvolle Früchte daraus unsern Kindern und Kindeskindern hervorgehen werden; aber mein eigener Lebenslauf, das Schicksal der Völker, die ganze Weltgeschichte predigt es mir: Es ist nichts vergebens in der Welt!

Diese Kriege und diese Leiden geben dem einzelnen Menschen und ganzen Nationen ihre innere Seelenstärke wieder, die in wollüstiger Muße zu erschlaffen anfing. Im trägen Wohlleben des Friedens wähnte sich der größte Theil der Sterblichen nur zum Genuß irdischer Freuden geboren; er jagte nur diesen nach, und

versäumte sein edleres Selbst. An die Stelle religiösen Geistes waren spitzfindige Tändeleien des Verstandes, alberner Leichtsinn, hoher Dünkel, schlaffe Muthlosigkeit getreten. — Statt großer, gemeinnütziger Handlungen für die Stadt und das Vaterland, sah man nur das Getriebe ekelhaften Eigennutzes oder scheinheiligen Ehrgeizes. Statt der Begeisterung für Vaterland und Fürsten, hörte man die freche Sprache des Witzes, der kein Heiligthum ehrt. Die Tugend ward ein Wort, das aus den guten Gesellschaften verbannt wurde; Ehrlichkeit hieß Dummheit; Keuschheit eine thörichte Ziererei; Treue Mangel an Klugheit; Frömmigkeit Bigotterie oder Heuchelei; Muth der Selbstaufopferung für Andere phantastischer Stolz.

Dahin war es gekommen, daß die Menschen in ihrer sinnlichen Versunkenheit alle edeln und frommen Empfindungen und Handlungen verspotteten oder in ihren Quellen verdächtig machten. Mit dem Glauben an die Tugend war die Tugend selbst entflohen, und man erblickte nur geschmückte Laster. Der Verführer hieß Mann von Welt; Wollust galt für feine Sitte; Selbstsucht für Lebensklugheit; Religionsverachtung für Stärke des Geistes; Verläumdung für Witz; Selbstmord für Heldenmuth; Ehrsucht für Seelengröße.

Dies waren, dies sind immer die Wirkungen langen Friedens und des Mißbrauchs unserer Ruhe. Die Verweichlichung zog das Verderben der Denkart und Sitten nach sich. Darum mußten ganze Völker, ehemals stark und groß, fallen, und Fürsten mußten von ihren Thronen stürzen! — Dies war zu allen Zeiten das Schicksal verzärtelter, in sich selbst schwächlicher Nationen, die unter den entnervenden Künsten sinnlichen Wohllebens mit der Kraft und Begeisterung der Tugend die Liebe zum Vaterlande verloren hatten. Da war kein gemeinsames Vaterland mehr, wo nicht Alle mehr für Alle lebten, sondern sich Jeder in niedriger Selbstsucht einzeln sah. Da waren die Bande schon aufgelöset, und die haltungslose Masse stürzte beim ersten Sturme zerstäubend von einander.

Die Noth ist die beste Lehrmeisterin des menschlichen Geschlechts, denn sie ist die ernsteste. Nicht der Schoos der Wollust, sondern

die Gefahr erzeugt Helden. So müssen denn Kriege die verlorne Spannkraft der Gemüther wieder herstellen zu Allem, was groß und christlich genannt wird; die allgemeine Verarmung wird die entflohene Einfalt der Sitten zurückführen, in welcher allein Tugenden gedeihen, die der Welt Bewunderung sind. Es muß ein neues, ein besseres Geschlecht erstehen!

Am ersten aber von allen Tugenden des Christenthums wird die hochherzige Liebe zum Vaterlande erwachen, die Quelle der erhabensten Gefühle und Thaten. — Aber wen sollte auch nicht der Anblick des leidenden Vaterlandes erschüttern?

Von allen wunderlieblichen Gegenden des Erdballs, die Gottes Hand mit mannigfaltiger Pracht schmückte, ist uns doch die Stadt, das Dorf, der kleine Erdwinkel am theuersten, wo uns zuerst das Licht des Tages entgegenlächelte, wo wir als Kinder in harmloser Unschuld die ersten Freuden, die ersten Schmerzen fühlten, wo wir die ersten Träume einer goldenen Zukunft dichteten. Hier ist der Boden, der uns die ersten Blumen trug, und unsere ersten Thränen empfing. Hier ist die Wohnung unserer Freunde, hier das Grab unserer Aeltern, Brüder, Schwestern und Geliebten. Hier ist die Stelle, welche einst auch unsere Asche beherbergen soll. Dies ist das Land, dessen Gesetze unser Eigenthum und Leben schirmten, das Land, für dessen Wohlfahrt auch wir nach unsern Kräften sorgsam mitwirkten. Ob uns die Fremde lobe oder schelte: im Kreise unserer Mitbürger ist jedes Lob das süßeste, jeder Tadel am schmerzlichsten. Sie sind's, mit denen wir das allgemeine Glück oder Unglück tragen, wie mit Genossen einer Familie, mit denen wir vereint in Gottes Tempeln beten; an deren Seite wir einst im Grabe ruhen; mit deren Nachkommen einst unsere Kinder leben, und Schmerz und Freude theilen müssen.

Das Leiden des Vaterlandes ist auch unser Leiden. Es wird nur erträglich, wenn wir Alle daran tragen. Es kann nur geendet werden, wenn wir mit einem Herzen, mit einem Muthe, einem Entschlusse dagegen ringen.

Das Vaterland fordert die Liebe seiner Kinder: wer wird es verlassen? Sein Untergang ist unser eigener.

Welches sind die Forderungen unsers leidenden Vaterlandes? — Bereitwillig ist der Christ, sie zu erfüllen.

Vertrauen auf Gott! — denn dieses Gefühl muß unsern Muth erst emporrichten, ehe er zu ächt-christlichen Unternehmungen fähig wird! Vertrauen auf Gott — denn wir waren Zeugen, wie Menschenmacht uns wenig half. Vertrauen auf Gott — denn er ist, nicht Sterbliche sind die Lenker des Schicksals. Ein Wink von ihm, und ein einziger Augenblick kann Alles wunderbar umgestalten; und Rettung kommt, woher wir sie nicht erwarten; und Fülle und Ueberfluß kehrt zurück, da wir im Elend zu versinken meinen.

Vertrauen auf die Obrigkeit des Landes. Das Vaterland fordert es; der Regent ist nur stark durch den Willen und die Liebe seines Volkes. Entfernen wir daher Alles aus unsern Gemüthern, was Mißtrauen erregen kann. Erinnern wir uns beständig daran, daß der Regierung noch mehr, als dem einzelnen Bürger daran gelegen ist, Wohlstand und Frieden und Sicherheit zu gewinnen. Tadeln wir nicht mit blinder Voreiligkeit ihre Maßregeln, da wir weder ihre Absichten, noch ihre Hilfsmittel genug kennen; bieten wir vielmehr unsern Arm, unser Vermögen zu ihrer Hilfe willig dar, so wird sie im Stande sein, kräftig auszuführen, was sie weise beschlossen hat. Denn das vorlaute Tadeln der Obrigkeit und ihrer Maßregeln tödtet unsern eigenen Muth, und lähmt die Stärke des Ganzen. Ein Kriegsheer ist ohne blinden Glauben und Gehorsam gegen die Anordnungen des Feldherrn schon geschlagen, ehe der Feind es sah. Wie mag auch der einzelne Krieger im Gewühl den Befehlshaber beurtheilen, der von der Höhe seiner Stellung herab hundert Dinge in der Verkettung der Umstände sieht, die jenem verborgen liegen! Fester Glaube, eiserne Treue der Soldaten sind die Flügel ihres Muthes, und solcher Muth siegte oft schon über die mächtigsten Heere und die klügsten Berechnungen eines erfahrnen Feindes.

Aufmunterung verzagter Mitbürger zu vaterländischen Gesinnungen. Auch diese Pflicht fordert das leidende Vaterland dem Christen ab; denn wer den Muth derer untergräbt, die allein durch vereinte Kraft Rettung bringen können, oder wer

auch nur gelassen ihre dumpfe Trostlosigkeit sieht, der stürzt das Vaterland in den Abgrund.

Das Schiff, welches auf hohem Meere in wilden Ungewittern schwebt, über sich den brennenden Himmel, unter sich die Empörung der Wellen erblickt, ist aus den Stürmen oft gerettet durch die Unverzagtheit derer, die es trägt. Aber wenn die Arbeiter mit unmännlicher Feigheit am Ruder standen, Jeder mit blassen Wangen den Andern schreckte, Jeder nur sich und nichts Anderes retten wollte — dann war der Untergang Aller entschieden.

Erhalte daher in den Herzen deiner Vaterlandsgenossen immerdar die Hoffnung rege. Unterdrücke alle nachtheiligen Gerüchte, die den Muth niederschlagen; verbreite sie nicht selbst, und vermehre nicht die allgemeine Trostlosigkeit durch deine unbesonnenen Nachsprechungen. Denn nicht die Gefahr, auch die entsetzlichste nicht, ist in der Nähe so furchtbar, als die Todesangst der Erwartung ist. Sei Mann in der Noth; verherrliche in den Verhältnissen, worin du stehst, die Macht des Christenthums.

Sinne vielmehr schon frühzeitig nach, durch welche Mittel, durch welche vortheilhaften Einrichtungen künftigen Uebeln vorzubeugen wäre. Theile deine Wünsche und Vorschläge andern Rechtschaffenen mit. Vereinige dich mit ihnen zu jeder gemeinnützigen Hilfs- und Rettungsanstalt, oder unterstütze sie, so weit deine Kraft irgend reicht. Diejenige Noth ist halb besiegt, die wir kaltblütig voraussahen, und zu deren Empfang wir uns rüsteten. Der ist der ächte Sohn, der Held des Vaterlandes, nicht der es wegen empfangenen Wunden zu rächen weiß, sondern welcher es gegen neue und größere Wunden bewahrt.

Sei deinen Mitbürgern das erste Beispiel großmüthiger Aufopferung für die Rettung des Vaterlandes. Uebernimm daher willig, ohne Murren, ohne Seufzer, die Lasten, welche dir auferlegt werden; trage sie freudig, so lange du noch Kräfte hast. Gesetz und Obrigkeit fordern einen Theil deines Vermögens zur Beschirmung des Ganzen. Opfere den Theil, und rette das Uebrige. Und fordert dein Vaterland Alles — liefere es hin. Dein Bettelstab ist ein Scepter werth, deine ärmliche Hülle ist rühmlicher als manches Fürsten Purpurmantel.

Der hat das Vaterland verrathen und entehrt, welcher bei den Leiden desselben nur an sich und seinen Vortheil denkt. Nie bestraft sich der Eigennutz schneller, nie fürchterlicher, als in der allgemeinen Noth.

Es ist nicht menschliches Gefühl in dem Elenden, es ist satanische Empfindung, die dessen Brust bewegt, der aus Verarmung Anderer seinen Reichthum, aus dem Jammer Anderer seine Lust, aus dem Untergang Anderer seine Erhöhung, seinen Gewinn zieht. Er hat sich losgezählt von allen Guten und Edeln; er hat kein Vaterland. Er steht in den vordersten Feindesreihen wider seine Mitbürger; er will in den Thränen der Verzweiflung schwelgen; er plündert das Haus seiner weinenden Nachbarn, und zerreißt mit unbarmherziger Hand seine eigene Mutter, die vaterländische Erde.

Weit entfernt, durch die Armuth Anderer mit verruchtem Wucher sich zu bereichern, ist der christliche Staatsbürger der Erste, der sich selbst zur freiwilligen Armuth verdammt. Er will entbehren lernen, um Ueberfluß zu haben und mit diesem Ueberfluß Andere zu sättigen. Er wird allen Rechtschaffenen das Vorbild, wie der Christ handelt, wenn das Vaterland Noth leidet. Seine Einschränkung eigener Bedürfnisse hilft Andern die ihrigen erleichtern. Sein Erspartes wird ein Gemeingut der verunglückten Brüder. „Suchet der Stadt Bestes — ruft er mit Jeremias, — denn wenn es ihr wohlgeht, geht es euch auch wohl!“

So ist die Dankbarkeit des Christen gegen sein Vaterland. Je mehr Opfer er bringt, je theurer wird es ihm. Er ist keiner der treulosen, verrätherischen Freunde, die uns so lange liebkosen, als sie Nutzen davon haben. Er verläßt sein Vaterland nicht in den Tagen der Gefahr, um nur sich selbst und das Seinige in Sicherheit zu bringen. Er bleibt im Lande, das ihn redlich nähret, hofft auf den Herrn und thut Gutes. (Ps. 37, 3.)

Und wenn die Rettung des Vaterlandes endlich das Aeußerste, wenn sie unser Leben fordert — wir sollen es nicht verweigern. Ja, wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen! (1. Joh. 3, 16) ruft uns die Stimme des göttlichen Wortes zu. Und wer ist stolz genug, sich mit des Christen Namen zu schmücken, ohne den Muth zu haben, den göttlichen Willen zu erfüllen? Wir

sollen auch das Leben für die Brüder lassen, sterben können, wenn es sein muß, wenn die Gesetze, wenn die Obrigkeiten rufen, sterben für den Herd der theuern Heimath, für das Heil unserer Mitbürger, für das Glück und die Freiheit unserer Nachkommen.

Der Tod ist unser allerletztes Ziel. Ihm naht endlich der Fürst wie der Bettler. Wir fallen, wenn die Vorsehung winkt. Wir stehen, wenn sie will, und tausend Schwerter drohen unserer Brust vergebens, tausend Kugeln rauschen an uns vorüber. Gott wacht, und jedes Haar auf unserm Haupte ist gezählt.

Unter allen Todesarten aber, deren wir später oder früher endlich eine sterben müssen, ist die süßeste: der Tod fürs Vaterland. Er ist der edelste, denn wir empfangen ihn durch die Hand unserer eigenen Pflichten; er ist der heiligste, denn wir leiden ihn für das Wohl der uns am nächsten verwandten Welt. Der Tod fürs Vaterland ist ein Erlösertod; — ihn starben die Erhabensten der Menschen. Er ist ein Tod, glorreich, wie ihn die Märtirer des Christenthums starben. Sie sanken unter den Fahnen des Glaubens; wir unter dem blutigen Panier des Vaterlandes.

Und lohnt sich denn irgend schon hienieden ein tugendhaftes Gefühl schöner, als die Liebe zum Vaterlande, als die Aufopferung für unsere Mitbürger? — Warst du einer von den Rettern deines Landes, deiner Stadt, mit welchen himmlischen Empfindungen muß dich der Hinblick auf deine nützliche Thätigkeit umringen! — Wie heiter ist dein Blick auf Gott, in dessen Geist du wandeltest, der du selbst, gleich einem Gott, in den schwersten Stürmen ruhig, groß und segenverbreitend einhergingst! — Dich umgibt das Andenken herrlicher Bürger- und Christenthaten; du findest es in dem dankbar lächelnden Blick deiner Mitbürger und in der stillen Ehrfurcht der zu dir emporblickenden Jugend wieder. Dein Ruhm, als Bürger, als Christ, geht nicht mit dir aus der Welt, und über deinem Grabhügel steigt der Segensruf der Nachwelt zum Himmel.

Gott meiner Väter! sieh die Noth unsers theuern Vaterlandes. Lenke der Fürsten Herz! rette uns vom Jammer der Kriege.

Doch soll der bittere Leidenskelch an unserm Vaterlande nicht vorübergehen, o so gib Du uns Kraft und Muth, daß unsere Seele größer sei, als das Unglück! — Und mit festem Vertrauen auf

Dich, mit unerschütterlichem Glauben an Deine weisen und gerechten Verhängnisse, wollen wir muthig in das Leben hinaustreten, und freudig unsere letzte Kraft dem Glück unserer Brüder, der Rettung unsers Vaterlandes bringen. Heilig sei unserm Herzen das irdische Vaterland, in das Du uns geführt. Unsere Treue gegen dieses lohnt einst das ewige, das bessere Vaterland, zu dem Du unsere Seelen führen wirst. Amen.

44.

Der Tod für das Vaterland.

1. Joh. 3, 16.

Lehr' uns, hoher Todesüberwinder,
Lehr' uns sterben, der Du für uns starbst,
Und auf Golgatha für alle Sünder
Rettung und Beseligung erwarbst!

Lehr' uns sterben für der Brüder Frieden,
Freudig bluten für die heil'ge Pflicht!
Denn wer ruhmvoll enden kann hienieden,
Ganz vergebens lebte solcher nicht.

Wenn des Vaterlandes blut'ge Fahnen
Für des Vaterlandes Ehr' und Rechte weh'n,
Und sie uns zum letzten Opfer mahnen:
Wer darf wanken — wer von Ferne steh'n?

Läßt ein Hirt das Leben für die Heerde,
Stirbt ein Vater freudig für das Kind:
Was ist denn ums Vaterland Beschwerde,
Da wir Alle dessen Kinder sind?

Schlummert sanft, Heldenbrüder, Retter des Vaterlandes! Euer theures Blut strömte nicht vergebens aus Todeswunden. Das Opfer eures Lebens erkaufte einem Volke die verlorne Würde zurück. — Schlummert sanft! – Wie, schlummern? Ihr lebet noch! Eure Asche ruht, aber eure Geister freuen sich des Siegeswerkes noch! Ihr Unsterblichen, die ihr das Erdenleben verschmähet habt um den Segen der Nachwelt, ihr wohnet mit uns im unendlichen Vaterhause Gottes, wohin euch eure Werke folgten. Euere letzte That war euer Triumph, die Krönung eures irdischen Daseins.

Wohl tönet noch in stiller Kammer heimlich das Schluchzen

einer Schwester um den verlornen Bruder, einer Braut um den Geliebten. Wohl sehen wir die rothgeweinten Augen vieler Mütter, die bleichgehärmten Wangen früher Wittwen. Warum trauert ihr? Eure Brüder und Geliebten, eure Söhne und Gatten leben noch; sie sind noch in und mit dem Gott, der sie euch gegeben. Nach einem flüchtigen Traume weniger Erdenjahre begrüßet ihr die Glückseligen in einem schönern Dasein. Da Sterben das Loos der Sterblichen ist: warum jammert ihr, da ihre Stunde kam? Sie würde ihnen auch auf dem weichen Lager, in der Sicherheit ihrer Wohnungen, in euern Armen gekommen sein. Meinet ihr, es könne ohne den Willen des Allmächtigen ein neues Wesen entstehen, ein Kind geboren werden? Meinet ihr, es könne ohne den Willen des Weltregierers ein Mensch das Leben unter dem Himmel verlieren? Trauert nicht um einen Tod, welcher beneidenswürdiger, als das Leben vieler Andern, ist. Trauert nicht um den Heldentod für das Vaterland. Ist die Vollbringung einer der schönsten und größten Pflichten Thränen werth? War nun einmal das Ziel ihres Daseins gekommen, wie konnten die Edeln edler enden, als daß ihr letzter Athemzug in einer großen That erlosch?

An sich ist der Austritt aus der Welt, wie der Eintritt in dieselbe, ohne einen Werth, welcher dem Menschen zugerechnet werden könnte. Beide sind Nothwendigkeiten in der Ordnung der Dinge. Das Absterben eines Greises, die Geburt eines Kindes mögen für die Familie einige Wichtigkeit haben; aber dies Kind, wie der Greis, erscheinen und verschwinden, wie jedes lebendige Geschöpf. Daher sterben Millionen; ihr Gang aus dieser Zeitlichkeit wird von Wenigen bemerkt, weil es der Gang Aller ist.

Aber der Tod hört auf, an sich gleichgültig zu sein, sobald er entweder von ungewöhnlichen Umständen begleitet, oder sobald er ein Zeuge wird von der schwachen oder großen Denkart des Verstorbenen. Die Hinrichtung eines Mörders, das Sterben eines durch seine Wollüste verzehrten Unglücklichen, die Selbstentleibung eines Verzweifelnden erfüllen uns mit Ekel und Schaudern. Ihr Austritt aus dem Leben ist nur die Folge ihrer öffentlichen oder geheimen Verbrechen. Niemand will ihr Dasein preisen; wer möchte solchen Todes sterben?

Mit ganz andern Empfindungen erwärmt uns die Nachricht vom Tode eines Mannes, der für sein Recht, für seine Ehre, für seine Unschuld muthig das Leben dahin opferte. Mitten in unserer Wehmuth oder in unserm Mitleiden können wir nicht anders, als ihn bewundern. Sein Austritt aus dem Erdenleben ist die Folge seiner edeln Denkart und der Kraft seiner Tugenden. Es liegt in seinem Tode etwas Begeisterndes für die, welche ihn überleben, und sein letzter Athemzug predigte die große Wahrheit: Die Güter des unsterblichen Geistes sind mehr werth, als das Leben des Leibes.

Doch immer ist solch ein Tod nur Tod für die eigene Sache. Ehrwürdig und zu preisen bleibt das starke Tugendgefühl, welches ihn bewirkte; doch der Welt geschah dadurch vielleicht kein großer Gewinn. Schwerer ist es und höherer Geisteskraft bedarf es, sein Leben für das Lebensglück Anderer hinzugeben. Wer für Andere freudig in den Tod gehen kann, der ist vom Verdacht der kleinsten Selbstsucht fern; der vergaß, aus Liebe für den Nächsten, aus Treue zu ihm, sich selber. Er ist eines höhern Ruhmes werth.

Darum wird mit Recht von gebildeten Völkern, wie von Barbaren, Derjenige laut gepriesen und sein Name lange geehrt, welcher, das Leben seiner Mitmenschen zu retten, entschlossen in die Wasserfluthen springt; mit edler Selbstvergessenheit durch Feuerflammen rennt; für das Glück seiner Gemeinde das eigene Leben wagt und verliert. — Er hat für Fremdlinge mit einer Liebe gehandelt, die sich selbst aufopferte. Wenige Sterbliche sind groß genug, mit solchem Hochsinn für die nächsten Freunde zu handeln und zu bluten. Denn so tief ist im Ganzen die Menschheit gesunken, daß Wenige für ihre eigenen Verwandten, für Unglückliche, die sie täglich vor ihren Augen leiden sehen, einen Theil ihres Ueberflusses, das Nichtswürdigste von ihren gewohnten Bequemlichkeiten einbüßen möchten. Wie wären Menschen in solcher Selbstsucht fähig, mit erhabener Begeisterung für Anderer Glück zu leiden und zu sterben?

Ist aber der Tod für das Heil einzelner Sterblichen, der Rettertod für Freunde und Bekannte eine der herrlichsten Wirkungen der erhabensten Gemüthskraft: was ist der Tod für Wohlfahrt und Glück eines ganzen Landes, für Tausende von Mitbürgern,

für Männer, Weiber, Greise, Säuglinge, die wir nicht alle kennen, mit denen wir nichts gemein haben, als die allgemeine Mitbürgerschaft; der große Aufopferungstod nicht nur für Freunde und Bekannte, sondern selbst für Feinde; mit einem Worte, der große Tod für das Vaterland?

Er ist so groß, als die entgegenstehenden Fehler verächtlich und abscheulich sind — Feigheit, Verrätherei. So innig wird Feigheit gehaßt, daß selbst Kinder und schwache Weiber den Furchtsamen verspotten; und den Verräther verabscheuen selbst Völker, die er nicht verrieth, verabscheuen selbst diejenigen, die aus seinem Verrath Vortheil zogen. Um so glänzender ist der Tod für das Vaterland; selbst der Feind des Vaterlandes kann sich nicht erwehren, ihn am Feinde zu bewundern und zu ehren.

Es ist von allen Pflichten des Sterblichen für seine Mitmenschen die schwerste, darum die heiligste. Das Wort Gottes befiehlt sie: Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen! (1. Joh. 3, 16.) Jesus Christus, das göttliche Urbild der vollendeten Menschheit, gab uns mit seinem Tode das Beispiel zur Nachfolge. Aber wer erreicht dessen Höhe? Er starb nicht für seine Mitbürger, nicht für ein engbegrenztes Vaterland — nein, die Seligkeit unsers ganzen Geschlechts war sein Ziel; er starb den göttlichsten der Tode, den Welterlösertod. Und diesem nahe steht der Tod für die Wohlfahrt von Millionen unserer Brüder, für unsere Nachkommen in folgenden Jahrhunderten!

Wer in Erfüllung seines Berufes umkommt, treu demselben, verdient Hochachtung, selbst wenn er den Beruf nicht geliebt oder gesucht hätte. Und hat der Mensch einen göttlichern Beruf, als das Glück seiner Zeitgenossen und derer, die einst nach ihm leben? Wer nun mit Begeisterung und Liebe dieses Berufs sich der Gefahr des Todes hingibt, sich selbst dem Tode weiht — der hat sein Dasein auf Erden und den Zweck desselben herrlich vollbracht, dem weigern Erde und Himmel nicht den Lohn. Sein Untergang adelt ein ganzes, vielleicht ruhmloses, vorheriges Leben. Denn wer sterben kann für Anderer Glück, ist wahrlich kein ganz verdorbener Mensch gewesen. Wer das Schwerste freudig wollte, dem konnte wohl auch das Leichtere gelingen. Sein Heldentod verbürgt uns die Kraft, welche

in ihm wohnte. Es ist möglich, daß er in seinen ehemaligen Tagen manche Schwachheiten sich zu Schulden kommen ließ; es ist möglich, daß er sich in stillen, friedlichen Verhältnissen versäumte und seine Denkart verwahrlosete. Aber die Stunde der allgemeinen Noth war die Stunde seines Erwachens. Er ermannte sich zu seiner eigenen Würde, und sein Heldenopfer verdunkelte jede Erinnerung früherer Fehler. Andere konnten ihn vielleicht in kleinen Pflichten und Schicklichkeiten übertreffen, und dünkten sich besser, als er; aber für das Vaterland vermochten sie nicht zu leisten, was er; sterben konnten sie nicht, wie er. Darum ist Wahrheit darin, daß der Tod für das Vaterland ein ganzes, dunkles Leben adele. So läßt uns ein prachtvoller Sonnenuntergang die Trübe eines ganzen Tages vergessen.

Wer solchen Sinnes seine Tage schließt, vollbringt noch in der Todesstunde die Gesammtheit aller seiner Lebenspflichten — und Liebe für der Brüder Wohl und gänzliche Hingebung für sie ist, nach des Welterlösers Wort, die höchste aller Pflichten, die Summe aller göttlichen Gebote. Er hat an seinem Sterbelager keine fremden Beter vonnöthen, seine edle That betet für ihn; keiner kirchlichen Feierlichkeit vonnöthen, ihn weiht sein Blut. Er stirbt in der Tugend, und steht mit seinem schönsten Werke vor dem Thron des Richters, des Allerbarmers.

Und wie er im letzten Augenblicke, was er gelebt hat, adelt, so wird sein Sterben der Ruhm und das Leben seines Vaterlandes. Die Tapferkeit gefallener Krieger wird der Stolz des ganzen Volkes; ihre Leichenhügel auf entfernten Schlachtfeldern sind die dauerhaftesten Brustwehren und Wälle vaterländischer Sicherheit. Noch in spätern Jahren streitet das bloße Andenken ihrer Namen gegen den Uebermuth ungerechter Feinde, indem auch der verwegenste Eroberer vor einem Volke Ehrfurcht empfindet, welches solche Söhne zeugt, und die Erinnerung an Helden der Vorzeit in den Nachkommen zu ähnlichen Großthaten begeistert.

Unsterblich, wie die Geister, sind auch die Früchte ihrer Tugenden. Es geschieht im Weltleben nichts Großes und Gutes, welches nicht groß und gutwirkend auf weit entfernte Zeiten fortdauern sollte. Der Tod der Helden für das Vaterland bleibt

Segen für das Vaterland; es leben gleichsam ihre Schatten noch unter den Enkeln, und führen sie in die Bahn des wahren Ruhms.

Sie haben ihre Pflicht vollbracht! Durch ihre Selbstaufopferung sind wir frei, und dürfen wieder Glauben zur Erneuerung alter Glückseligkeiten, zu verjüngter Dauer eines langen Friedens fassen. — Lasset uns auch unsere Pflichten vollbringen, die wir leben, gegen die Edeln, die für unsere Ehre, für unsern Ruhm ihr Alles, Blut und Leben, zum Kaufgeld machten. Nicht weinerliches Mitleiden, nicht kalte Bewunderung, nicht künstliche Lobrednerei sind wir ihnen schuldig — nein, Dankbarkeit in Wort und Werk. Gebet ihnen von euerm Ueberflusse, denn durch ihren Tod besitzet ihr euer Hab und Gut; gebet ihnen von euern Freuden, denn ihr Heldenherz hat euch diese errungen.

Wie können wir den Todten geben?

So fragt kein Herz, welches fähig ist, den großen Opfertod für das Vaterland zu würdigen; so fragt kein Herz, welches edel genug empfindet, dankbar zu sein.

Ehret ihr Andenken! Lasset ihre Namen nicht in schimpflicher Vergessenheit untergehen! Bewahret sie in euern Dörfern und Städten, zum Ruhm eurer Gemeinden, für deren spätere Bewohner. Sprechet jährlich an einem feierlichen Gedächtnißtage die theuerwerthen Namen vor euern Kindern und Kindeskindern aus; rufet sie den spätern Jahrhunderten zu: Auch aus unserer Mitte starben Männer den Rettertod für das Vaterland! Diese Namen retten vielleicht eure Enkel dermaleinst vom Sklaventhum, indem sie zu neuen Heldenwerken begeistern.

Ehret ihr Andenken! Nicht mit todten Worten, nicht mit Ehrensäulen und Inschriften. Das Wort verfliegt, der Stein verwittert. — Aber blicket umher. Es leben die Wittwen, Waisen und Geschwister der Tapfern, die für euch bluteten und starben. Die Ehrenbezeugungen, welche ihr vergebens den Verstorbenen zollen möchtet, bringet sie dem Blute, welches noch in den Adern ihrer Verwandten rollt. Gewähret diesen die Auszeichnungen, welche ihr den Vätern, Gatten und Brüdern derselben schuldig seid, die euere und eurer Heimath Ehre unter Tod und Wunden behaupte-

ten. Was ihr den Geringsten unter deren Nachkommen thut, das habet ihr jenen Helden und Opfern selbst gethan!

Das war einst die Weise der Vorwelt nach ruhmvollen und glücklichen Kriegen. Dadurch ward in jeder Brust die Liebe des Vaterlandes fortwährend entflammt; dadurch wurden Völker frei und groß, und dem Eroberer unantastbar. Aber mit der Entnervung, Schlaffheit und Selbstsucht, welche allmälig überhand nahm, verschwand die Dankbarkeit. Der Neid und die Verleumdung fochten jedes große Verdienst im Staate an, und schonten weder des Lebenden noch des Todten. Man hatte den Glauben an die Tugend verloren, darum verlor sich die Tugend selbst und ward selten. Gleichgültigkeit gegen das Vaterland trat an die Stelle der alterthümlichen, heldenmüthigen Liebe desselben; man hatte Söldnerheere, aber keine begeisterten Krieger. Man beurtheilte mit boshaftem Vorwitz die Maßregeln der Fürsten und Obrigkeiten, aber verlernte den freudigen Gehorsam. Man sah Rangordnungen und Stände, aber keine Mitbürgerschaft. Es gab Parteigeist, aber keinen Gemeinsinn. Darum stürzten Reiche in Trümmer; darum wurden Völker zertreten. Erst die allgewaltige Noth gab den schlaffen Gemüthern wieder Kraft, und das Elend lehrte tugendhaft und weise werden. — Wollen wir es bleiben?

Wie sich die volle Tugendhaftigkeit und der Edelsinn des einzelnen Menschen am unzweideutigsten in seiner Dankbarkeit gegen Wohlthäter offenbart: so spricht sich auch die öffentliche Tugend eines Volkes am reinsten in den Gefühlen der Erkenntlichkeit gegen seine Retter und deren Nachkömmlinge oder Verwandte aus.

Und mögen Dörfer, Städte, Provinzen, ganze Staaten diesem zarten Pflichtgefühl fremd bleiben, bleibe du es nur nicht, du einzelner Bürger, in deinem Hause. Wer hindert dich, Christ zu sein, und sänke eine Welt in Barbarei zurück? Wer hindert dich, jenen Hochsinn in Werk und Wort zu äußern, zu welchem Christenthum und Vaterlandsliebe dich entflammen? Wer hindert dich, dankbar zu den Familien hinzueilen und ihnen Rath, Hilfe, Beistand, Trost zu bringen, deren Mitglieder unter den Waffen stehen im Angesichte des Feindes und umzingelt von Todesgefahren? Was hindert dich, Waisen, Wittwen und Geschwister derer zu unterstützen,

die heldenmüthig im Kampfe für des Vaterlandes Freiheit und Wohlfahrt fielen? Siehe, sie sind auch für dich in den Tod gegangen; sie haben auch für deine Sicherheit geblutet. Du genießest noch einigen Wohlstand; aber nur darum freuest du dich noch deines Eigenthums, deiner Kinder, deines Lebens, weil jene Tapfern den Muth und die Entschlossenheit hatten, für dich und die Deinigen im Tode unterzugehen. Wie, wenn die, welche die Wahl traf, für dich und dein Gut in den Streit zu ziehen, feigerweise gewichen wären? dich und dein Gut einem erbitterten Sieger überlassen hätten? Was wäre dir geblieben? Was wäre den Deinigen für ein Loos geworden? Was hättest du deinen Kindern geben können? — Sie gaben ihr ganzes Dasein für dich, und wenn du ihren Hinterlassenen und Verwaiseten die Hälfte deines Gutes gäbest, würdest du damit schon Gleiches mit Gleichem vergolten haben?

Wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder! Ist aber das Leben nicht mehr werth, denn Kleidung und Speise? Wer will mit diesen geizen, wenn Andere jenes für ihn wagen?

Gerechter Gott, wir haben vielfältig erkannt, daß jeder Sünde ihr Strafengel folgt, der Sünde des Einzelnen, wie der Sünde eines ganzen Volkes!

45.

Bürgerliche Eintracht.

Jes. 24, 5. 6.

Sie knieten hin vor falschen Göttern,
Die schnöde Selbstsucht ward ihr Gott,
Gehorsam nur dem Witz von Spöttern,
Und ihre Weisheit ward zum Spott.
Es kam ein ernster, großer Tag,
Und ihre stolze Macht zerbrach!

Sie haderten um eigne Rechte,
Und Keiner war dem Andern treu;
Und führte sie zur Sklaverei.
Es kam ein ernster, großer Tag,
Und Alle traf der Knechtschaft Schmach.

Gott unsrer Väter, tief im Staube
Lag einst Dein Volk, in sich entzweit,
Doch blieb's nicht Babylon zum Raube,
Du winktest, und es ward befreit.
Jerusalem, umsonst belehrt,
Blieb doch entzweit, und ward zerstört.

Wenn ein Volk reif ist zum gänzlichen Untergange, so zeigt es dies seinen Nachbarn an durch die eigene innere Zwietracht, in der es durch sich selbst zerfällt. Dann verkündet es seine Würdigkeit zur Sklaverei durch Parteiungen, die ihre besondern Zwecke der Erhaltung des Ganzen vorziehen. Dann wollen einzelne Familien ihr Haus über die Stadt erheben, und müßte es auf den Trümmern derselben sein; dann vergißt eine Stadt über ihrem Nutzen die Wohlfahrt des gesammten Landes. Dann ist jedes Dorf mehr um sich selbst, als um die Provinz bekümmert, und jeder Hausvater mehr um seinen Hof, als um die Aufrechthaltung der Gemeinde. — Diese Zwietracht aus Stolz oder Eigennutz ist die Verwesung und Auflösung der Staaten. Die Nachbarn sehen es, und bemächtigen sich mit leichter Mühe des wohlfeilen Raubes.

So ging einst das Volk Gottes unter, welches Moses vergebens aus Aegyptens Sklaverei geführt hatte; es sollte nun zur Knechtschaft von Babylon gehen. Es ward vergebens aus der Gefangenschaft Babylons geführt; durch innere Gährungen und Zer-

würfnisse aufgelöset, fiel es in Roms Gewalt, und die Burg Sion und Jerusalem, die herrliche Stadt, wurden Asche. — Auch dies Volk bewies durch sein Beispiel die ewige Wahrheit der Weltgeschichte, Tapferkeit sei weit gewöhnlicher, als Weisheit, und leichter, Unabhängigkeit und einen hochgeachteten Namen zu erkämpfen, als lange zu behaupten. Wie gewaltig ward es durch seine Waffen unter David, wie reich und blühend durch geschäftigen Gewerbfleiß unter Salomon! Aber aus dem Wohlstand erwuchs Ueppigkeit, Stolz und Eigensinn; daraus Zwietracht der Stämme. Sie trennten sich, befeindeten sich, und wurden selbst nicht scheu, Bürgerblut zu vergießen. Sie zertraten die Gesetze und verspotteten die geschwornen Eide, hielten mit den fremden Völkern lieber, als unter sich, zusammen, und vergaßen des ewigen Bundes. Da stand weissagend Jesaias auf, der weise Prophet, und sprach: „Das Land ist entheiligt von seinen Einwohnern, denn sie übergehen das Gesetz, und ändern die Gebote, und lassen fahren den ewigen Bund! Darum trifft der Fluch das Land, denn sie verschulden es, die darin wohnen. Darum verdorren die Einwohner des Landes, daß wenig Leute übrig bleiben. (Jes. 24, 5. 6.)

Des hohen Propheten Wort, den Juden ward es gesprochen, allen Völkern galt es. Es gilt noch unserm Jahrhundert; es gilt unserm Volke! Noch haben sich die Stürme der Zeiten nicht gelegt; nicht unsere Waffen, nicht unsere Klugheit und List können uns retten, wenn Frömmigkeit und feste Eintracht fehlen; wenn nicht, um das Ganze zu behaupten, jeder Einzelne seine eigenen Absichten und Zwecke dem Bestehen des Ganzen aufopfert. Aber Jesaias redete vergeblich zum Wahnsinn der empörten Leidenschaften, seine Weisheit schien den erbitterten Parteihelden Thorheit; Jeder dünkte sich klüger und verschmähte die einfachen Grundsätze öffentlicher Glückseligkeit; achtete keine Erfahrungen aller Zeiten — darum ging Juda unwiederbringlich unter.

Was unter Gottes Segen errungen worden, kann allein durch bürgerliche Eintracht und Frömmigkeit behauptet werden. Man schmeichelt sich vergebens, alle Gefahr sei beseitigt, und kein neuer Umschwung zu befürchten; man könne sich der Freude überlassen, und ein Jeder fordern und durchsetzen, was ihm gefalle. Das

Glück der Waffen ist wandelbar. Ein einziger Tag, ein geringes Versehen, ein unerwarteter Umstand, kann plötzlich Alles umgestalten. Wehe dem, der sich allzufrüher Sicherheit überließ, und zu dem alten Eigendünkel zurückkehrte, durch welchen schon so viel verloren worden. Was Eintracht mühsam gebaut, reißt der Fluch der Zwietracht nieder; was Gemeinsinn erwarb, verzehrt Selbstsucht.

Die Gefahr eines Volkes dauert so lange, als die Macht des andern, welches ihm schaden kann. Die Macht des andern aber steigt, wenn die Kraft derer sinkt, welche ihm widerstehen wollen. Zwietracht aber ist die Vernichtung aller Kraft. Es ist noch selten ein Volk dadurch in Gefahr und Untergang gekommen, daß es von einer überlegenen Heerschaar angegriffen wurde; denn auch kleine Völker haben oft schon über größere den Sieg davon getragen, wenn lebendiger Wille Alles bewegte; aber durch bürgerliche Entzweiung, durch Treuloswerden an sich selbst, sind die mächtigsten Staaten versunken. Die Gefahr währt so lange, als Eigennutz da ist, welcher das Land verrathen kann.

Wem theuer und werth ist, Glied eines Volkes zu sein, das der Achtung fremder Völker würdig ist; wem theuer und werth ist, ein Vaterland zu haben, welches in Unabhängigkeit dasteht, und sein Leben von keinem andern entlehnen muß; wem theuer und werth ist, das ruhmwürdig zu behaupten, was ruhmwürdig die Väter gestiftet und durch blutige Kämpfe erworben haben; wem häusliche Glückseligkeit theuer und werth ist, die ohne Wohlsein des ganzen Volkes nicht möglich ist: der muß mit seiner ganzen Kraft zum *Bestehen bürgerlicher Eintracht und unerschütterlichen Gemeinsinns* hinwirken. Jeder soll es, denn aus einzelnen Menschen bestehen Familien, Gemeinden und Völker. Jeder soll es, denn die Weisheit aller Einzelnen ist die Weisheit des Volks.

Darum soll sich und seine Kräfte Keiner zu gering achten, und sprechen: Was vermag ich, wenn Andere anders denken? Wie kann ich allein wider den Strom schwimmen? Was nützt meine Aufopferung, wenn die Uebrigen in ihrer Selbstsüchtigkeit beharren? Ich allein würde mich verderben, und die Andern würden

meiner spotten und sagen: sehet, er hat den großen Vaterlandsfreund spielen wollen, um sich auszuzeichnen, aber es ist ihm übel gerathen. O, wer so spricht, hat mit seiner Feigheit schon die gute Sache verrathen. Wem das Urtheil unedler Menschen so viel gilt, hat schon auf den Beifall Gottes und der Rechtschaffenen Verzicht gethan. Er beschönigt nur mit der Verworfenheit Anderer seine eigene.

Fasse Muth, sei Christ, und werde deinem Volke, deiner Gemeinde, was du als Christ sein sollst! Befördere unermüdet, unerschrocken das Einzige, was zum Bestehen und Dasein deines Vaterlandes Noth ist: bürgerliche Eintracht. Schon oft hat ein weises Wort, zur rechten Zeit, am rechten Ort geredet, Wunder gethan; schon oft hat ein kräftiges Beispiel die Menge zur Nachfolge gereizt. Denn was wahr ist, überzeugt zuletzt auch den widerspenstigsten Trotz des Eigensinns; und dem, was recht und gut ist, kann endlich Keiner widerstehen.

Befördere bürgerliche Eintracht. Sie entsteht von selbst, wenn du ihre Hindernisse aus dem Wege räumst.

Eins der gefährlichsten ist nicht selten die Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen, welches leicht zwischen den verschiedenen Ständen, zwischen Städten und Dörfern, nebenbuhlerischen Gemeinden und Vorstehern verschiedener Aemter aufsteigt. Es ist gewöhnlich ein armseliger, selbstsüchtiger Stolz, der mit der Zeit in Leidenschaftlichkeit entartet, durch welchen einzelne, strafwürdige Personen das Glück der Gesammtheit zerrütten. Tritt du versöhnend ein, wenn dich deine bürgerlichen Verhältnisse dazu fähig machen, und kannst du die Thorheiten Anderer nicht bessern, hilf die schlimmen Wirkungen derselben mindern in deinen engern Verbindungen. Dies kannst du. Jeder Hausvater, jede Hausmutter vermag es.

Oft ist es der niederträchtigste Handwerks- und Brodneid, welcher die Bürgerschaft zu entzweien fähig ist; oft der Ehrgeiz einiger Wenigen, welche, um sich Einfluß zu verschaffen, mit schadenfroher Bosheit diejenigen verfolgen und verleumden, deren öffentliche Achtung ihnen im Wege steht; oft ist es nur alte Rangsucht von Familien, deren jede den Vorzug besitzen möchte; oft ist

es Eigennutz einiger Bürger, welche weniger zum öffentlichen Wohl beitragen und die gemeinen Lasten auf Andere wälzen möchten, wodurch die Einigkeit des Gemeinwesens verloren geht. Wer kann die tausend finstern Quellen alle zählen, aus welchen das Verderben der Gemeinheiten und der Völker unmerklich hervorbricht! Beobachte, was die Hauptursachen bürgerlicher Uneinigkeit gegenseitigen Mißtrauens und Kaltsinns sind in deiner Gemeinde; diesen wehre mit Wort und That, mit Warnung und Beispiel.

Ein anderes Hinderniß der Eintracht, und vielleicht das gemeinste in unsern Zeiten, ist der Eigensinn derer, welche den ehemaligen Zustand der Dinge zurückfordern, in welchem sie sich vormals befanden. Ohne vollkommene Wiederherstellungen der innern Ordnungen der Völker, ganz wie sie vor Zeiten gewesen, ist eine Wiedergeburt der alten Rechtsame ungedenkbar. Die innern Ordnungen jedes Staates müssen sich nach den äußern Verhältnissen desselben zu seinen Umgebungen richten; denn sie sind die eigentliche Art, wie ein Staat seine gesammten Kräfte gegen die übrigen richtet. Nun aber hat die Gewalt der Zeiten alle Umgebungen verändert; nichts ist dasselbe geblieben; folglich können, ohne Verderben des Staats, auch seine innern Einrichtungen nicht mehr die alten sein. Sie müssen sich auf die gegenwärtigen Bedürfnisse beziehen, und ihnen begegnen. Seine innern Kräfte selbst, zum Theil geschwächt durch den langen Kampf, sind nicht mehr die alten. Es haben neue Hilfsmittel aufgeboten werden müssen, den Abgang anderer zu ersetzen.

Wie der Mensch von seiner Kindheit, von der ersten Minute seines Athmens an, in einer unaufhörlichen Veränderung und Entwickelung seiner Kräfte ist; wie das Kind dem Säugling, der Jüngling dem Kinde, der Mann dem Jüngling, der Greis dem Manne ungleich wird: so auch ist sich jedes Volk in verschiedenen Zeitaltern ungleich. — Kein Jahr läßt den schwersten, härtesten Felsen ganz unverändert.

Diese fortsteigende Veränderung und Entwickelung der Völker ist die Sache und das Werk und der Wille des Weltregierers. Es ist vergebens, sich wider die große, ewige Weltordnung aufzulehnen. Es ist möglich, daß wir durch allerlei gewaltsame Versuche

endlich etwas Anderes hervorbringen; aber das Alte wird nie wieder neu, und die Herstellung alter Formen ist nicht die Wiederherstellung des alten Geistes. Jene werden, unversöhnt mit dem neuen Geiste und Bedürfnisse, nur drückend sein, statt wohlthätig, und nur zu größerm Verderben wieder zertrümmern.

Darum befördere Eintracht unter deinen Mitbürgern, nicht zu eigenen, gewaltsamen Schritten, sondern zur Aufrechthaltung öffentlicher Ordnung. Auch das Schwerste wird leicht, wenn es gemeinsam und mit Entschlossenheit und Vaterlandsliebe Aller getragen wird.

Befördere Eintracht und Gehorsam gegen die Obrigkeit. Diese, von Gott verordnet, für Aller Wohl zu wachen, Aller Schicksale erträglich zu machen, jeden Rechtschaffenen mit Nachdruck zu schützen, ist nur stark durch Vertrauen und Eintracht Aller. Sie wird zur Schattengewalt durch den Zwist der Unterthanen. Sind Aufopferungen nothwendig für das öffentliche Wohl: ermahne du, o Christ und Vaterlandsfreund, zuerst diejenigen, welche dawider murren, daß sie bereitwillig beisteuern mit ihrem Vermögen und ihren Kräften. Gib du zuerst das Beispiel des gemeinnützigen Sinnes für das Vaterland, für welches Jeder sich selbst verläugnen soll.

Vater im Himmel, verleihe mir Kraft, daß auch ich in meinem geringen Wirkungskreise, den mir Deine Vaterhuld anwies, den Samen der öffentlichen Zwietracht unterdrücke, wo ich ihn keimend finde. Verleihe mir Kraft, daß ich Freundschaft, Versöhnung, Zuversicht auf Deine Hilfe überall durch Wort und Beispiel erwecken könne; daß ich, wo sich schädliche Nebenbuhlerei und Eifersucht unter meinen Mitbürgern äußert, dieselbe in Einigkeit Aller für Fürst und Gesetz, für Obrigkeit und Vaterland verwandeln könne.

46.

Ueber die Achtung gegen fremde Völker.

Spr. Sal. 14, 34.

Die sittliche Verbesserung der Nationen muß aus ihnen selbst, gleichsam von innen, hervorgehen; sie kann nicht von außen

hinein gebracht werden durch den Willen guter Fürsten oder durch den Zwang der Gesetze. Denn Fürsten und bürgerliche Gesetze können zwar über äußerliche Zucht anordnen, aber nicht über die Geister und deren Gedanken gebieten. Haben wir nicht viele Völker gesehen, welche die besten Gesetze, die besten Obrigkeiten hatten, und dennoch in Leichtsinn, Ueppigkeit, Selbstsucht und Ungerechtigkeit versanken? Haben wir nicht nur zu oft schon schlechte, ruchlose Kinder frommer, redlicher Aeltern gesehen?

Eine innere, religiöse Ueberzeugung muß die Völker zu dem bringen, was Volksgerechtigkeit heißt. Alle andern Mittel, Nationen zu erheben oder glücklich zu machen, sind unzulänglich. Es ist allerdigs möglich, daß ihr durch die Worte von Freiheit und Ehre eine Menschenmenge begeistert und zu großen Unternehmungen lockt. Aber ohne innere Tugend kann keine Freiheit, keine Ehre bestehen oder erworben werden. Die Anstrengung der Begeisterten wird einige Zeit glänzend sein, aber unerwartet schnell wieder in sich selbst vergehen. Auch Jerusalem wollte einst wieder frei sein vom Joch der Römer; aber im Volke lebten nicht mehr die alten Tugenden seiner Vorwelt, und Jerusalem ward zum kläglichen Schutthaufen. Es kann die Gefahr des allgemeinen Untergangs endlich wohl die Zwieträchtigen vereinen; doch ohne innere Tugend führt, nach verschwundener Gefahr, die neue Zwietracht desto gewisser einem neuen Untergang zu.

Was nicht die Kraft der Gesetze, was nicht das Gebot weiser Fürsten vermag, die innere Verbesserung des Volks zu bewirken, das kann mit größerm Erfolge durch Entschluß und Beispiel der Einzelnen im Volke selbst geschehen. Auch der geringste Bürger, auch die kleinste Familie kann dazu beitragen. Was jemals Gutes und Großes von bleibender Dauer in der Welt geschah, ist selten von denjenigen erfunden oder gethan worden, welche im gemeinen Leben die Großen genannt werden; sondern weit öfter durch die Kraft und Weisheit und Tugend wenig begüterter, wenig angesehener Personen. — Jesus Christus selbst wählte zu den ersten Verkündern seines, die ganze Welt verändernden; heiligen Glaubens nicht Männer, die auf Thronen saßen, oder durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit berühmte Leute, oder durch Familien von

außerordentlichem Reichthum; sondern unbekannte, niedrige, arme Leute, in welchen aber das Gift des Zeitalters noch nicht die Kraft und Reinheit des Gemüthes zerstört hatte.

Und kann also auch ich, kann jeder Einzelne zur Beförderung der Volksglückseligkeit beitragen: o wie herzerhebend muß dies für mich und jeden Rechtschaffenen sein, dem das Glück der Menschheit, dem Ruhe, Wohlstand, Kraft und Ehre seines Vaterlandes, dem Religions- und Christussinn über Alles theuer sind!

Ja, ich kann es! Gutes zu thun ist auch der Schwächste der Sterblichen mächtig genug. Denn wer das Gute will, mit dem und in dem ist Gott und Gottes Segen. Es geschieht keine edle That unter der Sonne vergebens; jede wird zur fruchtgebenden Saat für die Welt und für unser eigenes Herz. Darum tritt hervor mit Kraft und That, und hilf das verlorne Glück deines Volkes nach allen Kräften retten, oder es dauerhaft machen.

Wie aber kann ich das? — Es ist dir gesagt worden in Gottes heiligem Wort: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. — So sei nun, was du wünschest, daß deine ganze Mitbürgerschaft sein oder werden sollte. Indem viele Einzelne das Wahre und Bessere ergreifen, ist es vom Volk ergriffen. Denn aus den Einzelnen besteht das Volk.

Die Denkart und Sinnesweise eines guten Volkes wirkt aber gewaltvoll auf Denkart und Sinnesweise der Obrigkeiten und Herrscher zurück. Der große Strom der öffentlichen Meinung leitet auch sie; denn nur durch ihn sind sie stark, und ohne ihn schwach. Ueber ein tugendhaftes, gerechtes, ehrliebendes Volk wird nicht leicht ein Gewaltiger wagen, ehrlos und lasterhaft zu sein. Nur entnervte und zwiespaltige oder durch Wollüste bestechliche Nationen finden endlich ihre Unterdrücker.

Gerechtigkeit aber erhöhet ein Volk. — Gerecht sein heißt, also beschaffen sein, daß man zu dem taugt, was man sein will und sein soll. Ein gerechtes Volk soll mithin diejenigen Eigenschaften haben, welche nöthig sind zu einem Volke, das in Kraft, Glück und Ehre bestehen möchte. — Gerecht sein heißt ferner, die eigenen Rechte so wie die Rechtsame Anderer ehren. Der ist ein gerechter Richter, der zu dem taugt, was er sein soll; und er taugt dazu,

wenn er Gefühl und Hochachtung für die Rechte Anderer hat, die vor seinem Stuhle stehen.

Es ist also das ein rechtschaffenes Volk, welches nicht nur seine eigenen Rechte, sondern auch die Rechte anderer Völker ehrt, und das weise Wort Jesu Christi erfüllt: was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht! Und zu dieser Gerechtigkeit kannst du in deinem Wirkungskreise beitragen, wäre er auch noch so klein. Dazu ist dir kein Thron, kein Einfluß auf Regenten, keine große Gelehrsamkeit, kein sogenanntes hohes Herkommen, kein Reichthum vonnöthen.

Laß jedem Volke Gerechtigkeit widerfahren, es sei mächtig oder schwach, es sei dir benachbart oder entfernt, es sei mit deinem Volke verbündet oder in Feindschaft. Nur eine Nation, welche gerecht denkt gegen andere, darf erwarten, daß man auch gerecht gegen sie selbst denken werde.

Verkleinere und bespöttele nicht das wahrhaft Gute, was andere Völker wirklich besitzen. Erkenne vielmehr willig die Vorzüge an, welche du bei ihnen findest. Denn wie Gott jedem Lande eigenthümliche Vortheile und Nachtheile, so hat er auch jedem Lande eigenthümliche Anlagen und Kräfte verliehen. Ein durchaus verdorbener Mensch würde unfehlbar endlich durch sich selbst zu Grunde gehen müssen; eben so ein durchaus schlechtes Volk. Es würde ein solches, wenn eins vorhanden wäre, eher dein Mitleiden erregen, als deinen Haß. In jeder Nation sind edle, tugendvolle Bürger; in jeder sind vortreffliche Eigenschaften zu finden, die deine Achtung verdienen. Aber auch in jeder sind, selbst in deinem eigenen Volke, schlechte Mitglieder, unwürdige Neigungen und Bestrebungen.

So sei denn gerecht. Urtheilst du über das Ausland, so sieh nicht bloß auf dessen Mängel, oder mache die Fehler desselben nicht größer, als sie in der That sind. Wer so boshaft und voreilig über ganze Völker abspricht, beurkundet nur theils die Schwäche seines Verstandes, den vielleicht alberne Vorurtheile erdrücken, theils die Leidenschaftlichkeit seines Herzens. Wann redet und handelt aber, wer im Zorn redet und handelt, weise und wahrhaft?

Es ist eine der unverständigsten und gefährlichsten Maßregeln,

wenn man Völkern gegen Völker Nationalhaß einzuflößen sucht, um auf ihre Tapferkeit in allfälligen Kriegen desto besser Rechnung machen zu können. — Haß zeugt Haß, wie Liebe Gegenliebe zeugt. Wer Nationalhaß befördert, muß sich dagegen auf Nationalkränkungen gefaßt machen; muß sich darauf gefaßt machen, daß einst bei unglücklicher Wendung des Krieges sein Vaterland mit desto größerer Grausamkeit gemißhandelt werde, weil nicht nur der feindselige Fürst, sondern, was ungleich schlimmer ist, jeder Einzelne des feindseligen und durch leidenschaftlichen Haß gereizten Volkes, Rache zu nehmen wünscht. Haß zeugt Haß. Er wird selbst in Friedenszeiten zur Quelle vieler widerlichen Neckereien, unter denen oft die allerunschuldigsten von deinen Mitbürgern am meisten leiden müssen. Er kann selbst in Friedenstagen deinem Volke mancherlei bedeutende Vortheile rauben, die ihm außerdem vom Auslande zu Theil geworden wären.

Sei gerecht in der Werthschätzung anderer Nationen; miß nicht das Unrecht, was Einzelne thun, dem Ganzen bei; erhebe nicht dich und die Vorzüge deines Vaterlandes mit thörichtem Nationalstolz über alle Tugenden anderer Völker. Denn es gibt kein auserwähltes Lieblingsvolk des Himmels; und ein anderes hat da Vollkommenheiten, wo das, zu welchem du gehörst, seine Schwächen nicht verhehlen kann.

Es gibt eigentlich weniger Nationalstolz oder ausgesprochenes Selbstgefühl unseres Gesammtwerthes, als Nationaleitelkeit oder prahlerisches Prachttreiben mit unserm Haben und Können. Diese Eitelkeit gehört aber nichts weniger als zu den Blüthen der öffentlichen Tugend, sondern sie ist eine der Welt ausgestellte Urkunde verborgener Schwäche. Wer sich innern Verdienstes bewußt ist, hat nicht vonnöthen zu prahlen, um Achtung zu gewinnen. Nur wer die Ueberlegenheit Anderer nicht läugnen kann, sucht sich durch Nebendinge einen Rang über sie zu geben; oder wer unwissend genug ist, fühlt Vergnügen darin, einen Andern, den er nicht hinlänglich kennt, neben sich zu verachten.

Wie Eitelkeit und Stolz an einem einzelnen Menschen zu seinen beleidigendsten Fehlern gehören, welche man im gemeinen Leben am wenigsten zu verzeihen geneigt ist: so ist der Nationalstolz, wie

er sich auch äußern möge, lächerlich oder empörend für andere Völker, gegen die er geübt wird. Nationalstolz ist einer unserer Leiter zu großen Handlungen. Er flößt leicht Uebermuth ein im Betragen gegen die Nachbarn, der früh oder spät durch eine rächende Stunde gedemüthigt wird; er flößt uns allzugroße Nachsicht gegen unsere Schwächen, allzugroße Sicherheit in unserm Benehmen ein, während der Scharfblick Anderer gegen unsere Unvollkommenheiten und Blößen keineswegs blind bleibt, und sie zu Nutze zieht.

Ehre die Rechte jedes Volks, und hilf sie ehren. Sprich deine Achtung für die Unschuld und die Befugnisse anderer Nationen da aus, wo Ort und Zeit dich dazu auffordern, und du von ihrer Unschuld und ihren Gerechtsamen überzeugt bist. Es muß sich eine öffentliche Meinung bilden, welche dem Eroberer, dem Ländersüchtigen, dem Volksunterdrücker entgegensteht. Ein Volk, welches gleichgültig bleibt bei unverdienter Mißhandlung eines andern durch Uebermacht, verdient selbst das Loos der Mißhandlung zu erfahren, und wird es früher oder später erfahren. Denn ohne die Schlaffheit, Selbstsucht, Gleichgültigkeit oder den kleinlichen Nationalhaß der Völker unter einander, würde es nie einen allgemeinen Unterdrücker, einen Welteroberer gegeben haben. Und die Rechte aller Nationen zu zertreten, muß man die erstern verwirren, die letztern entzweien.

Gott ist, auch wenn du ihn nicht siehest; es ist eine Tugend, auch wenn sie nicht geübt wird; es ist ein Völkerrecht, auch wenn es von der Leidenschaftlichkeit der Gewaltigen auf Erden nicht geachtet würde. Was es ist, dies Recht der Völker, das fühlst du, das fühlen alle Nationen, das fühlt auch die gewaltthätige Habsucht des Tirannen, welcher es mit Hinterlist oder Uebermuth verletzt. Auch der Bösewicht weiß, was Tugend sei, wenn er derselben gleich nicht fähig ist. So ehre du denn öffentlich in deinem Urtheil, was dein Gewissen dich zu ehren verpflichtet. Sei furchtlos der Schutzredner unterdrückter Nationen. Dies muß öffentliche Stimme werden; so werden die Rechte aller Nationen gesicherter, als durch Bündnisse der Kriegsschaaren; so wird auch das Recht des eigenen Vaterlandes Andern ein ehrwürdiges Heiligthum. Man muß nur den Glauben an die Tugend nicht verlieren, wenn man

noch Tugenden in den Menschen erwecken will; man muß nur den Glauben an ein Völkerrecht nicht hinweg vernünfteln, wenn endlich Völkerrecht unter den Nationen geltend werden soll.

Sei gerecht gegen andere Völker, und am meisten gegen die, welche Noth leiden; nicht nur gegen ganze Nationen, sondern gegen die einzelnen Mitglieder derselben sei es. — Du findest noch öfter Gelegenheit, es mit Würde gegen einzelne Glieder, als gegen ganze Völker zu sein.

Sei großmüthig und gerecht selbst gegen die Feinde deines Vaterlandes, zumal wenn du sie als Besiegte und Gefangene erblickst. Der Gefangene hört auf, ein Gegenstand deines Unwillens zu sein — er kann nur noch dein Mitleiden erwecken. Er ist durch sein Schicksal hinweggerissen von Vater, Mutter und Vaterland; mitten unter Feinden seines Volks; ohne Hilfe, ohne Pflege, ohne Achtung, ohne Liebe. Er ist wehrlos: wie könnte es dich ehren, ihn zu kränken? Sein Leib ist in Gefangenschaft; gehe hin und vollende den Triumph deines Volkes, und besiege noch durch Güte und Großmuth das Herz dessen, der einst mit Waffen gegen dein Volk auszog. Als Krieger ist er nicht mehr furchtbar; aber als Mensch, als Deinesgleichen kann er noch gerechte Ansprüche auf deine Schonung, auf deine Achtung machen.

Sei liebreich gegen Gefangene und Besiegte; ehre in ihnen noch die Rechte Anderer. Nichts erwirbt einem Volke so schnell die Gewogenheit eines andern, als menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen. Diese werden, kehren sie nach dem Frieden in ihre Heimath zurück, die dankbaren Lobredner deines Landes, welches bei ihnen vorher ganz falsch und gehässig beurtheilt worden war. Sie lassen deinem Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren. Die Sage vom Edelmuth deines Volkes pflanzt sich in ihren Familien auf Kinder und Kindeskinder fort, und bewirkt dereinst bei wieder ausbrechenden Kriegen, daß diese milder und menschlicher geführt werden, als die ehemaligen.

Sei großmüthig und liebreich gegen Gefangene und Besiegte; hilf die Nackten kleiden, die Hungernden speisen, die Kranken und Verwundeten verpflegen. Dein Jesus will es! Was ihr einem der Geringsten von diesen gethan habt, spricht er, das habt ihr mir

gethan! — Der Ruf von deiner und deiner Mitbürger Barmherzigkeit gegen die schirmlosen Unglücklichen steigt in das feindliche Land und wird deinen Mitbürgern zum Segen, die dort durch ähnliche Unfälle als Besiegte und Gefangene trauern. Das Gute, was du den Feinden deines Vaterlandes beweisest, hast du deinen eigenen Landsleuten, deinen in Gefangenschaft gefallenen Freunden und Blutsverwandten gethan.

47.

Ueber die Achtung gegen unser eigenes Volk.

Spr. Sal. 14, 34.

O wohl dem Lande, wo der Geist
Des Christenthums regieret;
Wo nichts mit falschem Schimmer gleißt,
Nur Tugend triumphiret;
Wo nie die Bürgertreue flieht,
Wo Keiner sich der Pflicht entzieht,
Gemeinwohl zu befördern!

Da blühet uns zum andernmal
Ein Eden auf der Erde;
Da sind wir Brüder allzumal;
Zur Lust wird die Beschwerde.
Die Liebe knüpft mit heil'ger Hand
Das theure Erdenvaterland
Ans himmlische dort oben.

Es ist in einigen Ländern ein altes und allerdings löbliches Herkommen, zu gewissen Zeiten des Jahres ein allgemeines Dankfest dem Herrn zu feiern; oder einen allgemeinen Trauer- und Bußtag zu halten, an welchem das Volk an seine Sünden erinnert wird, und, reuevoll im Geiste vor dem Throne des Völkerrichters hingesunken, um Gnade und Vergebung fleht. Mag auch bei Vielen geschehen, daß der Tag der Reue und Buße nur zu einer elenden Zeremonie und todten Gewohnheitssache niedersinkt: Vielen wird er doch auch ein neues Weckungsmittel der Tugend, indem er ein ganzes Volk mit höherm Ernste an den Richter seiner Sünden mahnt.

Es ist eine von den mancherlei irrigen und höchst nachtheiligen Vorstellungen, in welche der Haufe der unwissenden Christen so

leicht verfällt, daß nämlich Gott durch solchen allgemeinen Trauer- und Bußtag, durch die Gebete in allen Tempeln, durch die damit verbundenen Feierlichkeiten ausgesöhnt werde mit den begangenen Sünden des Volks; daß ein Tag öffentlicher Reue die schweren Gerichte Gottes vom Lande abwende. — Wahrlich, es ist Zeit, daß alles Volk belehrt werde, nicht dadurch, daß wir in Trauerkleidern gehen und Bußtage feiern, könne Gottes Strafgericht abgehalten werden, sondern nur dadurch, daß wir selbst uns von den Sünden abwenden, welche den Fluch auf unser Vaterland herabrufen. Denn nicht Gottes Willkür straft und richtet, sondern die Verschlimmerung des sittlichen Zustandes der Völker bringt das Elend und den Untergang hervor. Das ist des ewigen Richters ewiges Gesetz über die Welt: Die Sünde gebieret den Tod!

Nur das Umkehren von den Volkssünden zu den Volkstugenden kann erretten von Trübsal. Denn die Sünde ist der Leute Verderben; aber Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

Gerecht soll jedes Volk sein gegen das Ausland. Doch dies ist nicht genug, obgleich damit schon die Achtung, Ehrfurcht, wenigstens Schonung fremder Völker gegen unser Vaterland gewonnen wird. Es soll vor allen Dingen ein Volk gegen sich selbst gerecht sein; und jedes Mitglied einer Nation soll diese Gerechtigkeit üben.

Sei gerecht gegen dein Volk, und verkenne den Werth und die Würde desselben nicht. Denn nur diejenigen können wir hochachten und lieben, deren Vorzüge vor Andern uns deutlich sind. Wer sich der Ehre und der mannigfaltigen Verdienste seines Vaterlandes bewußt ist, wird, da er selbst als Mitbürger und Mitbürgerin den Ruhm desselben genießt, nicht leicht eine unedle oder niederträchtige Handlung begehen, diesen Ruhm zu schmälern.

Es gibt aber viele Menschen, welche gleichsam blind für das Gute sind, was vor ihren Augen liegt, und nur die traurige Geschicklichkeit besitzen, überall das Schlechte und Tadelnswerthe hervorzuspüren. Mit ihrem ewigen Klagen über Gesetze, Verordnungen, Verfassungen und Obrigkeiten ertödten sie in sich selbst und zum Theil auch in Andern die Liebe zum Vaterlande. Und wo die Vaterlandsliebe ausgeht, da kehrt dann die niedrigste Selbstsucht ein.

Allerdings können in deinem Lande und Volk vielerlei Mängel stattfinden; denn was unter der Sonne ist vollkommen? — aber sei nur gerecht gegen das wahrhaft Gute, welches sich darin vorfindet, und du wirst dich desto leichter mit einzelnen Unannehmlichkeiten versöhnen, die leichter wegzuwünschen als auszurotten sind. Verkleinere wenigstens nicht den Werth deines Volkes, den es in der That hat, und raube ihm nicht das Vertrauen auf sich selbst. Eine Nation, welche Glauben und Zuversicht zu sich verloren hat, ist unter allen die elendeste, weil sie sogar den einzigen Stab verloren hat, an welchem sie sich aus ihrer Versunkenheit wieder aufrichten könnte.

Suche vielmehr alles Lobenswürdige auf, was je deine Lebensgenossen in frühern oder spätern Zeiten aus eigener Kraft vollbracht haben; mache dich vertraut mit einzelnen Vorzügen deines Staates und der Denkart deines Volkes. Und dies Rühmliche bemühe dich überall geltend zu machen. Dadurch flöße deinen Mitbürgern Vertrauen auf sich selbst, innigere Liebe zu ihrem Gemeinwesen und zum gesammten Vaterlande ein; dadurch erwecke in ihnen jenen edeln Stolz, der sich schämt, etwas dem Ruhme des Volkes Unwürdiges zu thun. Dies ist der ächte Nationalstolz, der Stolz, welcher auch der Tugend erlaubt ist, indem sie Hochachtung für sich empfindet, und nicht unter ihre errungene Höhe niedersinken möchte.

Sei gerecht gegen dein Volk; verkleinere nicht den Werth desselben, weil es vielleicht nicht alle Vorzüge anderer Nationen besitzt. Erhebe und rühme nicht andere Nationen auf Unkosten deiner eigenen. Denn jede hat ihre besondern Vortheile und Eigenheiten; auch die deinige. Es können, es sollen nicht alle die gleichen sein, so wenig als alle Pflanzen und Blumen von einerlei Art, oder alle Menschen von einerlei Anlagen und Eigenschaften sind.

Die traurige Sucht, alles Ausländische zu preisen und herrlich zu finden, oft nur schon darum, weil es ausländisch ist, kann mit Recht als eine Vorbotin der innern Volksverschlechterung und des nahen Verderbens angesehen werden. Die Erfahrung bezeugt dies. Denn ungerechnet, daß damit der Gemeinsinn gelähmt und hoffnungslos, die Vaterlandsliebe vernichtet, das Vertrauen des Volks auf eigene Kraft und eigenen Werth gebrochen wird, verleitet solche

thörichte Verehrung alles Ausländischen leicht zur Nachäffung des Ausländischen. — So wie der Mensch nur dann etwas ist, wenn er in seiner Art, in seiner Zeit und auf seiner Stelle das ist, was er sein soll: so ist auch ein Volk nur dann achtungswerth, wenn es alle in ihm wohnenden Kräfte zur Vollkommenheit ausbildet, und in allen seinen Eigenthümlichkeiten aufblüht. Der Heuchler und Nachahmer ist überall nur ein halber Mensch. Denn er ist weder das ganz, was er sein könnte, noch ist er das ganz, was er aus Eitelkeit sein möchte. Eben so ein Volk, welches vaterländische Sitten verachtet, um fremde nachzuäffen, und ein Kleid trägt, welches dem Wuchse seiner Gestalt unangemessen ist.

Darum bewahre die Eigenthümlichkeiten deines Volks, und begnüge dich, an ihnen nur dasjenige zu veredeln, was offenbar nachtheilig wirkt und ein Hinderniß des Bessern wird. Ehre die alten, löblichen Gebräuche, Sitten und Feste deines Landes, deiner Gemeinden; in ihnen lebt der eigenthümliche Geist deines Volks, denn sie sind aus ihm selbst hervorgegangen, und er findet sich selbst am leichtesten in seinen Schöpfungen wieder. Fremdartige Gebräuche, Sitten und Feste verscheuchen oder zerstreuen diesen Geist und die Kräfte, durch welche er allein groß sein kann. Ehre die Sprache deiner Nation, und wache über ihre Erhaltung. Denn die Sprache ist das eigenthümliche Kleid des Nationalgeistes, in welchem er sich frei und mächtig bewegt. Jede ausländische, welche vorgezogen wird, verwandelt sich in eine Fessel oder Mummerei, und verleitet zu unvaterländischer Denkart. — Fliehe die Nachäffungen der Ausländer selbst in Kleinigkeiten, im Hausgeräth, in der Lebensart, in der Kleidertracht, in den Speisen. Denn diese scheinbaren Kleinigkeiten wirken gewaltiger, als du wähnen magst, auf die Sinnesart dessen, der sie annimmt, und führen mehr ausländische Laster, als ausländische Tugenden unter uns ein.

Doch keineswegs ist damit gesagt, daß wir Alles und Jedes darum vortrefflich finden sollen, weil es vaterländisch ist. Sind wir gerecht gegen den Werth unsers Volkes, so werden wir auch nicht gleichgültig gegen dessen Fehler sein. Wir werden sie erkennen und ihnen abzuhelfen streben. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! spricht Paulus, der Apostel. Das Mangelhafte und Verderbliche

im Lande zu vertilgen, werden allezeit die erscheinenden Verordnungen und Gesetze am ersten versuchen. Sie sind die Dämme, welche der öffentlichen Verschlimmerung von weisen Fürsten und Obrigkeiten entgegengebaut werden; sie sind die Mittel, jene Gerechtigkeit zu befördern, durch welche ein Volk erhöht wird.

Daher **ehre über Alles vaterländische Gesetze, vaterländische Fürsten, vaterländische Obrigkeiten.** Das Ehren derselben besteht aber in Vertheidigung derselben gegen unverdienten Tadel und in treuem Gehorsam.

Ehre die Landesgesetze, auch wenn du ihre Wohlthätigkeit nicht einsiehst. Denn in deinen Verhältnissen als Unterthan, als Hausvater, als Hausmutter, bist du keineswegs auf derjenigen Stelle, von welcher du den ganzen künstlich zusammengefügten Bau des Staates und dessen verschiedenartige Bedürfnisse überblicken, geschweige gründlich beurtheilen könntest. Ganz anders sieht die Landschaft aus, wenn du im Thale stehst, und sie betrachtest; ganz anders, wenn du sie von einer Berghöhe herab überschaust. Das Allesbesserwissenwollen und das Allesbessermachenwollen ist ein gemeiner Fehler in solchen Ländern, die ihrer Auflösung nahe sind. Denn da stellt sich der Eigendünkel an den Platz redlichen Gehorsams, und löset die heiligen Bande des Vertrauens zwischen dem Volke und seinen Vorstehern auf. Wie können unerfahrne Schüler die Kenntnisse ihres Lehrers meistern? Oder wie können einzelne Soldaten, die in Bewegungen des ganzen Heeres dahinschreiten, ohne dessen Verbindungen oder die Anstalten des Feindes genau zu wissen, das tadeln, was der Feldherr ordnet? Wenn sie es aber thun, und sich das Vertrauen auf den Führer vernichtet: wird das Heer nicht schon geschlagen sein, ehe es vom Feinde angegriffen wird?

Ehre die vaterländischen Gesetze und Verordnungen, sogar wenn sie deinem eigenen Nutzen wehe thun. Denn nur zu oft tritt der Fall ein, daß, um das Wohlsein der Gesammtheit zu befördern, einzelne Theile leiden müssen. Auch dir können ja mancherlei Verfügungen vortheilhaft sein, die andern deiner Mitbürger Schaden bringen. Zudem ist dir nie der Weg untersagt, deine Klagen auf geziemende Weise vor die Obrigkeiten des Landes zu bringen, und

ihre Aufmerksamkeit auf das zu leiten, was ihre Verfügungen für dich und Andere Uebels haben. Es ist dies sogar deine Pflicht. Doch wenn nicht sogleich nach deinen Wünschen abgeändert wird, so schreibe dies nicht sowohl der Böswilligkeit oder Unverständigkeit der Vorsteher zu, als vielmehr einer traurigen Nothwendigkeit, und Umständen, die sie nicht besiegen können.

Ehre die vaterländischen Fürsten, die vaterländischen Obrigkeiten; urtheile nicht alsbald hart und lieblos von ihnen, wenn durch sie nicht das geschieht, was nach deiner Ansicht das Zweckmäßigste wäre. Wer verbürgt uns, daß du es anders machen könntest, wenn du an ihrer erhabenen Stelle ständest, und dort erst mancherlei zwangvolle Verhältnisse kennen lerntest, von denen du bisher nichts gewußt hast? Wer bürgt uns dafür, daß du es nur noch so gut einrichten könntest, als sie es wirklich gethan haben? Ist denn nicht das Wohlsein des Landes die Grundlage ihres eigenen Wohlseins? Ist nicht das Glück der Gemeinde oder der Nation ein Ruhm ihrer eigenen Weisheit? Ehre deine vaterländischen Obrigkeiten auch dann, wenn dir Personen, als Menschen, tadelnswerth sein könnten durch ihre Fehler. Denn sie sind dir nicht als Menschen vorgesetzt und bemerkenswerth, sondern als Obrigkeit. Und alle Obrigkeit ist von Gott, das heißt göttliche Einrichtung. Ist es dir nicht möglich, in ihnen den Menschen hochzuschätzen, so ehre ihr Amt, ihren Beruf, ihre durch Gott gestiftete Würde. Der Mensch vergeht und stirbt, und empfängt seine Strafe, seinen Lohn; das obrigkeitliche Amt bleibt in alter Ehrwürdigkeit. Vollziehe freudig, was von dorther befohlen wird; denn es wird nichts befohlen, was nicht die Selbstständigkeit des Volkes, das Wohlsein des Landes zur Absicht hat.

Sei gerecht gegen dein Volk; darum befördere, nicht nur aus Gehorsam gegen bestehende Gesetze, sondern aus innerm Triebe, alle Mittel, welche die Ehre und die Selbstständigkeit deines Vaterlandes bezwecken. Dies aber sind die Hauptmittel zum Ruhm und Glück deiner Nation: Aufklärung, Wohlstand, Eintracht, Bürgermuth.

Durch Aufklärung, das heißt, durch Vermehrung nützlicher Kenntnisse und Vergrößerung der Einsichten, werden die Völker

mündig. Unwissende sind allezeit abhängig von den Klügern; verstehen weder ihre eigenen Kräfte recht zu gebrauchen, noch die Vortheile ihres Landes und dessen Natur zu benutzen. Verbesserte Schulanstalten sind aber das sicherste Mittel wahrer Aufklärung.

Durch Wohlstand wird ein Volk erst selbstständig. Der Bettler ist Allen dienstbar. Gewerbsfleiß aller Art vermehrt den Reichthum des Volks. Auch du, in deinem engen häuslichen und bürgerlichen Leben kannst ihn begünstigen, wenn du das, was im Vaterlande verarbeitet wird, demjenigen vorziehst, was dir die Fremde anbietet. Nur damit kann inländischer Fleiß ermuntert und inländische Kunst vervollkommnet werden. Doch Gewerbsfleiß thut nicht Alles, um ein Volk zu bereichern; es muß Sitteneinfalt dazu treten. Was jener erwirbt, das spart und erhält diese. Dem Verschwender hilft sein Fleiß nicht; Sitteneinfalt gibt Wohlstand, ohne den Nachtheil, welcher oft den Ueberfluß zu begleiten pflegt. Sie erhält uns die inwohnende Kraft, immer größere Dinge zu leisten.

Durch Eintracht wird ein Volk stark und den Ausländern ehrwürdig, an Tagen der Gefahr den Widersachern furchtbar. Ist dir dein Vaterland theuer, so opfere, um allgemeine Einigkeit zu bewahren, lieber dein eigenes Gut, dein eigenes Recht, dich selbst auf. Dann hast du für dein Vaterland, für das Glück deiner Mitbürger gelebt! — — Ein Volk kann großes Mißgeschick erfahren, verheerende Krankheiten, unfruchtbare Jahre, Niederlagen in Schlachten, Zerstörung seines Handels; aber das größte Mißgeschick ist innere Zwietracht und Parteiwesen. Dies ist jedesmal der Todeskampf der Nation!

Durch Bürgermuth wird Alles beschirmt, was ein Volk Edles hat: seine Wissenschaft, sein Reichthum, sein Leben. Bürgermuth besteht aber nicht allein in der Abhärtung gegen Gefahren des Krieges, in Entschlossenheit, für das Vaterland Gut und Blut hinzuopfern — Jeder soll Krieger sein! — sondern auch in Entschlossenheit gegen die Gefahren des Friedens, als da sind Erschlaffung, Ueppigkeit, Hintansetzung der Landesehre um des Eigennutzes willen. Oft findet man weit zahlreichere Streiter gegen einen auswärtigen Feind, als gegen inländische Gebrechen; denn es ist weit leichter, Andere zu bekriegen und zu überwinden, als sich selbst.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk! O Gott, ich erkenne nun, worin diese Gerechtigkeit beruht; wie ich selbst, so schwach ich auch bin, sie befördern könne; und wie nur durch sie Deine strafenden Gerichte von unserm Vaterlande abzuwenden sind. Nur mit der Tugend geht Segen, mit der Sünde das Verderben gepaart.

Verleihe mir Kraft, Urquell aller Stärke, daß auch ich in meinem kleinen Wirkungskreise zum Segen meines Vaterlandes leben möge! Amen.

48.

Das Schicksal der Völker.

2. Kor. 4, 8.

Wunderbarer Gang der Dinge,
Den des Menschen Hand nicht lenket,
Du Geheimniß unsers Lebens,
Das wir hohes Schicksal nennen,
Welch ein Mensch begreifet dich?
Du erhebst vor unsern Augen
Hier den Uebelthäter, stürzest
Dort die Unschuld; und der Nachwelt
Wächst ein unverdienter Segen
Aus der Zwietracht, aus dem Jammer
Und dem Blut der Vorwelt auf!
Wird dies Räthsel
Dort sich lösen?
Soll ich folgen
Meinem Schicksal?
Darf ich mich ihm anvertrauen?
Oder geht's in starrer Blindheit,
Ohne Herz und ohne Seele,
Ueber Tod und Leben hin?

Wacht noch ein Gott, der die Herzen der Menschen lenkt: warum des grausenvollen Verderbens so viel, das Völker über Völker bringen? Wacht noch ein Gott: o warum müssen denn tausend und tausend Unschuldige verderben durch die Wildheit der Gottlosen? Was hat der Fleißige, der Sparsame verbrochen, daß ihm in einer einzigen schrecklichen Stunde sein ganzes Vermögen, die ganze Frucht lebenslänglicher Anstrengungen entrissen werden muß? Was hat der Säugling verbrochen, der an der Mutterbrust

verschmachten muß? Was hat der Bösewicht Herrliches und Belohnungswürdiges geleistet, daß ihm alle seine Plane gelingen, daß er ungestraft die Rechtschaffenen zertreten, die Unschuldigen verspotten, den Glücklichen elend machen darf?

Ich sehe schaudernd hinaus in das große Räthsel der Welt, und kann es nicht lösen. Ein Sturm auf dem Meere versenkt Schiffsflotten, und bringt den Jammer, den unaussprechlichsten, in Familien, welche noch vielleicht in derselben Stunde für ihre abwesenden Freunde beteten, und sich ihrer glücklichen Heimkehr vergebens erfreuten. — Ein Erdbeben vernichtet Dörfer und Städte und das Leben der besten und edelsten Menschen, wie der schlechtesten, mit gleicher Furchtbarkeit. — Ein Krieg, eine Schlacht zerstört das blühendste Land, und das eiserne Schwert trieft vom Blute des Gerechten, wie des Sünders. — Wacht Gott noch über uns: warum die Unbarmherzigkeit solcher Schicksale?

Man sagt, das Elend und Verderben könne und werde der Nachkommenschaft zum Segen gedeihen. Und wenn dies ist: bleibt es darum nicht minder hart und schrecklich, daß das jetzt lebende Geschlecht ohne Schonung aufgeopfert werden muß für ein Geschlecht, das noch nicht da ist? Wer von uns wird es erleben, und im Glück desselben Ersatz finden für das erduldete Leiden? Warum müssen meine Wunden bluten, damit Andere fröhlich werden können? Warum muß ich Thränen des tiefsten Schmerzes vergießen, damit Andere glücklich lächeln können? Und wenn man mir gleich zum Troste sagen will: haben nicht auch deine Vorfahren viel für dich gelitten, auf daß du dabei gewönnest? — o warum mußten sie denn so viel erdulden, damit ich desto mehr flüchtige, frohe Stunden genösse?

Was soll ich sagen? Wohl weiß ich, was ich gelebt habe; aber was werde ich noch erleben müssen? Wird und kann mich denn meine Friedfertigkeit gegen die Ruhestörer, meine Gerechtigkeit gegen den Ungerechten, meine Arbeitsamkeit gegen Verarmung und Dürftigkeit schützen? Warum mich allein, da doch tausend Andere, die reicher, höher, tugendhafter als ich, nicht vom belohnenden Verhängnisse geschützt, sondern dem Kummer und Verderben zum Raube hingegeben wurden? Geht nicht das Schicksal mit eherner

Brust über die Welt hin, und zerstört schuldiges und unschuldiges Leben, gleichgültig, wen es treffen mag? — Wie räthselhaft ist meine Vergangenheit, wie düster meine Zukunft! Mir ist oft bange, daß ich noch verzagen möchte. Es gehört oft mehr als menschlicher Muth dazu, um in solchen Zeiten mit Paulus sagen zu können: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. (2. Kor. 4, 8.) Es gehört mehr als menschlicher Muth dazu, und doch bin ich ja nur ein Mensch!

Es ist wahr, du bist nur ein Mensch; und menschlicher Muth reicht nicht hin, allen Ungewittern des Lebens mit heiterer Stirne entgegenzutreten, und auch das Schrecklichste ohne Verzagtheit zu erwarten. Dazu bedarf es eines göttlichen Muthes; eines Muthes, der uns von Gott selbst kommt. — Und, Kleinmüthiger, warst du nicht schon in sehr bekümmerten Lagen, in großen Nöthen, in Umständen, da du an allen frohen Stunden der Zukunft verzweifeltest, und kam dir nicht Muth von Gott? Stärkte nicht Er dich, Alles mit Standhaftigkeit zu ertragen, was dir vom Schicksal aufgebürdet wurde?

Der göttliche Muth, durch welchen Paulus mächtig ward, zu sagen: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht! — diese hohe Ruhe in Stürmen, die uns zu vernichten drohen, kommt uns durch Jesum Christum, das heißt, durch den Glauben an sein Wort, durch die erhebende Kraft der Religion. Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen. (Röm. 1, 16.)

Das ist das Menschliche in uns, daß wir vor den Gefahren zittern, die uns bedrohen; das aber ist das Göttliche, daß wir darum nicht verzagen. Denn der Herr hat gesprochen: Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir, und meine Gnade währet dir ewiglich.

Darum ehre die Schicksale, welche dir in betrübten Zeiten die Vorsehung sendet; ehre sie, auch wenn sie dir hart und ungerecht scheinen.

Ungerecht? — Ach, kann dies der beschränkte Geist des Menschen zum Regierer des Weltalls sagen, vor dem Jahrtausende ein Augenblick, Welten nur Staubkörnchen, Könige und Völker machtlose Schatten sind? — Ungerecht? Wer kennt doch die Zwecke

Gottes, daß er seine Verfügungen beurtheilen darf, durch welche der Allerhöchste das allerhöchste Ziel erreichen will? Oft mag ja auch das unwissende, erfahrungslose Kind Manches in seinem Herzen als unrecht verdammen, was die besser unterrichteten Aeltern thun. Aber hintennach, oft nach Wochen, oft nach vielen Jahren erst, erkennt es die bessere Einsicht und die Güte der Aeltern, und segnet sie. Sollten sich gute Väter und Mütter durch das Vorurtheil unwissender Kinder von ihren Maßregeln abhalten lassen? Mit nichten. — Oder sind Vater und Mutter immer im Stande, dem schwachen Verstande eines Kindes zu erklären, warum man es oft bei aller Liebe doch streng behandeln muß, und bei seinen Thränen und Bitten um etwas Anderes ungerührt bleibt? Keineswegs. — Siehe, so ist es, o Kind Gottes, zwischen dir und dem himmlischen Vater. Er sendet die Schicksale der Jahrhunderte, aber darin liegen auch die wohlberechneten Schicksale deiner eigenen Stunden eingeschlossen. Er ordnet das Wohl und Wehe der Völker an, aber darin auch Wohl und Wehe des ärmsten Säuglings. Oder glaubst du, daß ohne sein Wissen ein Sperling athme, oder ohne seinen Willen ein Wurm stirbt, welchen dein Fuß unwissend zertritt? — Vieles kann dir ungerecht in den Schicksalen scheinen, aber folgere nicht aus dem Schein, daß es ungerecht sei. Ehre die Weisheit und Allbarmherzigkeit Gottes, auch da, wo dein Herz blutet und dein eingeschränkter Verstand Widersprüche und Ungerechtigkeiten zu sehen glaubt. Erinnere dich, daß auch manches Kind Widerspruch in den Handlungen seiner guten Aeltern und ihren Versicherungen der Liebe zu erblicken meint, und nicht begreift, wie eine zärtliche Mutter den eigensinnigen Wünschen des Kindes etwas abschlagen kann, das doch ganz unschädlich wäre.

Ehre die Schicksale, welche Gott den Völkern sendet; denn, was den Völkern auch je begegnen wird, Alles ist Wirkung einer höhern Weisheit, einer die Ewigkeit umfassenden Liebe. Wer solche Ansicht der Weltschicksale hat, der hat die Ansicht des wahren Weisen, des vertrauensvollen Gotteskindes. Aber unfreundlich, grausam und zugleich anmaßend ist es, die Leiden der Völker alle für Strafgerichte Gottes wegen der herrschenden Sünden zu erklären. Nein, nicht Alles, was Gott verfügt, auch das Schrecklichste

nicht, ist immer eine Strafe derer, die es trifft. Wie verborgene Ursachen kann die höchste Weisheit haben, schwere Verhängnisse zu verfügen, — Ursachen, welche der redliche Verstand nicht begreifen würde, auch wenn ein Engel vom Himmel käme, sie ihm zu offenbaren! Wer ist vermessen genug, sagen zu dürfen: dies Volk hat sein hartes Geschick verdient, denn es war voller Selbstsucht, Ueppigkeit, Wollust, Unordnung und Uebermuth! War denn auch der stille, fleißige Hausvater übermüthig und üppig, dem die Kriegsflamme eine kaum bezahlte Hütte wegbrannte? War denn auch so mancher ehrwürdige Greis, welcher ohne allen Eigennutz Wohlthäter seiner Gegend gewesen, so verbrecherisch, daß ihn das Schwert der Unbarmherzigen morden mußte? Was hatte denn der Säugling verschuldet, der in der Wiege lächelnd zwischen Rauch und Flammen zusammenstürzender Häuser umkam? Wehe, wenn Gott so richten wollte: wo wäre denn auf Erden ein einziges Land, welches nicht seiner Sünden willen untergehen müßte?

Verdamme nie mit harter Lieblosigkeit auch nur einen einzigen unglücklichen Menschen, noch viel weniger ein ganzes Volk. Denn wenn dort oft ein Urtheil unzuverlässig sein muß, ist es hier jedesmal falsch, weil in jedem Volke tausend und tausend Schuldlose wohnen.

Allgemeine Verheerungen sind nicht immer göttliche Strafgerichte. Eher würde ich in ihnen große Einwirkungen Gottes zur Erziehung seines Menschengeschlechts erkennen. — Wir schaudern, wir weinen: aber sind sie darum weniger gut und weise?

Siehst du nicht oft Kinder, welche sich lieber mit Spielen ergötzen möchten, wider ihren Willen von einer recht zärtlichen Mutter zur Schule und zur Mühe des Lernens gehalten? Sie sehen es nicht ein, warum sie dies oder jenes lernen müssen, und warum sie schmerzliche Strafe leiden, wenn sie sich nicht ernstlich bemühen. Siehst du nicht oft Kinder jammern, wenn ihnen eine recht zärtliche Mutter Näschereien verweigert, deren sie doch vorräthig hat, und sie dagegen zur Mäßigkeit und Zufriedenheit mit geringerer Kost nöthiget? — Ist es nicht Mutterliebe, Mutterweisheit, die so strenge zur Erziehung wirkt? Ist der Schmerz, der Verdruß, der Jammer des Kindes wegen seines vermeinten Leidens immer Strafe?

Dies ist das Verhältniß im Kleinen, wie Völker, wie die ganze Menschheit zum Vater der Geisterwelt im Großen. Nicht jedes harte Erziehungsmittel ist immer eine Strafe. Nicht jedes Unglück eines Volkes ist ein Gericht des Zorns wegen seiner Sünden; nicht jeder Sieg, welcher die Heerschaaren begleitet, eine Belohnung ihrer Tugend und Gerechtigkeit.

Wohl werden die Schicksale der Völker freilich meistens von ihnen selbst vorbereitet. Es ist gewiß, so wie ein einzelner Mensch sich durch Wollust entnervt, durch Treulosigkeit und Hinterlist um das öffentliche Zutrauen bringt, durch Ueppigkeit verweichlicht, daß er von jedem rauhen Lüftchen erkrankt: daß eben so ein Volk durch Selbstsucht, Erschlaffung, Verzärtelung und Mangel an Eintracht seinen Untergang befördert. Wie der einzelne Mann, so soll ein ganzes Volk enthaltsam, gerecht, stark und hart erzogen sein, um jedem Sturm zu widerstehen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Unglücksfälle auch den Tapfern so gut wie den Feigen zu Boden reißen können; daß oft weniger die Völker, als ihre Fürsten, die Gefahren des Krieges herbeirufen, und daß endlich nicht die Fürsten, sondern die Gewalt der Umstände, sie zum Kriege zwingt. — Diese gebieterischen Umstände sind aber nicht immer das Werk der Könige, die heute leben, sondern ein Erzeugniß und Folgen von den Handlungen derer, die oft längst verstorben sind. Und daß diese das Unheil ihrer Nachkommen verursachten, war weniger ihr Wille, als vielmehr, daß sie nicht die Millionen möglicher Ereignisse der Zukunft alle voraus wissen und berechnen konnten, und ihrerseits schon damals oft dem Drang von Umständen nachgeben mußten, welche eine unerwartete Wirkung früherer Begebenheiten waren, die keineswegs in ihrer Gewalt lagen.

So ist denn der Faden der Welt- und Völkerschicksale, welcher sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortspinnt, nicht der Fürsten und der Völker Werk — sondern wir erkennen überall Gottes Finger an demselben.

Ehre die Schicksale, welche Gott sendet; denn was er thut, ist wahrlich wohlgethan. — Auch was uns das Entsetzlichste zu sein scheint, es ist wohlgethan. Wir thun wohl, zu sagen: was das Entsetzlichste zu sein scheint; denn nicht Alles ist, was

es scheint. Wahr ist es, jeder Krieg bringt unaussprechlich großes Unglück. Aber worin besteht dies? In einer Beraubung vieler Güter und Freuden, die jedem Einzelnen, auch ohne Krieg, durch mannigfache Unglücksfälle entrissen werden könnten. Nur daß die Schrecknisse des Krieges so plötzlich und so Viele zugleich treffen, macht uns schaudern. Wenn aber Tausende in einer Schlacht sterben: was ist es endlich mehr, als Tod? — Tod, den Jeder auch ohne Schlacht endlich zu erfahren hat; Tod, den Tausende, zerstreut auf dem Erdboden, unter den Schmerzen langwieriger Krankheiten auf ihren Betten sterben! — Wenn Dörfer und Städte eingeäschert und Tausende sonst froher Menschen in Armuth gestürzt werden, und dadurch vielen bisherigen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen, mit schlechterer Speise und schlechtern Gewändern, als sonst, vorlieb nehmen müssen, so sind sie höchst unglücklich und elend. Es leben aber Millionen auf Erden, welche auch ohne Krieg und Feuersbrunst sich nicht köstlicher nähren und kleiden können, und dennoch ihres Lebens und Gottes froh sind. — Wer darum verzweifeln will, daß er nicht mehr so viel hat, als sonst, der verdient seinen Schmerz. Denn ihm war sein Irdisches der Himmel, der es nicht sein sollte; es ward ihm dieser falsche Himmel gestört, daß er an Güter gedenke, die ewig unzerstörbar sind: Seelengröße durch Tugend, Gottesfurcht, Stärke des Gemüths durch ein frohes Gewissen.

An diese Güter lasset uns denken; denn alles Andere, selbst der irdische Leib, welchen wir tragen, ist nicht unser bleibendes Eigenthum. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, sondern vor dem, was die Seele tödtet, dem entnervenden Laster, dem Unglauben!

49.

Offenbarung Gottes in den Schicksalen der Völker.

Jesaias, 26, 4—7.

Rühmt, Völker, euern Gott in hohen Liedern,
Denn er erhebt euch, er kann euch erniedern;
Nach seinen heiligen Entwürfen fanden
Gering' oft Kraft, und Mächtige verschwanden.

Erhaben in dem Lebenslauf des Wurmes,
Ist er es im Gewühl des Völkersturmes.
Vor ihm verfliegt, wie Nichts, der Glanz der Kronen,
Vor ihm, wie Staub, die Heeresmacht der Thronen.

Nur seine Plane sind's, die sich entfalten
In dem, was wir für uns're Werke halten.
Umsonst der Menschen Murren und Verblendung;
Gott will, Gott führet Alles zur Vollendung!

Dreifach hat sich dem Geschlecht der Sterblichen der Vater des Weltalls offenbaret, — und dies blinde Geschlecht wagt es, seine Macht und Gegenwart zu bezweifeln? Er offenbarte sich als Schöpfer in den Wundern der uns umgebenden Natur; er offenbarte sich als Vater und Freund unserer Seelen durch Jesum, den ewigen Sohn; er offenbarte sich als ewige Vorsehung in den Schicksalen des Geringsten der Unsrigen und des gesammten menschlichen Geschlechts. Die Natur, die Bibel und die Geschichte der Welt sind die heiligen Urkunden, welche uns von seiner Größe, Liebe und Fürsorge zeugen.

Werfe ich einen Blick auf die Menschen, welche in mannigfaltigen Gesellschaften, mit verschiedenen Sprachen und äußerlichen Gestalten die Oberfläche des Erdballs bewohnen: so werde ich ein wunderbares Gemisch von Einfalt und Verkünstelung, von Sittlichkeit und Verwilderung, von Reichthum und Armuth gewahr, überall aber das unwillkürliche Bemühen des Einen, die Andern zur Vollkommenheit emporzuheben.

Ich sehe in den allerfrühesten Zeiten, bald nach der Schöpfung des Menschen, unbekannte Völker in den Nebeln einer fernen Vorwelt umherwandeln. Sie hatten der Bedürfnisse wenige, und der Boden, welcher sie trug, gab ihnen Nahrung und Decke. Aber obgleich unbekannt mit unsern heutigen Künsten und Wissenschaften,

diesen Früchten vieltausendjährigen Erfahrens und Nachdenkens, hatten sie doch von den höchsten Angelegenheiten des Menschen schon würdige Vorstellungen. Sie kannten die Gesetze der Natur auf Erden und die des Himmels, nach welchen sich die Gestirne in unabänderlichen Bahnen bewegen.

Die Menschen mehrten sich, und wanderten aus nach allen Richtungen; denn Gott wollte, der ganze Erdboden sollte von ihnen bewohnt und angebaut sein. Je weiter sie sich von den ursprünglichen Wohnsitzen ihrer Väter entfernten, je mehr sie mit dem Ungestüm der Elemente oder dem unfruchtbaren Erdstrich zu kämpfen hatten, je mehr schienen sie zu verwildern.

Gott gab ihnen eine strenge Erzieherin — es war die Noth. Die Noth lehrte sie erfinderisch werden, das Nützliche entdecken, wo es verborgen lag, und Kräfte in sich entwickeln, deren Dasein sie selbst vorher nicht kannten.

Und was die Väter in Einfalt ersonnen hatten, vervollkommneten die Enkel. Die Weisheit der Vorfahren ging von Sage zu Sage über zu den Nachkommen, und von diesen mit Bereicherungen an die Kinder, also, daß in unsern Tagen selbst die Unwissendsten kennen und gebrauchen im alltäglichen Leben, was vor Jahrtausenden noch ein seltener Schatz oder ein Gegenstand des Erstaunens für die Könige und die Weisen des Volks gewesen.

Wenn ein Reich in den Künsten des Friedens aufgeblüht war, prangte es in der Herrlichkeit seines Reichthums. Aber der Glanz der Reichen erregte dann den Neid der Aermern; ihr Uebermuth weckte den Widerstand der Unterjochten; der Verfall ihrer Sitten durch Wollust und Prachtaufwand bewirkte die Selbstsucht aller Einzelnen im Lande, und damit die Auflösung des Ganzen. Dann stürzten aus unbekannten Ländern wilde Völkerschaften kriegerisch herbei, und bemächtigten sich der wohlfeilen Beute. Die Barbaren, erwacht durch den Zauber der Schönheit, der Wissenschaft und des Reichthums, schämten sich ihrer unbehilflichen Rohheit. Sie nahmen am Lichte der Ueberwundenen Theil, und klärten ihren eigenen Geist durch die Kenntnisse derselben auf. So erweiterte sich die Vervollkommnung des menschlichen Geistes, und dehnte ihre Herrschaft über größere Länder und Völker aus.

Wohl betrauern noch heute viele kurzsichtige Sterbliche den Untergang ehemals berühmter und glänzender Reiche, die sich in allen Künsten und Erkenntnissen großes Ansehen erworben hatten, und zum Theil in vielen Stücken sogar noch als Lehrer unserer gegenwärtigen Zeit gepriesen werden. Sie möchten daraus einen Anlaß nehmen, an der erhabenen Bestimmung zu verzweifeln, welche Gott dem menschlichen Geschlecht auf Erden verliehen. Wie kann, sprechen sie, wie kann es der Wille Gottes sein, daß die Völker immer weiser, edler, freier, glücklicher werden, wenn er selbst zugibt, daß die Eigenmacht eines trotzigen Eroberers oder die Rohheit ungezügelter Barbaren alles Gute der erleuchtetsten Nationen nach einem kurzen Dasein wieder zerstört? — Ach, diese Zweifler an der Weisheit und Güte des allweisesten Wesens bedenken nicht, daß weder das **Wissen** noch das **Haben**, sondern nur das, was ein Volk **ist**, den Werth desselben ausmacht; bedenken nicht, daß jene untergegangenen, erleuchteten Völker schon aufgehört hatten, bei aller ihrer Gelehrsamkeit und Kunst, weise, edel, frei und wahrhaft glücklich zu sein, als sie untergingen; bedenken nicht, daß ohne diesen Untergang weder die Religion Jesu so schnell über den Erdball ausgebreitet worden wäre, noch wir selbst in unsern damals fast unwirthbaren Gegenden so viel Veredlung besitzen würden, als wir uns deren noch heut erfreuen.

Die Vervollkommnung des menschlichen Geistes ist gleich einem unauslöschlichen Feuer, welches alles Rohe, Wilde, Irdische, so darüber hinstürzt, ergreift und auflöset, mit seinen reinen Flammen immer weiter umherspielt und leuchtet; unter den Trümmern zerstörter Reiche nur immer heller und allgemeiner hervorbricht, bis es endlich den ganzen Erdball umfaßt und alle Völker verklärt.

Welche Barbarei herrschte noch vor drei und vier Jahrtausenden unter den Völkern der Erde! Wem ist es unbekannt, daß noch vor kaum zweitausend Jahren die Bewohner unsers Vaterlandes in kalten Wäldern den Wilden jenseits des Weltmeeres glichen, ihren Abgöttern Menschenopfer darbrachten, und mehr vom Raube und Morde, als vom Anbau ihres Bodens lebten? Wem ist es unbekannt, daß vor wenigen Jahrhunderten und Jahrzehnden in ent=

fernten Welttheilen noch kein Anfang zur Bildung, Belehrung und Veredlung zahlreicher Nationen gemacht worden war?

Daß du heute in deiner Hütte, im Kreise der lieben Deinigen, des Lebens Anmuth in mannigfaltiger Fülle genießen kannst; daß du heute deinen Verstand durch das Licht der Wissenschaft aufheitern, deine Kinder über Gott, Natur und Welt belehren kannst, während auf eben der Stelle, die du bewohnst, deine Vorfahren einst, gleich den Thieren des Waldes, Eicheln zu ihrer Nahrung sammelten; daß du heute mit Rührung den Schöpfer des Weltalls in seiner Majestät ahnest; daß du in deines Leidens Mitte lächelnd emporblicken kannst, und gestärkt durch einen himmlischen Trost, den dir keine irdische Gewalt aus dem Herzen zu reißen fähig ist; daß du heute noch etwas Erhabeneres und Beseligenderes kennst, als Gold und Pracht, Schönheit und Gewalt, nämlich die Tugend des Christen — dies alles ist die Frucht von dem Untergang ehemals blühender Reiche, die Wirkung von dem Schicksale der Völker vor mehrern Jahrtausenden, die Folge von den weisen, wunderbaren Fügungen einer Alles beherrschenden, Alles leitenden Vorsehung. Hier hängt das Größte mit dem Kleinsten, das Entfernteste mit dem Nächsten, das Längstvergangene mit dem in der weitesten Zukunft in wunderbarer Verflechtung zusammen, die der menschliche Verstand nie übersieht, nie vollständig ergründet. Hier ist's, wo die Gottheit sich in ihrer Weisheit herrlich offenbaret hat — und die Völker, welche Jahrtausende nach unserm Tode diesen Erdball bewohnen, werden solche Offenbarung noch heller erkennen, als wir.

Zweifelst du, nach den Erfahrungen und Zeugnissen so vieler Jahrhunderte, nicht mehr an der allwaltenden Hand Gottes in den Schicksalen der Völker und Menschen, und an der Güte seiner erhabenen Zwecke, — — warum stehst du heute trübsinnig da, und beklagst ein Zeitalter, in welchem Gottes Gewalt nicht minder kräftig wirkt? Es handeln die Völker und ihre Beherrscher nach den Umständen, die ihnen der flüchtige Augenblick darreicht; aber was ihnen der folgende bringen wird, können sie schon nicht mehr berechnen. Ihre Klugheit ist eitel, ohne den Beistand des Glücks; und dies Glück ist Gottes Fügung, nicht Spiel des Zufalls.

Auch das Uebel unserer Zeit ist nur scheinbar, es ist die Vorbereitung zu größerer Vollkommenheit. Wir können von irdischen Bequemlichkeiten einbüßen, unser zeitlicher Wohlstand kann sich mindern — aber auch ist es nicht Reichthum, nicht das Vermögen zum weichlichen Wohlleben, was unsern wahren Werth ausmacht, sondern die Kraft unsers Gemüths, die Tugend. Wer sein ganzes Glück und das Glück ganzer Nationen nur im Kitzel der Sinne sucht, sieht in dem Menschengeschlecht nur das Thierische. Wer um verlorenes Ansehen, um gekränkte Eitelkeit, um gebeugten Stolz untröstlich klagt, der weiß vom Edlern nichts. Ihm kann Niemand helfen, wenn er Weisheit verschmäht. Untröstlich muß er bleiben; denn was irdisch ist, das ist nicht sein, und in der Todesstunde wird er noch mehr verlieren, als er schon eingebüßt hat.

Die Offenbarung Gottes durch die Geschichte der Welt lehrt uns, was wir, als Weise, von allen Veränderungen zu fürchten und zu hoffen haben. Wir haben aus ihr gelernt, daß nichts dauerhaft bleibt, als das Wahre und Gute; daß alles Mangelhafte untergeht, und würde es von Millionen bewaffneter Krieger bewacht; daß die größten Reiche der Welt endlich zusammenstürzen müssen, wenn die Bürger, durch Wohlleben erschlafft, nicht mehr das Glück des Ganzen für ihr eigenes halten, sondern über ihrer Selbstsucht und Selbsterhaltung das Vaterland vergessen, und die Knechtschaft für erträglicher achten, als das Leiden, oder als den Tod fürs Vaterland. Wir haben gelernt aus den Schicksalen der Völker, daß durch Tugend und gemeinnützige Aufopferung des Einen für Alle, und Aller für Einen, kleine Staaten mächtig, und durch Eigennutz und Selbstsucht der Einwohner mächtige Reiche aufgelöset und zertrümmert wurden. Warum klagen wir über so mancherlei, das da untergegangen ist; haben wir nicht durch unsere Sünden diesen Untergang selbst beschleunigt? Warum verzweifeln wir an glücklichern Tagen? Kann unsere vereinte Tugend, wenn ein ganzes Volk derselben so plötzlich fähig wäre, nicht Vieles schöner wieder herstellen, als es war? Ist Gott nicht ein Gott des Guten? Ist seine Macht kraftloser geworden?

Darum Muth gefaßt! Gedenket des Allmächtigen, und verbindet euch zu edlern Gesinnungen mit männlicher Stärke. Darum

verlasset euch, wie Jesaias, der Prophet, spricht, auf den Herrn ewiglich: denn Gott der Herr ist ein Fels ewiglich. Und er beuget die, so in der Höhe wohnen; die hohe Stadt erniedrigt er, ja er stoßet sie zur Erde, daß sie mit Füßen zertreten wird, ja mit den Füßen der Armen, mit den Fersen der Geringern. (Jes. 26, 4.)

Niemand verdamme mit vorklugem Tadel die Handlungen derer, die da herrschen. Sie sorgen für ihrer Völker Glück, für den Bestand ihrer Reiche. Niemand richte über ihre Beschlüsse, ohne die Gewalt aller Verhältnisse zu kennen, durch welche sie geboten wurden; Jeder richte vielmehr seine eigenen Handlungen.

Der du die Obrigkeiten mit Unverstand lästerst und ihre Anordnungen tadelst, als wärest du ein Geweihter ihres Rathes; der du, was sie gethan, als die Ursache des großen Verderbens schiltst, frage dich vorher selbst: und was habe ich denn gethan, um das Leiden zu vermindern, oder das Vaterland zu retten, oder die Fortdauer vormaliger Glückseligkeit zu befördern? Habe ich, wie es meine Pflicht forderte, freiwillig mich und meine Kinder zum Schutz des Vaterlandes dargeboten? Habe ich, fern von Selbstsucht und Eitelkeit, gemeinnützige Anstalten zum Aufblühen meines Vaterlandes oder Wohnortes unterstützt? Habe ich der Erste das Beispiel freudigen Gehorsams gegen die Gesetze gegeben, und meine Mitbürger dazu ermuntert; oder stimmte ich in das falsche Murren derer, die nur verlangen, aber nie geben mögen? Habe ich immer meine Leidenschaft gezügelt, alles Parteiwesen vermieden, und meinen Einfluß dahin verwandt, die Entzweiten für das Gemeinwohl zu vereinigen, getrennte Bürger zu versöhnen, und Alle für die heilige Sache des Vaterlandes zu begeistern? Habe ich der Erste das Beispiel strenger Sitteneinfalt gegeben, und die Tugend höher als Geld und Gut und Leben geliebt?

Du, der Andere richtet, richte dich selbst. Und magst du endlich nicht vor dir selbst bestehen, o so scheue dich, dein Verdammungsurtheil über Andere auszusprechen, deren Verhältnisse dir fremder sind, als die deinigen.

Ich will zurückkehren zur Weisheit Jesu, und durch Tugenden, die ich in meinem mir von Gott gegebenen größern oder kleinern Wirkungskreise übe, zur Befestigung der öffentlichen Ord-

nung, der Ruhe, der Eintracht für Fürst und Gesetze, der Alles für das Vaterland aufopfernden Liebe beitragen. Dazu will ich die Meinigen ermuntern, dazu die Kinder mit Ernst erziehen, die Gott mir anvertraute.

Das Gute bleibt unzerstörbar; nur das Mangelhafte zerfällt. Dies lehren mich die Offenbarungen Gottes in den Schicksalen der Völker. So will auch ich nur für das Gute und Gerechte parteilos mitwirken, wo ich kann. So darf ich hoffen, daß auch meine geringen Handlungen durch des Himmels segnende Fügung ein Scherflein zum Wohl der Welt werden; so helfen auch meine schwachen Kräfte, die große Stadt Gottes auf Erden zu gründen.

Ja, Vater der Menschheit, gnadenvoller, hoher Erbarmer! Du siehst unsere Sünden; aber selbst das Verderben, welches aus ihnen über uns und unsere Kinder hinströmt, muß uns, nach Deiner Weisheit, zum Besten dienen. Erschrocken vor dem Unheil der Laster, welchen wir fröhnten, retten wir uns wieder flüchtend in die Arme der Tugend; und aus dem Elende, welches unsere Leidenschaften verursachten, zur Seligkeit, die aus den Lehren Jesu Christi hervorgeht.

Du willst die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts, Eintracht und Frieden, Glückseligkeit und Weisheit. Dahin zielen alle Deine großen Veranstaltungen in den Begebenheiten der Bewohner des Erdballs. Ach, daß wir diese Deine Offenbarungen so oft verkennen! Daß wir uns nicht als Glieder eines und desselben Leibes betrachten lernen wollen, sondern immerdar nur streben, unsern Leidenschaften große Opfer zusammenzuschleppen, und ginge darüber das Wohl von Tausenden endlich zu Grunde — dies ist die wahre Quelle der heutigen Völkerleiden!

Fern von mir sei fortan ein Murren gegen Deine Verhängnisse; fern von mir jeder Zweifel an der Heilsamkeit Deiner Anordnungen in den Schicksalen der Völker zu ihrer Besserung; fern von mir die vermessene Anklage der Obrigkeiten und Fürsten, die Du nach Deiner Weisheit durch mannigfaltige Umstände leitest! In unserer Sünde liegt unser Untergang, in unserer Tugend unsere Kraft und Größe. Dies hast Du uns, Herrlicher, in den Schicksalen unserer Vorzeit tausendfach offenbaret.

50.

Falscher Gottesdienst.

Kol. 3, 16.

Komm, Geist der Andacht und der Ruh',
Komm, heil'ger Geist, und weihe Du
Mich selbst zur Gottverehrung!
Des Beters einsames Gebet,
Des Gottesdienstes Majestät,
Gibt himmlische Verklärung!

Komm, Geist der Andacht und der Ruh',
In uns're Tempel führe Du
Des frommen Sinnes Fülle!
Mach' unser Herz vom Irrthum los,
Es werd' uns Gottes Name groß,
Sein Wille unser Wille!

Im Meeressturme lernt der rohe Schiffer beten; beim ersten Donner der Schlachten der wilde Soldat auf die vergeltende Ewigkeit sehen; unter den zerschmetternden Blitzen des Himmels lernt der Gottesläugner glauben. — Die Teufel glauben auch und zittern, spricht die heilige Schrift.

Ist dies die ächte Gottesliebe und Gottesfurcht, welche wir als Nachfolger Jesu, als Gotteskinder empfinden sollen? Ist es dem allwissenden Gott, der alle Zukunften durchschaut, unbekannt, wie wir nach kurzer Zeit wieder von ihm abfallen werden? Wird er unser Gebet, unser Schreien erhören, wenn er voraussieht, daß wir, sobald uns geholfen wäre, den alten Leichtsinn, die alte Gottvergessenheit wieder lieb gewinnen werden? O, Niemand irre sich, Gott läßt seiner nicht spotten!

Viele sind schwach genug, nur deswegen ein äußerlich frömmeres Leben anzunehmen, weil das Unglück der Zeiten überhaupt auf die religiöse Denkart der Menge wirkt, und man sich nicht auszeichnen will; oder sich nicht bei seinen Vorgesetzten oder beim Volk in Verdacht setzen möchte, als habe man gar keine Religion. Denn man weiß, wie schädlich oft ein solcher Verdacht Jemanden in bedenklichen Umständen werden kann. Man wird also religiös, weil die Religion wieder zur Mode geworden. Man geht also zur Kirche, zur Messe, zum Abendmahl und zur Beobachtung anderer kirch-

lichen Ordnungen, weil Alles geht. Wie aber? Ist das Allerheiligste der Menschheit nichts mehr als ein Kleid, welches man hinwegwirft, wenn es außer Gebrauch kömmt? Ist das, was ewig gilt, gleichbedeutend mit einem Mährchen, das vergessen wird, wenn es nicht mehr neu ist? — Und doch gehen Tausende dahin zum Genuß der heiligen Sakramente, und glänzen in den Kirchen, weil sie wahrnehmen, daß es auch Andere thun. Aber ihr Gottesdienst ist falscher Art und dem Herrn ein Gräuel. Nicht dem Herrn des Himmels und der Erde dienen sie, sondern dem Eigennutz und der Mode. Nicht Gottesfurcht haben sie, sondern eine feige Menschenfurcht, in deren Gefühl sie vor ihrer eigenen Verächtlichkeit erröthen müssen.

Bei weitem aber die größere Menge der Christen unserer Zeit übt einen solchen Gottesdienst aus trauriger Unwissenheit. Ob es gleich in keinem christlichen Lande an Kirchen und Schulen mangelt, fehlt es doch leider noch sehr allgemein an wahrem christlichen Unterricht der Jugend und der Erwachsenen. Die Schuld des religiösen Verderbens ist eben so oft die Schuld der Lehrer, als der Hörer. Denn wie viele sind unter den Christen, besonders der niedern Stände, welche wissen, **worin** ein wahrer Gottesdienst **bestehe**? Wie alltäglich ist es, daß sich die Leute unter Gottesdienst nicht viel Anderes denken, als einen unterthänigen äußerlichen Dienst gegen die Gottheit; wie man etwa auch Menschen zu dienen pflegt, mit äußerer Ehrerbietung und Pflicht! Sie setzen den ganzen Werth ihrer Gottesverehrung und die ganze Wirksamkeit der Religion in treue Beobachtung der kirchlichen Handlungen und Gebräuche. Sie meinen, wenn sie diese nur vollbracht haben, dann hätten sie Gott schon gegeben und geleistet, was Gottes ist. Dann halten sie ihrerseits Gott gleichsam für ihren Schuldner, dem sie Dienste geleistet, wofür er ihnen wieder erkenntlich sein werde. Ach, sie denken kaum daran, daß wir mit allem unserm Thun und Lassen dem allmächtigen Herrn aller Wesen und Schicksale nichts geben können; daß Alles, was wir in gottesdienstlichen Absichten thun, nicht Gottes Freude und Nutzen, sondern allein unser eigener Nutzen, unsere eigene Freude sein soll!

So gebrauchen viele Menschen die heiligen Sakramente, und bilden sich ein, daß der Genuß derselben an sich schon eine ganz be-

sondere, Reue wirkende, von Sünden reinigende Kraft habe. Sie bedienen sich derselben ganz gedankenlos, und doch halten sie dafür, schon dadurch, daß sie das Sakrament empfingen, sei in ihnen und bei Gott eine wichtige Veränderung vorgegangen. Aber dies ist Aberglaube und falscher Gottesdienst! Denn Brod und Wein, Wasser, Oel und Salz bleiben irdische Dinge in und außer dem Tempel; und sie haben keine wunderwirkende Kraft, auch wenn der Geistliche sie durch sein Gebet und durch die Bezeichnung mit dem Kreuze geweiht hat. Denn was ist die Weihe anders, als eine bloße Anrufung Gottes, ein Gebet zum Vater des Segens, daß er den Gebrauch des Sakraments an uns von segenvollem Erfolge sein lassen wolle? — Wie aber kann es von segenreicher Wirkung sein, wenn wir durch Gedankenlosigkeit uns der heilsamen Kraft heiliger Handlungen freiwillig berauben? Kann ein Sakrament Gnade vor Gott und Vergebung der Sünden wirken, wenn ihr es im gleichen Augenblicke durch Leichtsinn und Eitelkeit, durch Zerstreuung, Neid oder andere unanständige Gefühle verspottet? Wisset ihr nicht, daß, wer unwürdig vom Tische des Herrn isset und trinket, ihm selber das Gericht isset und trinket? — Aber Tausende und Tausende gehen hin, bedienen sich gedankenlos der heiligen Sakramente; glauben damit Gott ihre ganze Schuldigkeit gethan zu haben; glauben, das bloße Mitmachen der heiligen Gebräuche habe wunderwirkende, sündenreinigende Kraft auf sie; gehen hin — und sündigen von neuem. — Ach, dieses religiöse Verderben, dies schreckliche Gegentheil von Allem, was Jesus Christus lehrte, ist weniger die Schuld der unwissenden Menge, als die Schuld derer, welche sie von der Unwissenheit und Gewalt des Irrthums befreien sollen, aber es nicht thun, sondern sie vielmehr darin, wider des Herrn Sinn und Willen, bestärken.

Es ist ein falscher Gottesdienst, es ist ein todtes Opferwerk, wenn wir mit dem Leibe fromme Uebungen beobachten, aber mit dem Geiste fortfahren zu sündigen. Gott ist ein Geist — darum im Geist und in der Wahrheit (nicht bloß zum Schein) soll er verehrt werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, zur Kirche zu rennen, ohne dort von heiligen Entschlüssen zu einem redlichen, menschenfreundlichen, gottgefälligen Wandel ergriffen zu werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, zum heiligen Abendmahl

mit ungebessertem Herzen hinzutreten, mit ungebessertem Herzen wieder in das gemeine Leben zurückzukommen, und dennoch Vergebung der Sünden zu hoffen. Es ist ein falscher Gottesdienst, als Taufzeuge bei Aufnahme eines Kindes in der christlichen Kirche zu erscheinen, ohne sich ferner um die dabei eingegangenen hohen Verpflichtungen zu bekümmern. Es ist ein falscher Gottesdienst, Hörer der Predigt und des göttlichen Wortes zu sein, ohne auch Thäter desselben zu werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, alltäglich lange Gebete, Morgens, Mittags, Abends, im Hause oder in der Kirche herzumurmeln, ohne dabei etwas Frommes, dem Inhalt des Gebetes Angemessenes, zu denken. Es ist ein falscher Gottesdienst, erbauliche Schriften, oder gar die Bibel zu lesen, oder sich vorlesen zu lassen, ohne alle Aufmerksamkeit dabei, oder ohne den Vorsatz, so gut und rechtschaffen vor Gott zu werden, als da gelehrt wird. Vor dieser Art Gottesverehrung haben uns alle Jünger Jesu, hat der Weltheiland selbst auf das ernstlichste gewarnt. Wir dienen mit diesem Lippenwerk weder Gott noch uns selber. — Wir entstellen damit die alleinseligmachende Religion, und entweihen das Allerheiligste, indem wir das wahre Ziel vergessen, vollkommener zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, und hingegen das, was ein bloßes Mittel sein soll, zum Hauptzweck machen.

Von der andern Seite verfallen diejenigen in einen entgegengesetzten Fehler, welche den öffentlichen Gottesdienst der Christen versäumen, um lieber Privatbetstunden, sogenannte Frommen-Zusammenkünfte und Erbauungsstunden, zu besuchen, oder welche doch dergleichen besondere Zusammenkünfte den öffentlichen aller guten Christen gleich setzen. Denn dadurch wird die eingeführte gute Ordnung gestört, obrigkeitliche Einrichtungen werden bei Seite gesetzt, Absonderungen und Trennungen in der christlichen Kirche veranlaßt, und mehr oder weniger parteiische Gesinnungen eingeführt. Zudem weiß man leider aus vielfachen Erfahrungen, daß in der Länge der Zeit solche der Erbauung gewidmet sein sollende Zusammenkünfte gewöhnlich entarten und zu mancherlei Mißbräuchen unerwartet verleiten. Aber Parteigeist und Spaltungen in die Gemeinschaft aller Christen bringen, die öffentliche Ordnung vernachlässigen, ist falscher Got-

tesdienst. Wenn diejenigen Recht thun, welche sich absondern, um sich nach ihrer Weise zu erbauen, so würden auch alle übrigen Recht thun, wenn sie auf andere Weise das Gleiche thäten. Womit würde aber das in allen Ländern enden? Im allgemeinen Zerfall des öffentlichen Gottesdienstes, in gänzlicher Trennung der christlichen Kirche durch religiöse Klassen und Parteiungen. Oder wenn diejenigen Recht thun, die in besondern Zusammenkünften sich erbauen: würden diejenigen Unrecht thun, welche sich mit dem eingeführten öffentlichen Gottesdienst begnügen? Wer möchte dies behaupten?

Nicht aber in den vervielfältigten Betstunden und erbaulichen Zusammenkünften, nicht im alltäglichen Lesen und Hören des göttlichen Wortes besteht die wahre Nachfolge Jesu; sondern, wie der Heiland selber spricht, darin, daß wir den Willen dessen thun, der ihn gesandt hat. Der Wille Gottes aber besteht darin, daß wir aus Liebe zu Gott immer liebreich und hilfsam gegen alle Menschen handeln.

Wir müssen unter Gottesdienst niemals etwas Anderes verstehen, als Gottesverehrung. Denn wir können Gott nicht dienen, nicht nützen, weil wir Alles erst durch ihn empfangen. Aber verehren können und müssen wir ihn, weil er das Verehrungswürdigste im Weltall ist; weil er der Vater unsers Lebens, der Geber alles Segens ist.

Es ist keine Gottesverehrung gedenkbar, ohne dabei innige Andacht zu empfinden. Andacht heißt im Allgemeinen aber an das denken, was man thut; wenn man an das denkt, was man thut, hat man beständig den Zweck vor Augen von dem, was man verrichtet. Willst du Gott würdig verehren, so denke zugleich daran, warum du ihn verehrest. Willst du beten, so denke an den, zu welchem sich dein Gebet erheben soll, und stelle dir lebendig vor, was du betest. Alle Zerstreuung, alle Geistesabwesenheit im Gebet und in der Verehrung Gottes ist Ehrfurchtlosigkeit vor dem Herrn. Wie kann man Jemanden mit Unehrerbietigkeit verehren?

Ist aber in deiner Gottesverehrung wahre Andacht und Inbrunst: so wirst du nicht länger glauben, daß schon das bloße Kirchenbesuchen, Gebeteplappern und Mitmachen äußerlicher, gottes-

dienstlicher Gebräuche hinlänglich zur Verehrung Gottes und zur Erwerbung seines Wohlgefallens sei. Du selber wirst fühlen, daß dich alle Sakramente nicht von Sünden reinigen, dir keine Gnade und Vergebung bei Gott erwirken, wenn du selber keine Gnade und Vergebung mit Inbrunst verlangst. Du verlangst sie aber nicht ernsthaft, so lange du nicht den festen Vorsatz hast und ausführst, dich hinfort vor allen neuen Vergehungen zu hüten, welche dich vom Wohlgefallen Gottes entfernen. Nur durch den innigen Glauben an Jesum können wir selig werden; aber es glaubt Keiner an Jesum, der nicht seine Gebote hält.

Ist in deiner Gottesverehrung wahre Andacht, ist es nicht eine bloße Zeremonie, sondern ist es dein Geist, der Gott verehrt: so wirst du durch Erfüllung seines Willens ihn am herrlichsten verehren. Sein Wille aber ist, daß du meidest, was unrecht ist, und dasjenige thuest, wodurch du das Wohlsein und die bleibende Zufriedenheit deiner Mitmenschen vermehren kannst. Sein Wille ist, daß du ihm ähnlich werdest in seiner Liebe zu den Menschen.

Ist in deiner Gottesverehrung wahre Andacht: so wirst du in öffentlichem Gottesdienst Hilfsmittel genug zu deiner Gemüthserhebung finden; so wirst du dich nicht von den Versammlungen deiner Mitchristen abzusondern nöthig haben, oder noch abgesonderte Erbauungsstunden und Betstunden in Privathäusern aufsuchen müssen, und dadurch Andern ein Beispiel von nachtheiligen Folgen geben, oder Parteiung und Trennung in der christlichen Gemeinde befördern. Du wirst Jesum lieber hören, als Menschenrath. Und fühlst du auch außer dem öffentlichen Gottesdienste den Drang, mit Gott dich zu unterhalten, so thue, wie Jesus dich anweiset: gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten öffentlich. Und wenn du betest, sollst du nicht viel plappern und lange Worte machen, wie die Heiden, die da meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. (Matth. 6, 6. 7.) Die heilige Schrift sagt auch nirgends von den Gerechten: Ihre Gebete folgen ihnen nach; sondern: Ihre Werke folgen ihnen nach!

O Geist der Geister, lehre auch mich, Dich nur im Geist und

in der Wahrheit, mit Andacht des Geistes im Gebet und mit Heiligkeit in meinen Werken verehren! Gib mir Kraft und Licht, mich selber vor Verirrungen zu hüten, in die man so leicht versinkt. Stärke mich, daß meine Buße, meine Anhänglichkeit an Dich nicht eine vorübergehende Empfindung, sondern eine bleibende Sinnesänderung, eine ewige Treue zu Dir werden. Nur so, und auf keine andere Art, wird mir die Noth zum Segen, das Unglück zum Glück; und dies ist ja Dein heiliger Wille! Erhöre mich, o Vater! Verleihe mir Kraft, um Jesu, Deines geliebten Sohnes willen. Amen.

51.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung.

Psalm, 84, 2. 3.

Ich will zum Haus des Herrn wallen,
Will dort in Andacht niederfallen
Und meinen Geist zu ihm erhöh'n.
Sein Nam' ist: Herr! Ich dank' und singe!
Der Herr allein thut große Dinge.
Laß ihn uns laut verkündigen!
Du, heil'ge Dichtkunst, schwinge deine Palmen,
Ihr Harfen Assaphs, rauschet Jubelpsalmen!
Es spiegle mir des Tempels Glanz und Pracht
Jehova's Herrlichkeit und Macht.

Zwar was kann ihm der Mensch erwiedern?
Wer preiset ihn genug in Liedern?
Auch Welten preisen ihn zu schwach.
Er hört nicht nur und will erhören
Der Geister Fleh'n in vollen Chören,
Er hört auch unser leises Ach!
Nicht, daß ich ihm würd'gere Opfer bringe,
Nein, daß mein Geist sich reger aufwärts schwinge,
Umrausche mich der Tonkunst heil'ge Macht,
Umstrahle mich des Tempels Glanz und Pracht.

Unsere Vorfahren bauten sich in Städten und Dörfern kleine, bescheidene Wohnungen; aber ihre Tempel stiegen in ungewöhnlicher Majestät hoch über die Hütten der Menschen zum Himmel auf, als wollten sie sinnbildlich zum Auge reden: „Nichts ist der Mensch, Alles der Herr!“ Einfach und schmucklos waren sie in ihrem Hausgeräth; aber was der öffentliche Reichthum Glänzendes hatte, was

der Geschmack Edles wußte, das war zur Verzierung der heiligen Oerter vereinigt, wo das ganze Volk anbetete und gemeinschaftlich den Vater des Weltalls verherrlichte. Von Stein und Holz waren die Gebäude der Städte, von Lehm und Stroh in Dörfern, oft leicht und hinfällig, wie der Sterbliche, der sie bewohnte; aber was dem Unsterblichen geweiht war, erhob sich langsam, oft in der Folge von mehrern Jahrhunderten, um Jahrtausende zu überdauern. Noch jetzt bewundern wir in den Kirchen fremder Städte, in unsern eigenen, die kühne, majestätische Bauart der Alten, diese dämmernden Hallen, diese Riesensäulen, die hohen Bogen und Gewölbe, diese sich hoch über einander zu den Wolken des Himmels hinaufgipfelnden Thürme. Und unwillkürliches, ehrfurchtvolles Grauen und ein Gefühl, als wären wir dem Unsichtbaren näher, dem dies Sichtbare geheiligt ist, ergreift unser Gemüth. Und jenseits des christlichen Alterthums finden wir selbst unter den Heiden gleiche Ehrfurcht vor den Göttern in der Pracht ihrer Tempel und Altäre ausgedrückt. Die Herrlichkeit des Tempels zu Ephesus ward von Geschichtschreibern und Dichtern gepriesen. Den salomonischen haben die Völker des ganzen Morgenlandes bewundert.

Anders will es in unsern Zeiten sein. Wir wohnen in Prachtgebäuden und Palästen; aber die Tempel des Herrn sind meistens versäumt, wenn nicht noch die Vorwelt uns das Kostbarere hinterlassen hat. In unsern Dörfern prangen sogar glänzende Landhäuser, und statt der Hütten weitläufige hohe Wohnungen, während die Kirchen oft dürftig, zerfallen, unrein und geschmacklos verziert sein können. Dürfen wir auch aus diesem Allem keineswegs den voreiligen Schluß ziehen, daß in unsern Zeiten in gleichem Verhältnisse der Sinn für Religion abgenommen, wie der Sinn für irdisches Wohlleben der Menschen zugenommen hat: so ist doch gewiß, daß die Vernachlässigung der öffentlichen Gebäude und der steigende Privataufwand dagegen als ein Wahrzeichen gelten könne von der Abnahme des Gemeinsinns, oder des lebendigen Antheils an Allem, was Alle angeht, und als ein Wahrzeichen von den Fortschritten einer unbürgerlichen Selbstsucht. Auch mag der Anblick der Elendigkeit, Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit von den Kirchen mancher Städte und Dörfer hie und da we-

nigstens so viel beurkunden, daß das Volk, wie dessen Vorsteher, ziemlich unempfindlich für das geworden sind, was die Andacht erregen, veredeln und erheben könne.

Wenn man zu den gottesdienstlichen Versammlungen mancher Gemeinden tritt, scheint da nicht Alles zur Tödtung der Andacht erfunden worden zu sein? Unreinlichkeit und Armuth von allen Seiten, oder ein bunter, oft lächerlicher Putz; nichts Einfaches, Edles, Großes. Statt rührenden Gesanges ein widerliches, unharmonisches Durcheinandergeschrei; Gesänge, oft unverständig, oft anstößig; dann eine Predigt, die ohne Vorbereitung, in verworrener Wortstellung, ohne Kraft, Ordnung und Wahl der Gedanken dahingesprochen wird, nicht vom Herzen kommend, nicht zum Herzen dringend. Wer möchte da mit den Kindern Korah singen: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. (Psalm 84, 2. 3.)

Die Religion Jesu Christi macht uns freilich nicht die Erbauung prachtvoller Tempel, oder deren glänzende Verzierung zur Pflicht. Nirgends begehrte Christus, nirgends einer seiner Jünger, von den Bekennern seines Evangeliums Nachbildungen eines salomonischen Tempels, oder Festsetzung besonderer Kirchenfeierlichkeiten, wie doch im mosaischen Gottesdienst üblich gewesen. Der Messias lehrte den Vater des Weltalls im Tempel der Natur, wie im stillen Kämmerlein verehren und anbeten. Er selbst gab uns dazu das Beispiel, wenn er dem Volk im freien Felde oder am Meeresufer predigte, wenn er mit seinen Jüngern das Mahl einnahm und betete, oder in der Nacht von Gethsemane seine Knie beugte. Gott ist ein Geist, wir sollen ihn anbeten und verehren im Geist und in der Wahrheit.

Doch anders ist es mit häuslicher Gottesverehrung, anders mit öffentlicher, zu bestimmten Tagen und Stunden. Zu jener bedarf ich keiner andern Erweckung, als die in mir selbst liegt. Mein Bedürfniß, in frohen oder traurigen Gemüthsstimmungen mich dem himmlischen Vater dankend oder bittend zu nahen, macht alles Aeußere entbehrlich. Im engen Kämmerlein, oder auf den Höhen eines Gebirges, auf meinem nächtlichen Lager, oder in der anmu-

thigsten Landschaft, Alles ist gleich, wenn Wehmuth oder Freude, wenn das Lesen eines erbaulichen Buches oder ein großes Schicksal zum Gebet ruft.

Die öffentliche Gottesverehrung hingegen steht ganz unabhängig von unsern jedesmaligen Gefühlen und Bedürfnissen. Der Feiertag kommt; die Stunde schlägt; die Glocken ertönen aus den Höhen; die Pforten der Kirchen schließen sich auf; das Volk eilt zu den Altären. Auch wir wandeln dahin, vereint mit der ganzen Gemeinde den Ewigen zu verehren, ohne immer noch in der dazu erforderlichen Stimmung zu sein. Häusliche Ereignisse, unerwartete Nachrichten, Zerstreuungen aller Art haben sich unsers Gemüths bemächtigt. Wir fühlen uns ohne Andacht. Da ist nothwendig, daß das Aeußere uns Ehrfurcht errege und begeisternd einwirke, daß unsere Aufmerksamkeit leichter gesammelt werde. Die Umgebungen, die Feierlichkeiten, welche unsere Sinne rühren, sind nicht länger gleichgültige Dinge; sie sind Beförderungsmittel der Andacht und Gemüthserhebung.

Aus diesem wichtigen Grunde ist es Pflicht, der Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was ist Gottesverehrung ohne Inbrunst des Gemüthes? Wollen wir den hohen Zweck, warum glauben wir, die Mittel dazu versäumen zu können?

Wir wollen nicht vergessen, daß wir Menschen sind, und daß der Einfluß der Sinne auf den Geist nicht geringer ist, als der Einfluß des Geistes auf die Sinne. Das Falten der Hände beim Gebet ist keine religiöse Pflicht, aber doch ein Hilfsmittel, die Zerstreuung beim Gebet zu verhindern und an das Heilige zu mahnen, was wir beginnen. Gott ist allgegenwärtig, in den Tiefen, wie in den Höhen, und doch scheint sich gleichsam unser Geist selbst zu erheben und dem Thron der Gottheit näher zu treten, indem wir betend den Blick der Augen zum Himmel emporrichten. So viel vermögen äußere kleine Umstände auf uns; so abhängig sind unsere Gefühle von an sich gleichgültig scheinenden Nebendingen. Wollen wir daher öffentliche Gottesverehrungen, so sollen wir sie auch mit aller jener Würde und Feierlichkeit wollen, die geeignet sind, unser Herz zu bewegen, unsere Aufmerksamkeit zu sammeln, unsere

Andacht zu beflügeln, selbst auch an solchen Tagen, in solchen Stunden, unter solchen Umständen, da wir keinen innern Beruf empfinden, uns mit den höchsten und heiligsten Gegenständen des Lebens zu beschäftigen. — Nicht zur Verherrlichung und Ehre Gottes haben wir erhabene oder prachtvolle Tempel, oder Feierlichkeiten voller Majestät und Würde nöthig, denn kein Haus von Steinen gebaut umschließt den Allgegenwärtigen, und kein glänzender Staub ehrt und verherrlicht die Größe dessen, der das unendliche All der Welten aus Nichts emporsteigen hieß: aber die Gefühle der Ehrfurcht, wenn sie wahr und lebendig in unserer Brust sind, sprechen sich doch gern sinnlich aus, und werden alsdann erst bestimmter und gewaltvoller. Gott versteht auch das unhörbare Gebet der Gedanken; dennoch können wir uns nicht enthalten, in Worten zu ihm zu reden und unsere Stimme flehend zu erheben. Wir sind als Menschen immerdar Kinder, und dies Kindliche unsers Wesens vor dem himmlischen Vater ist gewiß auch ihm wohlgefällig. — Nicht um Gottes willen sind jene Tempel da, jene Altäre, jene Gesänge, jene Gebete. Ach, was könnten wir empfinden, bringen, sagen, das seiner würdig wäre, das uns nicht durch ihn geworden wäre? Nein, Alles ist unsertwillen, daß wir dadurch heiliger, frömmer, gottverwandter werden. Unser Körper ist der Träger der Seele, unsere Sinnlichkeit die Krücke des Geistes, die Kirche mit ihren feierlichen Anstalten die Dienerin und Stütze innerer Religion.

Vernunft und Gefühl verschmelzen in einander, wenn die Kraft des Glaubens das Gemüth durchdringt. Christenthum ist kein bloßes, todtes Vernunftwesen, keine kalte Verstandessache oder Klugheits- und Sittenlehre, kein Gaukeln der Einbildungen, kein Spielen erregter Gefühle. Religion ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte zur reinsten Harmonie; sie ist das helle Auflodern der Flamme unsers Gesammtlebens. Gleichwie die Wahrheit das Höchste ist, das die Vernunft ehrt, so ist das Schöne dem Gefühl das Höchste. So sollen sich denn in der Religion das Wahre und Schöne vermählen, und die Kirche soll für unsere Sinnlichkeit gleichsam Abspiegelung und Verkörperung unsers innern Heiligthums sein; auch der Tempel, auch die Feierlichkeit der Gottesverehrung sollen das Gepräge des Sinnlichwahren, des Geistigschönen führen.

Das ist der sogenannten schönen Künste höchster Triumph, wenn sie zur Vergöttlichung des Gemüthes wirken, und den Geist gleichsam auf den Schwingen reinster Sinnlichkeit über alles Sinnliche hinwegheben. Auch offenbart sich ihr wundervoller Zauber nirgends mächtiger, als wenn sie Begleiterinnen der Andacht sind.

Die edle Bauart einer hohen Kirche allein schon mit ihren hochgeschwungenen Hallen ist fähig, deine Seele mit sanften Schauern zu erfüllen. Und wenn du zu ihren Pforten eintrittst, und du schon ein betendes Volk im Staube hinkniend erblickst, wird dennoch die große Einsamkeit, die allgemeine Stille, die Einfalt und Regelmäßigkeit des ganzen Werkes dich zur Anbetung mahnen, und vom Geräusch und Getümmel des alltäglichen Lebens abscheiden, als ständest du im Vorhofe eines andern Lebens. Das allein schon vermochte die stumme Kunst des Baumeisters über dein Gemüth, ehe dich das Beispiel einer betenden Menge, oder die Gewalt des gepredigten Wortes begeisterte. Wenn Bildhauerei und Malerei, diese edeln Schwestern, sich weise im Tempel vereinigen, deine Empfindungen zu entzünden; wenn dich das Sinnlich-Erhabene an das Geistig-Hohe, und die stille Kraft der Umgebungen unwillkürlich an die Majestät der Gottheit im Ueberirdischen erinnert: wirst du läugnen, daß das Aeußere in gottesdienstlichen Feierlichkeiten mehr als entbehrliche Nebensache sei? oder behaupten, daß der Anblick eines schmutzigen, baufälligen Versammlungsortes, mit plumpen, oft ekelhaften Zierrathen versehen, oft mit anstößigen Gemälden und Zerrbildern behängt, dich zu eben so feierlichen Stimmungen leite?

Mächtiger ergreift noch die Tonkunst. Es sind nur wenige Menschen, welche gegen ihren Reiz unempfindlich bleiben. Diese wunderbaren Klänge, welche in mannigfaltiger Ordnung uns bald zur Freude, bald zum betrachtenden Ernst, bald zum Triumph, bald zur Schwermuth einladen, sind eine wortlose Sprache der Gefühle zu fühlenden Wesen; rufen Erinnerungen aus längst verlornen Vergangenheiten zurück, und geben uns Sehnsucht und Hoffnung in künftige Fernen, die wir kaum zu deuten verstehen. In den Zeiten der Urwelt schon war die Tonkunst eine der vornehmsten Begleiterinnen der öffentlichen Gottesverehrung; noch

heute ertönen Davids Psalmen in allen Welttheilen. Das majestätische Erbrausen und Tönen der Orgel, der feierlich rührende Kirchengesang ist für sich allein schon hinreichend, ein zerstreutes Gemüth zur Andacht zu sammeln, und den Leichtsinn zu frommen Betrachtungen zu bewegen. — Wie ganz entgegengesetzt aber muß die Vernachlässigung des Kirchengesanges wirken, wenn man das Gekreisch verstimmter Werkzeuge, das rauhe Geplärr geschmackloser Tonstücke anhören muß! Unter solchen Verwahrlosungen alles äußerlichen Anstandes verlieren öffentliche Gottesverehrungen den Zweck, zu welchem sie eingesetzt sind. Da ist kein Anreiz der Empfindungen, keine Erhebung des Gemüths, und wer nicht schon die Andacht mit sich bringt, dem wird sie dort nicht gegeben, sondern oft noch entrissen, selbst wenn er sie brachte. Besser keine Kirche, als ein elendes, stallähnliches Obdach; besser kein Gesang, als das sinnlose, übellautende Geschrei. Die Einsamkeit der häuslichen Kammer, ein Spaziergang in die offene landschaftliche Natur sind zweckmäßiger. Da betete auch Jesus Christus.

Wenn dann zu jener Versäumung äußerer, anständiger Ordnungen auch Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit derer kommt, welche von heiligen Stätten das Wort Gottes verkünden sollen; wenn sie ihren ehrwürdigen Beruf erwählt haben, nicht weil sie dazu die innere Weihe empfangen hatten, sondern irgend einen Broderwerb suchen mußten; wenn sie mit Schlaffheit oder Widerwillen ihr Amt versehen; predigen, um der Sitte gemäß eine Stunde mit leerem Wörterschall auszufüllen; nach der Predigt oft eben so wenig wissen, als die Gemeinde, was sie sprachen; wohl gar als Heuchler dastehen, die nicht von Herzen lieben und glauben, was sie sagen; in ihrem häuslichen Leben zuweilen das Gegentheil sind von dem, was sie lehren, und andere ungeistliche Geschäfte mit größerm Eifer, als ihr Amt, treiben: dann ist das Maß der Schlechtigkeit erfüllt; dann erstaune Niemand, daß ein großer Theil des Volks, trotz christlicher Namen, Sakramente, Zeichen, Gebetsformeln, im Herzen heidnisch und verwildert ist, und die vermeinten Gottesverehrungen nur altherkömmliche Uebungen sind, deren man gewohnt ist; nur Stunden der Langeweile sind, die man ehrenhalber aushalten muß.

Wahrlich, Gottesverehrungen, wie diese, sind öffentliche Gottesverspottungen zu heißen. Es wäre besser, sie würden nicht sein. Sollen wir es tadeln, wenn in Dörfern, wenn in Städten zuweilen ganze Familien sich unter solchen Umständen vom Besuch der Kirche zurückziehen, und lieber häuslicher Andacht pflegen? Haben die Obrigkeiten ein Recht, Familien zu zwingen, in andachttödtende Versammlungen zu gehen, und den elenden, unüberlegten, zusammenhanglosen Wortkram eines Geistlichen zu hören, der seinen Pflichten kein Genüge leistet? Haben diese ungetreuen Lehrer und Seelenhirten ein Recht, über Verfall der Religion, über schlechten Besuch der Kirchen zu klagen, da sie es doch selbst sind, welche die Kirchen veröden, und die Stunde der Andacht zur Stunde der Langeweile und Plage machen? Sie jammern thöricht über die nachtheiligen Folgen der Aufklärung, und eifern über das Umsichgreifen weltlicher Weisheit: aber warum schreiten auch sie nicht fort in Erkenntniß und in der Kunst, ihre Erkenntniß dem lernbegierigen Volke mitzutheilen? Warum treiben sie ihr heiliges Geschäft ohne Anstrengung, ohne Innigkeit, gleich dem Handwerker, der einförmige Arbeiten verrichtet, und dazu keines Nachdenkens bedarf?

Besser keine Gottesverehrungen, als seinsollende Gottesverehrungen so unwürdiger Art! Jesus trieb die Wechsler und Krämer aus dem Tempel des Herrn, und sprach: Es stehet geschrieben, mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habet eine Mördergrube daraus gemacht. — Und würde er durch die ihm geweihten Kirchen mancher Gemeinden unserer Tage wandeln, dürften wir hoffen, ein gnädigeres Urtheil zu empfangen?

Der wirkliche Verfall des öffentlichen Gottesdienstes in vielen Gegenden, das Zurücktreten vieler Personen vom Besuch der Kirchen, ist in der That weniger den Fortschritten der sogenannten Aufklärung des Volks zuzuschreiben, als dem Mangel der Fortschritte vieler Geistlichen in ihrer eigenen Ausbildung und Vervollkommnung zum Beruf, so wie der allzuwenigen Sorgfalt, welche man von Seiten der Gemeinden, der Obrigkeiten, der Kirchenvorsteher und Geistlichen auf Anstand, Würde und Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen verwendet. Es sind in

der That Viele, und man hört oft sagen: Warum soll ich in die Kirche gehen, um ein ordnungs- und geistloses Geschwätz anzuhören, welches man mir für Verkündigung göttlichen Wortes gibt? Mehr Belehrung, Erbauung und Aufrichtung gewinne ich in häuslicher Stille, wenn ich mich mit dem Lesen von Schriften frommer und weiser Männer, oder mit eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge beschäftige. Warum soll ich in die Kirche gehen, wo die unruhigen Bewegungen der Menge, die elenden Umgebungen, der schlechte Gesang meine Andacht zerstreut, statt erregt? Lieber unterhalte ich mich in der Einsamkeit mit meinem Gott im Gebet, wo ich es ungestört und herzlich kann, nicht nach hergebrachten Alltagsformeln. — Allein der öffentliche Gottesdienst, sobald er auf eine seiner Bestimmung angemessene Weise begangen wird, hat so große und mannigfaltige Vorzüge vor dem häuslichen, ist dem Volke, dem gemeinen Mann nicht nur, sondern auch dem Gebildeten und Gelehrten, zur steten Nahrung religiösen Sinnes so unentbehrlich, daß darüber unter Einsichtvollen und Menschenkennern kaum ein Zweifel erhoben werden kann.

Es ist die religiöse Unterhaltung ein so tiefes Bedürfniß des Menschen, daß selbst die unverzeihlichste Nachlässigkeit derer, die für würdige Feier des Gottesdienstes die erste Sorge haben sollen, es noch nicht hat dahin bringen können, die Tempel ganz leer von Betern zu machen. Den größten Beweis von jenem Bedürfnisse, wie davon, daß die Kirchen und ihre Diener an vielen Orten nicht sind, was sie sein sollen, gibt zum Theil in manchen Gegenden die Begierde der Leute, andere Gottesverehrungen zu besuchen, als zu denen sie gehören, und in welchen sie mehr Erbauung und Belehrung finden, als in denen ihrer Gemeinde; oder die steigende Neigung der Bewohner mancher Gegenden, die Zahl der Sektirer von verschiedener Art zu mehren, bei welchen sie, wenn auch nicht größere innere Frömmigkeit, doch mehr äußern Anstand und mehr Reiz zur Andacht verspüren.

Dies Alles macht uns gewiß, daß, wiewohl äußerliche Zucht, Zeremoniel und würdige Umgebung nicht wesentlich zur christlichen Gottesverehrung gehören, doch solche Mittel zur Belebung und Erhöhung andächtiger Gefühle, zumal bei öffentlichen Versamm-

lungen, von erster Wichtigkeit sind. Und da der Zweck ohne die Mittel nicht erreichbar ist, wird es heilige Pflicht der Fürsten, der Obrigkeiten, der Geistlichen, der Gemeinden und jedes einzelnen Bürgers, dem Religion und Verbreitung und Beförderung derselben heilige Angelegenheiten sind, Alles zu entfernen, was die Feierlichkeit und den Eindruck öffentlicher Gottesverehrung vermindert, und Alles beizutragen, was den Zweck gemeinschaftlicher Versammlungen im Tempel befördert. — Die Wichtigkeit solcher Pflicht, und wenn sie schon nicht durch sich selbst einleuchtend wäre, würde schon aus dem Ernste Jesu Christi erhellen, mit welchem er selber im empörten Unwillen die Tische der Geldwechsler, der Taubenverkäufer und Anderer umstieß im Tempel, die zur Bequemlichkeit der Opfernden da mit ihrer Waare saßen. Mein Haus ist ein Bethaus; ihr sollt es nicht zur Mördergrube machen!

Reinlichkeit, Einfalt, Ordnung, Regelmäßigkeit in den Umgebungen kann gar oft mit Glück mangelnden Glanz ersetzen, und da, wo Alles heiter und edel das Gemüth anspricht, vergißt man gern die Majestät der Pracht. Alles Kleinliche, Spielende, Geschmacklose, noch mehr das Ekelhafte oder Anstößige in Verzierung, das Unanständige oder Lächerliche in Gemälden, muß verbannt sein. Besser die höchste Einfachheit, selbst Schmucklosigkeit, als bunte Ueberladung eines Gotteshauses mit Schmuckwerk, wodurch die Aufmerksamkeit fremden Dingen zugezogen wird. In Worten wie in Tönen der Gesänge herrscht das Edelste, was die Kunst auf dem Altar der Religion geopfert hat; Feierlichkeit und Größe in jeder Musik; dazu in den Bewegungen der Menge stille Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen, zu welchem sich die Andacht der Gemeinde wendet. Fern sei auf jenen heiligen Stätten, wo König und Bettler gleich stehen, als Kinder des gleichen Gottes, der thörichte Rangstolz, die gefallsüchtige Prunksucht, die umhergaffende Neugier, die Verletzung der Achtung, welche man jeder Versammlung, wäre sie auch nicht so heilig, schuldig ist, und die Verletzung des gemeinsten Anstandes durch Unterbrechung der feierlichen Stille mit Geschwätz und Flüstern, oder durch Lächeln und Winken und Schlafen.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrungen ist immer für solche Personen am unentbehrlichsten, welche beim Mangel höherer

Bildung und eigener Kraft sinnliche Hilfsmittel am meisten vonnöthen haben, wenn sie ihr Gemüth zum Ueberirdischen erheben sollen. Daher ist Sorge dafür in großen Städten kaum so dringend, als in Dörfern, wo der Eindruck von außen oft nur allein entscheidet. Und doch ist es eben hier, wo Armuth der Gemeinden, oder Geschmacklosigkeit der Vorsteher es an dem am meisten fehlen läßt, was das Nothwendigste ist.

Wir wissen, daß die Kunst des Schönen auf Entwilderung barbarischer Völker, daß Veredlung des Geschmacks auf Veredlung der Sitten von jeher den unbezweifeltsten Einfluß äußerten. Warum sehen wir die Rohheit des Landvolkes, die ungeschliffenen Sitten, die Armuth der Vorstellungen in vielen Gegenden mit so unmenschenfreundlicher Gleichgültigkeit an? Man spricht davon, als läge die Veredlung und Vermenschlichung solcher Halbwilden gänzlich außer dem Pflichtkreise der Christen, oder außer der Macht der Obrigkeiten und reicher Privatpersonen. Und doch, wie viel ließe sich auch hier zur Erweiterung des Gottesreiches und allgemeiner Glückseligkeit, wie zum Aufblühen und Erstarken der Staaten leisten!

Und habe ich nicht Vermögen genug, mit eigenem Aufwand das Bessere zum Wohl der Menschheit zu bewirken, kann ich es doch auf mancherlei andere Weise, durch persönliche Ermunterungen, durch Hinleitung der Aufmerksamkeit auf das Fehlende und Wünschenswerthe, durch Rath und Anweisung. Warum sollte ich wenigstens dies nicht thun, um auch hier in einer hohen Pflicht meinem Jesu nachzuwandeln, der, was die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes störte, die Andacht der Betenden schwächte, mit schonungslosem Ernste strafte!

Wie lieblich sind mir Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn! Ja, so schwach auch meine Kräfte sein mögen, will ich doch in allerlei Wegen dahin streben, daß der Sinn zur Verbesserung gottesdienstlicher Gebräuche, zur Verherrlichung der Tempel, zur Vermehrung öffentlicher Andacht in meiner Bekanntschaft, in meiner Gemeinde, in meinem Vaterlande immer reger und thätiger werde!

52.

Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott.

Joh. 4, 24.

Es fröhnten Völker todten Götzen,
Geschöpfe fielen ohn' Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin.
Umsonst sprach Gott aus hohen Fernen,
Umsonst von Miriaden Sternen;
Der Ewige sprach laut: Ich bin!
Ich bin allein Gott! — Ach, die Blöden
Vernahmen es mit irrem Sinn;
Sie hielten es für Staubes Reden,
Und fielen vor dem Staube hin.

Und meinten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten,
Und bald war auch das Laster Gott.
Da dünkten Einige sich klüger,
Und lachten dieser Selbstbetrüger;
Ein Thor ward bald des andern Spott.
Allein, Gott über alle Götter,
Dich findet auch der Weis're nicht.
Blind ist der Pöbel, blind sein Spötter!
Wer Dich erklärt, irrt ohne Licht.

Urgeist der Geister, Du nur weise,
Hast Alles in des Alles Kreise
Nach Zahl, Gewicht und Maß gestellt.
Es schafft der Wahnsinn nur im Traume
Allmächt'gen Staub im öden Raume,
Und schafft aus solchem Deine Welt.
Der Blödsinn hüllt in Dämmerungen,
In menschliche Gestalt Dich ein;
Du kannst von keinem Raum umschlungen,
Von keiner Zeit beschränket sein!

Wenn ich das unbegreiflich Wundervolle in den Werken Gottes mit ehrfurchtvollem Erstaunen betrachte, — oder schaudernd und anbetend den Finger Gottes in den merkwürdigen Begebenheiten meines eigenen Lebens und in den Schicksalen anderer Menschen und ganzer Völker erkenne, — oder wenn mich die unbeschreiblich endlose Liebe und Gnade des himmlischen Vaters mit tiefen Rührungen erfüllt, — dann bedenke, wie unwürdig, wie schwach, wie ganz nichts der sterbliche Mensch gegen die Majestät des Ewigen ist: so ergreift es meinen Geist mit grauenvoller Furcht. Ich strebe ver-

gebens, mir das allerhöchste Wesen in seiner ganzen unendlichen Hoheit zu denken. Ich schwindle vor den Tiefen seines Reichthums und seiner Erkenntniß.

Man sagt mir, Gott ist allmächtig im Himmel und auf Erden — wie soll ich mir das Eingreifen dieser Allmacht in das große Weltgebäude denken, die da wirkt in den entlegensten Sonnen, wie in dem Hälmlein des kleinsten Mooses? — Man sagt mir, Gott ist allwissend. Wie soll ich mir denken den Alles durchforschenden Blick, der da im gleichen Augenblick erkennt, was seit Ewigkeiten war, was überall im weiten Reich der Unendlichkeit geschieht, und was in Ewigkeiten sein wird? — Man sagt mir, Gott ist allgegenwärtig. Wie soll ich mir die Möglichkeit dieses Ueberallseins der Gottheit vorbilden? Ich fühle die Grenzen meiner Kraft, die Schranken meiner Endlichkeit. Ich lasse ab von den fruchtlosen Bemühungen, mir eine Art Vorstellung von der Beschaffenheit Gottes zu machen; es ist Alles in mir verworren, Alles dunkel und ungewiß. Es ist mir, wie dem, welcher die Sonne lange beschauen will, um sie durch das blendende Strahlenwerk zu erspähen, und immer weniger sieht, und immer blinder wird. Und doch regt sich dann wieder das Bedürfniß und die Begierde meines Gemüthes, vom Höchsten eine, wenn auch noch so schwache, Vorstellung zu bekommen. Täglich bete ich zu ihm, täglich ist er mein Gedanke, und doch weiß ich nicht, wie ich mir ihn vorbilden soll.

Diese Empfindungen haben gewiß auch andere Menschen, und sie sind sehr verzeihlich; sie liegen tief in der Denkart und in den Vorstellungsbedürfnissen der Sterblichen. Wenn man von abwesenden Personen reden hört, die man noch nie gesehen, macht man sich unwillkürlich von ihnen eine Vorstellung ihres Aeußern. Schon in uralten Zeiten fand man dieselbe Neigung bei den Völkern. Umsonst ward die Gottheit allgegenwärtig geheißen; die blöden Sterblichen dachten sie sich dennoch in einer Gestalt, die von einem engen Raum umgeben wäre, in Gestalt eines Menschen, oder wohl gar eines Thieres. Umsonst verbot Moses, ein Bild von Gott zu machen; die Israeliten kehrten mehr als einmal zu dem Verbotenen zurück.

So kam die Abgötterei in die Welt. Die ersten Menschen ver-

ehrten das höchste Wesen in geistiger Reinheit. Dann kamen andere, und suchten ihre Andacht durch bildliche Vorstellungen zu erhöhen, durch welche sie sinnlich an den Ewigen gewöhnt wurden. Darauf kamen wieder andere, welche das Unsichtbare vergaßen, und vor den Bildsäulen und Gemälden knieten, als wohnte die Gottheit in einem Behälter von Stein, Holz, Farben und Erz, das von Menschenhänden gemacht worden. Und also haben sie, wie Paulus sagt, verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel, und der vierfüßigen Thiere und der kriechenden Thiere. (Röm. 1, 23.)

So ist es wohl auch noch heutiges Tages bei vielen Christen. — Wohl mögen Tausende und Tausende leben, die sich das höchste, das unendliche Wesen, von dem das weite Weltall regiert wird, ganz in menschlicher Gestalt denken. Andere wieder, die wohl vernünftiger zu sein glauben, achten solche Vorstellungen nicht, aber doch können sie sich nicht verwehren, sich Gott mit allerlei Eigenschaften zu denken, die sie wohl an mächtigen Menschen finden, mit Eigenschaften, die selbst an Menschen sehr fehlerhaft sind. Sie stellen ihn sich bald zornig vor, bald durch menschliche Bitten erweicht und gerührt; bald begierig, von den Menschen geehrt zu werden; bald dankbar für empfangene Ehrenbezeugungen; bald, als müsse er erst von uns um das gebeten und von dem unterrichtet werden, was zu unserm Besten dienen könne. — Auch gibt es wohl Andere, welche glauben, sie haben die edelste Vorstellung von dem weisen und lebendigen Gott, wenn sie sich ihn als eine große Kraft der Natur, als eine Art von Weltseele denken; oder als den Inbegriff der Kräfte, durch welche alles Sichtbare so und nicht anders ist. Sie verwechseln in verworrenen Begriffen den lebendig waltenden Gott mit den nach seinen Gesetzen wirkenden todten Kräften, und setzen an die Stelle der schöpferischen Weisheit das von ihr erst Erschaffene.

Wie aber soll ich mir Gott vorstellen? Christus Jesus antwortet dir: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 24.)

Auch in dir, o Sterblicher, ist ein lebendig wirkender, das

Heilige fordernder, erhabener Geist, der ewig fortleben wird. Dieser Geist ist ebenfalls unsichtbar, und du kannst dir von seiner Beschaffenheit keine deutliche, noch weniger bildliche Vorstellung machen: und doch ist dieser Geist vorhanden in dir, denn sonst würdest du dieses Wort nicht verstehen, diesen Gedanken nicht denken können; du wärest selbst nicht vorhanden.

Auch in dir ist ein Geist. Er ist unsichtbar in allen Theilen deines Körpers gleichsam gegenwärtig. Er ist es, der das Leben bewirkt, und mit unerklärlicher Kraft und Wetterschnelle im innersten wie im äußersten Gliede des Körpers wirkt; du weißt dies, du bist vom Dasein dieses deines Geistes überzeugt, weil du überzeugt bist, daß du in der Welt bist: und doch kannst du dir von dir selbst und deinem geistigen Ich keine bildliche Vorstellung machen.

So ist Gott; — er bleibt der lebendige Urgeist des grenzenlosen Alls der Natur; er ist der Allervollkommenste! Wie ich das Dasein meines Geistes daraus erkenne, daß ich mich meiner selbst bewußt bin, und wirksam bin: so erkenne ich die Gottheit aus ihren unläugbaren Wirkungen. So thöricht es mir vorkommen würde, wenn Jemand den menschlichen Geist mit Farben oder mit körperlichen Gestalten abbilden wollte: so thöricht und noch thörichter ist es, Aehnliches von dem allerhöchsten Geiste zu thun. Wie kann man das Unvergängliche durch etwas Gebrechliches, wie kann man das Unendliche durch etwas Endliches, wie kann man das Unsichtbare durch etwas Sichtbares, den Geist durch Körper bezeichnen und vorstellen? Ist es nicht ein Wahnsinn, welchen selbst das Kind beim ersten Nachdenken verwerfen muß?

Hat der Mensch keine Möglichkeit, sich eine bildliche Vorstellung vom Geiste des andern zu machen: so ist die Unmöglichkeit noch größer, wenn wir eine Vorstellung von Gottes Beschaffenheit verlangen. Unsere Hand kann nicht das Weltmeer umspannen, geschweige die Grenzenlosigkeit des Alls; wir können tausend Kleinigkeiten nicht ergründen, geschweige das Allergrößte; wir sind höchst unvollkommene Wesen: wie können wir das Allervollkommenste erfassen? Wer Gottes Wesen durchschauen und begreifen wollte, müßte selbst Gott sein. Ist es nun an sich ungedenkbar, von der Gottheit in seinen Vorstellungen eine Art Bildniß zu haben; ist

jedes Bild, welches wir uns vom höchsten Wesen entwerfen und träumen, immer nur eine unwürdige Einbildung: so ist es auch sündlich und tadelhaft, sich den Allerhöchsten vollkommener zu denken, als er ist; ja, es schadet der wahren Religiosität, und bringt auf mancherlei Weise Verderben.

Dadurch kam der Götzendienst, die Anbetung von hölzernen, steinernen oder gemalten Gottesbildern unter die Menschen; dadurch entsprang jener falsche Gottesdienst, wo sich die Sterblichen ihren Gott, den sie verehren wollten, wie die sinnliche Verehrungsweise selber erfanden und machten; wo sie eine Speise für rein, die andere für unrein erklärten; wo sie an gewissen Tagen Fasten beobachteten, an andern Wollüste und Ausschweifungen gestatteten. Das ist es, wogegen die heilige Schrift kraftvoll warnt; das, wovon Paulus ernst die Bekenner Jesu zurückmahnt: So lasset nun Niemand euch Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabbathe; welches ist der Schatten von dem, was zukünftig war, aber der Körper selbst ist in Christo; welches ist Menschengebot und Lehre. (Kol. 2, 16. 17.)

So groß auch die Kunst der Maler sei, ist es doch immer auch von dem Vortrefflichsten unter ihnen eine Verstandesverirrung und nie zu verzeihende Geschmacklosigkeit, den Schöpfer des Weltalls, oder den ewig hohen Richter der Todten und Lebendigen, in der Gestalt eines starken, weißbärtigen, wohlgekleideten alten Mannes darzustellen. Alle eure angebrachte Majestät in Haltung und Geberden ist nur Ziererei sterblicher Herren; und wie mag das Ewige veralten? Bilder dieser Art sind wahrhaft irreligiös. Sie verleiten das Gemüth der Kinder zu falschen und unwürdigen Vorstellungen, sie bringen eben dergleichen unwissenden Erwachsenen bei. Und warum denn die Reinheit des Gemüths beflecken, und schauspielerische Thorheit statt der Wahrheit geben? Wie schwer ist es, die in früher Jugend empfangenen ersten Eindrücke wieder zu vertilgen; und wie leicht wird ein unwissender roher Mensch geneigt, ein Bild, welches ihm Andacht erwecken soll, für den Gegenstand der Anbetung selbst zu halten!

Oder wissen wir denn nicht, wie im Schoose der christlichen Kirche leider der im Denken wenig geübte Haufe des Volks in ein

neues Heidenthum versinkt, wenn er das Zeichen für das hält, was damit doch nur bezeichnet werden soll? Wissen wir denn nicht, daß der rohe, ungelehrte oder vielmehr übelbelehrte Volkshaufe an vielen Orten vor Holz und Stein kniet, wie der Heide davor kniete, und Wunder davon erwartet, wie der Heide auch von seinen Bildern erwartete? — Wenn Jesus Messias in seiner heiligen Würde durch unsere ihm geweihten Tempel wandelte; wenn er, der da rief: Gott ist ein Geist, ihr müsset ihn im Geiste verehren und anbeten; wenn er, der da lehrte: Gott ist überall, und nicht in Tempeln allein von Menschenhänden gemacht; wenn er diejenigen sähe, die sich seine Jünger nennen, den Christennamen tragen, wie sie in trauriger Blindheit vor Abbildungen des Göttlichen knien, und besonders von diesem oder jenem Bilde Wunder erwarten — würde er seine Nachfolger in ihnen erkennen?

Was fromme Menschen einst bloß zur Beförderung der Andacht erfanden, das hat eine heidnische Unwissenheit in wahre Abgötterei verkehrt, und unwürdige Priester des Altars bestärkten aus ähnlicher Unwissenheit, oder aus Ehrgeiz und Herrschsucht, den blinden Pöbel in dem Wahn, welchen die Schrift verdammt, Jesus Christus nie, und nie einer seiner Apostel gelehrt hat.

Das sind die Folgen sichtbarer, bildlicher und körperlicher Vorstellungen des Unsichtbaren und Göttlichen!

Wenn man aber auch frei von diesem Heidenthum der Christen ist, so ist man es oft keineswegs von einer andern Art des Heidenthums, da man sich Gott zwar nicht in Gestalt eines betagten Mannes oder eines Thieres, gleichwie die Taube ist, wohl aber mit allerlei menschlichen Schwachheiten behaftet, auf die unwürdigste Weise vorstellt. Wahr ist es, viele heilige Schriftsteller bedienen sich bildlicher Ausdrücke, die von Menschen hergenommen sind, wenn sie von Gott reden. Sie sprechen von der gewaltigen Hand Gottes, um seine Allmacht zu bezeichnen; vom Auge Gottes, um seine Allwissenheit zu bemerken; allein sie drücken damit nicht aus, daß Gott Augen, Hände und andere menschliche Gliedmaßen habe. Ebenso sprechen sie sinnbildlich von der Langmuth Gottes, vom Zorn des Höchsten gegen die Sünder, von mancherlei andern aus der menschlichen Natur entlehnten Empfindungen und Be-

gierden, um gewisse Wirkungen der göttlichen Weltregierung zu bezeichnen. Allein darum wollten sie nicht sagen, Gott habe alle diese kleinen, oft tadelhaften menschlichen Neigungen: sondern sie waren gezwungen, von göttlichen Dingen in der armen menschlichen Sprache zu reden, um sich denen einigermaßen deutlich zu machen, zu welchen sie sprachen.

Die heilige Schrift selbst nennt den Zorn ein Laster. Wie mag man glauben, daß der, der von Ewigkeit Alles voraussah, von Tag zu Tag das Gemüth ändere, bald Freude, bald Traurigkeit abwechselnd empfände — er, der Unveränderliche, in welchem kein Wechsel des Lichtes ist?

Die bildliche Sprache der Bibel mag Manchem, der über den wahren Sinn heiliger Worte nicht genugsam nachdachte, oft zu dergleichen irrigen Vorstellungen Anlaß gegeben haben; aber es ist Pflicht des Christen, daß er den Verstand der gelesenen oder gehörten Worte nicht oberflächlich, sondern in ihrer tiefen Bedeutung ergreife; es ist Pflicht der Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes, nicht nur anhaltend dem Wahren und Bessern nachzuforschen, sondern auch Andere vor den aus Mißverständniß entspringenden Irrthümern zu warnen.

Denn aus diesen Irrthümern entwickelt sich Irreligiosität, kein Christenthum. Könnte Gott wirklich zürnen: warum sollte der Zorn am Menschen eine Sünde heißen? Könnte Gott Rache üben: warum sollte Rachsucht am Menschen strafwürdig sein? Es ist nur allzugewiß, daß derjenige, welcher dem höchsten Wesen menschliche Schwachheiten zutraut, sich eben damit vom wahren Gott entfernt, und einen von seiner eigenen Einbildungskraft geschaffenen Gott anbetet.

So sind wohl Viele, welche es ganz falsch verstehen, wenn bildlicherweise von Gott gesagt wird, er sei gnädig, langmüthig, und werde von der Reue des Sünders endlich zum Erbarmen bewegt. Sie denken sich ihn wie einen guten, doch schwachen Menschen, der gar ungern zürnt; der, weil er nicht weiß, ob sich sein Untergebener noch bessern wird, Nachsicht mit ihm hat, bis endlich auch die Geduld bricht; dann aber dennoch von seinem ersten Vorsatze, den Fehlbaren zu bestrafen, wieder durch Seufzer, Thränen

und Bitten zurückgebracht und versöhnt werden kann. Dergleichen falsche, unanständige Begriffe haben den bösesten Einfluß auf das menschliche Herz. Daher sieht man Viele sich unbesorgt den Ausschweifungen hingeben: sie hoffen, es bei Gott wohl abbitten zu können. Sie zählen auf seine Langmuth, als hätten sie mit einem Menschen zu thun, den man täuschen kann. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Er weiß seit Ewigkeit, was euer künftiges Thun und Lassen sein werde; daher ist alle Täuschung unmöglich. Ihr leget dem höchsten Wesen menschliche Gefühle und Schwächen bei, aber ihr machet euern Gott noch schwächer und unweiser, als ihr selbst seid. Denn wenn ihr zum Beispiel mit Gewißheit von einem Mörder und Räuber seine Unverbesserlichkeit wüßtet: würdet ihr Nachsicht mit ihm haben, und ihn frei herum morden und rauben lassen? Gott aber, der Alles kennt, ohne von Langmuth oder Erbarmen, von Freude oder Schmerz bewegt zu werden, hat den Lauf der Dinge geordnet, und Alles so, daß Alles seine Zeit hat, und Alles sein Ziel zum Segen des Ganzen, zum Untergang des Bösen.

Es sind noch Viele, welche aus Mißverständniß bildlicher Ausdrücke von der Liebe Gottes in dem Irrthum leben, Gott könne größeres Wohlgefallen an einem, als am andern Volk, größeres Wohlgefallen an einer Religionspartei, als an der andern haben. Da hört man dann oft in einem Lande Gebete zum Gott der Heerschaaren um Sieg über ein anderes Land; da hört man oft feindselige Gebete gegen die Ungläubigen, die Ketzer, und wie man sonst noch Leute von andern Glaubensparteien im Hasse bezeichnet. — Aber Gebete, wie diese, wahrlich, sie sind keine Gottesverehrungen, sondern Gotteslästerungen! Was würde ein irdischer Vater zu einem seiner Kinder sprechen, das ihn um Waffen und Stärkung anriefe, einen Bruder oder eine Schwester zu ermorden? — Gotteslästerer, und ihr betet zu Gott, euch zum Morden, Rauben und Elendmachen eurer Brüder beizustehen? Ist er nicht Vater aller seiner Erschaffenen? Ist er schlechter als ein irdischer Vater unter euch? Sind wir nicht Alle Kinder Gottes? Wo ist ein Volk, wo eine Kirchengenossenschaft, gegen die er so parteiisch wäre, wie ihr verblendeten Thoren? Wer recht thut und Gott fürchtet in allerlei

Volk, der ist ihm angenehm, denn es ist kein Ansehen der Person vor ihm.

Viele Andere sind, welche sich aus Mißverständniß des bildlichen Ausdrucks Gottesdienst einbilden, man könne Gott wirkliche Dienste leisten und etwas Angenehmes erzeigen, wenn man gegen ihn äußere Aufmerksamkeit hat, wie gegen Fürsten, die doch nichts, als schwache Menschen sind. Sie bleiben dabei unreinen Herzens, schwelgen, saufen, betrügen, verführen, hassen, verleumden, spötteln; aber rennen fleißig in die Kirche, beten lange Gebete, singen, geben Almosen, und glauben mit ihren Zeremonien den Herrn des Weltalls, den Richter der Geister zu bestechen; glauben, sie können die Selbststrafe der Sünden abwenden, und einen Segen erwerben, der nur das Erbtheil tugendhafter Geister ist. Oder sie bleiben in ihren Lastern, und trösten sich des Verdienstes Jesu Christi, als wäre sein Verdienst nicht das Werk des ewigen Vaters selbst gewesen.

Hüten wir uns wohl, den Allerheiligsten mit unsern menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften zu bekleiden. In ihm ist kein Ehrgeiz, kein Eigennutz. Wir sollen ihn ehren, nicht weil durch unsere Verehrungen seine Herrlichkeit vergrößert wird, sondern unsere Gemüthsvortrefflichkeit gewinnt. Wir sollen Recht thun und seine Gebote halten, nicht weil wir ihm damit dienen, sondern unser eigenes Glück erweitern. Denn was hätten wir ihm zu geben oder zu leisten, was wir nicht bloß seiner Gnade zu danken haben?

Aber auch diejenigen sinken in Irrthum und Abgötterei, welche, in der Meinung, sich Gott auf die würdigste Art vorzustellen, ihn sich wie eine dunkele, das ganze Weltall durchströmende und bewegende Naturkraft denken. Alle Kräfte der Natur, welche wir außer uns bemerken, wie wunderbar sie auch durch einander treiben, sind der sich durch das Weltall schwingenden denkenden Kraft des menschlichen Geistes noch lange nicht gleich. Der menschliche Geist, frei wollend, frei wirkend, betrachtend, kann, wenn er will, erhabener als die Gewalt der Natur, erhabener als das Schicksal der Natur sein. Machet ihr nun die Kräfte der Natur oder das Schicksal zum Gott, so ist oft der menschliche Geist erhabener, als euer Gott.

Dieses Irrthums waren einst und sind noch die heidnischen Völker — wie ist eure Weisheit von ihrem Irrthum verschieden?

Du bist der wahre, lebendige, allein heilige Gott, mein Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Dich begreift nicht der Wurm des Staubes, nicht der erhabenste Menschengeist, nicht der Seraph! — Wie könnte ich, der ich mir selber noch ein dunkles Räthsel bin, Dich, Unendlicher, erforschen, und Deine Beschaffenheit ergründen? Jene Sonnen, jene Monde, jene Erden, alle die ungeheuern Weltkörper, welche in den unermeßlichen Himmeln mir aus unzuberechnenden Fernen wie kleine Sterne funkeln, und alle, deren Dasein sich in noch weitern Fernen dem menschlichen Auge entzieht — sie mit ihrer Pracht, mit dem Wunderreich ihrer Kräfte, allgewaltiges, heiliges Wesen, sind Staub vor Dir. Du schufest sie aus dem Nichts zum Dasein. Ich kann ihre Menge nicht mit dem kühnsten Gedanken umfangen. — Herr, Herr, wie vermöchte ich den zu erkennen, und in einer Vorstellung zu fassen, der diesen Staub ins Dasein rief?

Urgeist der Geister, lebendiger, weltbeseligender Gott, zu welchem Jesus mich den Vaternamen mit kindlichem Vertrauen stammeln lehrte! so will auch ich Dich anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Aber immer, wenn mein Gedanke sich emporhebt zu Dir, und das Hochherrliche Deiner Macht und Weisheit und Güte mich ergreift, und meine Seele in Schauern des Entzückens zittert — immer verschwindet das Wort — ich bin zu schwach — mein Gebet wird zur verstummenden Ehrfurcht. — —

Inhalt
des ersten Bandes.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Zschokke, Heinrich, 1771-1848 / Zschokke, Heinrich, / Keller, Georg,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 1

Aarau 1858